

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Lehrbuch der Seelengesundheitskunde

zum Behuf academischer Vorträge und zum Privatstudium

Seelenpflege - Geistespflege

Heinroth, Johann Christian August

1824

Drittes Buch

D r i t t e s B u c h.

Der
praktischen Seelengesundheitskunde
Zweite Abtheilung:
S e e l e n p f l e g e.

E i n l e i t u n g.

Ueber die Seele und ihre Lebensentwicklung überhaupt.

§. 175. Rückblick auf die Theorie.

Es ist in dem Organon, oder in den Vorbegriffen zur Theorie, schon das Nöthige über die Seele (§. 7.), über das Seelenleben (§. 10.), und über die Seelengesundheit (§. 13.) beigebracht worden; so weit es zur Erkenntniß dieser Gegenstände gehörte. In diesem Buche aber soll von der Behandlung der Seele und des Seelenlebens zum Behuf der Seelengesundheit die Rede seyn. Da uns jedoch hierbei jene früheren Begriffe leiten müssen, so ist ein Rückblick auf den Inhalt der angeführten §§. nicht überflüssig. Die Seele ist (nach §. 7.) das der Seligkeit fähige Wesen. In diesen Ausdruck ist gleichsam der Keim zur vollständigen Seelenentwicklung, ihrer Bestimmung gemäß, niedergelegt. Die Seligkeit ist das ausschließliche Eigenthum des Geistes in seinem heiligfreien Wesen; und in der Seele liegt das Vermögen Geist zu werden, weil das Vermögen der Freiheit und folglich auch der Heiligkeit in ihr liegt. Das an die Seele geknüpfte Prinzip der Freiheit und Heiligkeit ist demnach als der Keim zur Seligkeit anzusehen, welche die höchste Vollendung und Gnüge des Lebens ist. Jeder Keim führt

den Trieb zur Entwicklung mit sich. Die Lebensentwicklung der Seele ist also auf die Seligkeit, als ihr Ziel gerichtet. Sie kann, vermöge des ihr selbst, als freier Kraft, überlassenen Lebensganges, ihr Ziel aus den Augen verlieren und von der Bahn desselben abweichen, sie kann sich, gleich dem unvorsichtigen Wanderer, in Irrgänge verlieren, in Sümpfe, an Abgründe gerathen, sie kann in einen Abgrund stürzen, aus welchem sie selbst sich nicht wieder zu erretten vermag: allein sie hat in dem ihr einwohnenden Genius, dem geistigen Prinzip oder der Vernunft, einen sichern Leiter, unter dessen Führung sie sich selig fühlt, bei dessen Nichtbeachtung das Gefühl der Unseligkeit sie drückt und sie antreibt achtsamer zu werden; endlich besitzt sie an dem Glauben eine Kraft von Oben; die, wenn sie einmal erweckt ist, alle Hindernisse zu besiegen und die schon Verlorne sogar aus dem Abgrunde zu retten vermag. Und so ist die Seele geborgen und die Erreichung ihres Ziels ihr gesichert, wenn sie nur. — will. Der Wille wird durch die Einsicht geleitet; und so naht sich denn von außen her die Lehre als Erweckerin der Einsicht, und durch diese, der Gefühle, als der kräftigsten Antriebe des Willens. Hat der Mensch einmal erkannt und empfunden, daß nur das gesunde Leben ein schmerzsfreies Leben ist, und ist er zu der Einsicht gelangt, daß das eigentliche Menschenleben ein Seelenleben, und daß nur die freie Seele gesund ist, so wird auch die Anweisung zur Seelengesundheit, d. h. die Freiheitslehre, bei ihm Eingang finden, und er wird sich über kurz oder lang ihren Vorschriften fügen, die, wie wir wissen, eben sowohl die Pflege des Leibes und Geistes, als die Seelenpflege zum Gegenstande haben, als welche letztere ohne die übrigen nicht vollständig ist.

§. 176. Werth der Seele.

Alles, was unsere Seele umgibt, zunächst die Hülle derselben, unser Leib, sodann die ganze äußere Welt, ist nur das Element, in dem wir leben, der Fruchtboden, in welchen unsere Seele wie ein Samenkorn eingesenkt ist. Unsere Seele ist nicht der Umgebung wegen da, sondern diese soll der Entwicklung unserer Seele dienen. Selbst der Geist, das höhere Lebenselement, gibt sich zu dieser Entwicklung her. Wir selbst, was wir sind und wie wir sind in unserer Persönlichkeit, sind unser einziges, ausschließliches Eigenthum. Unser Recht, unser Anspruch auf genießendes und wirkendes Daseyn in unendlichen Abstufungen, ist an unsere Seele geknüpft. Wir sind nichts im Raume der Welten, im Reiche der Geister, ohne den lebenden Punkt, den wir unsere Seele nennen, ohne unser eigentliches Ich selbst. Unser Gefühl der Wonne der Seligkeit, unsere Erkenntniß des höchsten Lichts und unsere Fähigkeit dasselbe in uns aufzunehmen, endlich unsere Fähigkeit nach dem Gesetze dieses Lichts zu handeln, und uns dadurch immer mehr an die Wesenheit desselben anzuschließen, durch dasselbe immer vollkommener, vollendeter, seliger zu werden, alles dieß liegt in dem Lebenskeime unserer Seele verschlossen. Dieser Lebenskeim ist also ein Schatz, den wir nicht sorgfältig genug bewachen und bewahren können. „Was hülfte es dem Menschen — sagt eine göttliche Stimme — wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ Ist unsere Seele beschädiget, ist sie untauglich gemacht zu ihrer Entwicklung, so ist Alles, das ganze Reich des Seyns und Lebens, für uns verloren. Unsere Seele ist demnach für uns von unaussprechlichem Werthe. Und dennoch — sollte man es denken? — gehen wir so leichtsinnig mit dem Kerne

unseres Wesens, mit unserer Seele, mit uns selbst, um, daß wir die einzige Anwartschaft die wir an das Leben, an eine grenzenlose Entwicklung des Lebens besitzen, gegen Nichtigkeiten hingeben, uns verlieren im Reiche der Täuschungen und Irrthümer, uns verkaufen an Gegenstände, die keinen Halt in sich haben, die unsere Lebenskraft aufsaugen und aufzehren und uns nichts dafür wiedergeben als den Verlust an unserer Selbstständigkeit und Freiheit, als Abhängigkeit und Sklaverei, Lähmung und Ertdödtung der Kräfte, welche bestimmt sind uns einen überschwenglichen Reichthum von Daseyn und Leben zu bereiten. Thörichtes als dieses Verfahren kann nichts gedacht werden; und gleichwohl sind wir in diese Thorheit ganz eingetaucht. Die Welt zieht uns an sich und verschlingt uns mit ihren Sorgen und Kummernissen, ja selbst mit ihren Genüssen und Freuden. Die unserem Entwicklungsleben vergönnte Zeit zehrt sich auf, ohne einen Gehalt in sich aufzunehmen. Der Gegenwart und ihren Bedürfnissen lebend vergessen wir, daß unser Leben einen höheren Zweck hat, ja wir verlernen sogar den Gedanken an diesen höheren Zweck, oder sehen doch wenigstens das Nächste, unser irdisches Auskommen, für das Nothwendigste, folglich auch für das Wichtigste an: denn das Nothwendigste bleibt allezeit das Wichtigste. Und so ist heutzutage das, was man sonst das Heil unserer Seele zu nennen pflegte, ein altmodischer Ausdruck geworden, dessen Sinn uns immer fremder wird, und den man gern aus der Sprache verbannen möchte, weil man sich seiner schämt. Ja, um ihn recht von Grund aus los zu werden und gleichsam auszuheizen, hat man das scharfe Scheidewasser der Wörter Frömmerei, Pietismus, Mysticismus, darüber gegossen, was dann auch bei Vielen vortreffliche Dienste geleistet,

aber auch zugleich die Seele selbst benagt hat: denn es hat in ihr die Fäden zerstört, die sie an ein höheres, geistiges Leben knüpften. Dieß soll, dieß darf, allem früher gesagten zufolge, nicht also seyn; und das Heil, d. h. die Gesundheit unserer Seele muß uns über Alles gehen. Wir müssen wieder anfangen den Werth unserer Seele über alles irdische Gut, über allen irdischen Vortheil schätzen zu lernen; denn nochmals: „Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele?“ Nicht daß wir Leib und Seele sollten darben lassen und Mangel leiden an irgend etwas, wodurch das irdische Bestehen gesichert wird: denn wir wissen es, daß das höhere Daseyn auf dem niederen ruht. Wir müssen demnach unsere Seele als Zeitwesen pflegen, wie wir den Leib pflegen als räumliches Wesen. Allein die Seelenpflege darf doch nicht von ihrer Beziehung auf das höchste, das geistige Leben geschieden werden, und muß so eingerichtet seyn, daß sie dem höchsten Zwecke vollkommen entspricht und der Verfolgung desselben an die Hand geht. In dieser Hinsicht hat sie eine große Aehnlichkeit mit der Leibespflege und muß in denselben Richtungen, und, genau genommen, nach denselben Gesetzen, zunächst in der Lehre, dann aber auch in der Ausübung selbst, durchgeführt werden. Zu welchem Behufe denn hier noch Einleitungsweise die Analogie der Seelenpflege mit der Leibespflege auseinandergelegt werden mag.

§. 177. Analogie der Seelenpflege und der Leibespflege.

Wie sich das leibliche Leben aus einem Keime entwickelt, wie sich die einfachen Anfänge allmählich zu Organen entfalten und zuletzt in Systemen mit einan-

der in Verbindung treten: so auch das Seelenleben; Aus dem Gefühl, als dem Urkeim des innerlichen Lebens tritt der Sinn und der Trieb hervor, deren jedes wiederum der verschlossenen Knospe gleicht, die sich zu einer Mannichfaltigkeit von Lebenswerkzeugen aufschließt. Diese, in ihrer vollen Regsamkeit rufen nun mächtig aus der Tiefe des Gefühls das Gemüth, aus dem Schooße des Sinnes den Geist, und aus der Kraft des Triebes den Willen hervor, Alles dieß empor sprossend aus innerer Lebenseinheit, die sich selbst immer vornehmlicher und verständlicher wird, und zuletzt im empfindenden, erkennenden und wollenden Ich, der in ihren Wechselgliedern lebenden und sich gestaltenden Monas, zusammenfaßt; welche, den Stoff ihrer Nahrung von außen ziehend, denselben innerlich nach eigenen Gesetzen und durch eigene Kräfte in eigenes Wesen verwandelt, und dadurch wächst und reift zur Gestalt und zum Leben des inneren Menschen, der in der Zeit, als in seinem Elemente sich ausbreitet wie der Leib sich in dem seinigen, im Raum. Gleich wie nun der Leib nur durch Nahrung wächst und durch Bewegung sich ausbildet, also auch die Seele. Mannichfaltige Nahrung muß ihr zugeführt werden und in mannichfaltiger Thätigkeit muß sie sich äußern, wenn sie gedeihen soll. Sie bedarf also eben so sehr der Pflege, wenn auch nicht derselben, wie der Leib: denn die Nahrung der Seele ist eine andere, und ihre Thätigkeit ist auch von anderer Art. Aber wie dem leiblichen Leben ist auch ihr ein Maß von Nahrung und von Thätigkeit zugemessen, in dessen Grenzen sie sich halten muß; und ihr Leben ist ebenso mannichfaltigen Störungen, Hindernissen, Feinden und Gefahren ausgesetzt, wie das leibliche, und bedarf demnach, eben so wie dieses, einer besonderen Prophylaktik. Die

Analogie der Seelenpflege und der Leibespflege ist also unverkennbar; und folglich muß für das Leben der Seele nach denselben bestimmten Beziehungen gesorgt werden wie für das leibliche; was denn auch schon in dem letzten Abschnitte der Theorie und in der Exposition des Inhalts der Seelenpflege auseinander gesetzt worden ist. Wir gehen nun, nach dieser Erinnerung an das früher festgestellte, zu dem besondern Geschäft dieses Buches, und handeln von der Seelenpflege, wie vorher von der Leibespflege in vier Abschnitten, deren erster die Genußlehre, der zweite die Thätigkeitslehre, der dritte die Maßlehre und der vierte die Verwahrungslehre in sich faßt. Wir werden in allen diesen Zweigen der Seelenpflege die analogen Verzweigungen der Leibespflege gleichsam in verklärter Gestalt wieder erkennen, und finden, daß das Leben sich seinen Gesetzen und Kräften nach überall gleich, und nur in der Wirksamkeit dieser Gesetze und Kräfte zufolge des verschiedenen Lebenselementes verschieden ist. Ist doch das Menschenleben eine Einheit, nur in verschiedenen Kreisen des Daseyns sich verbreitend, sich ernährend, schaffend und ausgestaltend.

Erster Abschnitt.

Genußlehre oder Diätetik der Seele.

§. 178. Inhalt und Eintheilung der
Seelendiätetik.

Es ist in dem besonderen Schema für die Seelenpflege (§. 47.) zunächst im Allgemeinen der Inhalt der Diätetik dieses Gebiets angegeben worden. Vor allen Dingen muß man sich durch den Ausdruck Genußlehre nicht irre machen lassen. Wäre hier bloß vom Genuß im gewöhnlichen Sinne die Rede, so könnte es nur eine Diätetik für das Gemüth geben; denn nur das Gemüth ist im Gebiete des Seelenlebens der genießende Theil. Wie der Schmerz nur das Gemüth berührt, so auch die Freude, und nur in der Freude findet die Seele Genuß. Aber früherer Erklärung und früherem Gebrauche in diesem Lehrbuche zufolge wird, weil wir eben kein anderes Wort besitzen, unter Genuß so viel als Aufnahme, Ernährung oder Erregung verstanden; und in dieser Hinsicht ist es klar, daß unser Vorstellungs- und Willensvermögen eben so sehr des Genusses, d. h. der Ernährung oder Aufregung bedarf, als das Gemüth. Die Quellen dieses diätetischen Genusses für Gemüth, Vorstellungsvermögen und Willen, sind auch bereits (§. 47.)

vorläufig angedeutet worden. Das Gemüth wird nur durch Gefühle afficirt, genährt und erregt. Allein es gibt kein Gefühl, welches nicht durch die Pforte der Vorstellungen in das Gemüth einzöge. Keine Freude, keine Betrübniß u. s. w., die nicht durch die Vorstellung des Gegenstandes dieser Gefühle bedingt wäre. Die Vorstellungen nun, als Quellen der Gefühle, sind entweder Anschauungen, oder Begriffe, oder Ideen. Die Anschauung einer schönen Gegend, eines schönen Gemäldes, einer lebendigen Gruppe spielender Kinder, oder eines anmuthigen Tanzes, erfreut das Gemüth; nicht minder aber wird dasselbe durch die Einsicht in eine klar ausgesprochene Wahrheit, folglich auf dem Wege des Begriffs, eben so durch die Vorstellung des Absoluten in jeder Gestalt, folglich durch Ideen, z. B. die Idee einer freien Gemeinschaft unter den Menschen, endlich durch das Bewußtseyn der Kraft in gelungener That, demnach mittelst des Einflusses der Thatkraft oder des Willens selbst, erregt, und durch dieses Ergehen genährt und erregt. — Wird nun schon das Gemüth durch Vorstellungen, obwohl nur mittelbarer Weise, erregt, so sind dieselben noch viel näher, d. h. unmittelbar, das Nahrungsmittel des Vorstellungsvermögens selbst, welches in ihnen, als in seinem Elemente lebt. Wiederum nehmlich sind es Anschauungen, Begriffe, Ideen, deren das Vorstellungsvermögen un- ausgefetzt zu seiner Ernährung und Erregung bedarf, und zwar zum Behuf seines eigenthümlichen Lebens in der Erkenntniß und im Schaffen, folglich in ganz anderer Beziehung als das Gemüth. Der uns eigenthümliche Geist (unser Vorstellungsvermögen als Denkkraft und Einbildungskraft im weitesten Sinne) hat kein anderes Leben als das im Bilden, im Gestalten von Erkenntnissen oder von Kunstschöpfungen; und in

beiden Fällen bedarf er des Stoffes zu seinen Gestaltungen; und dieser Stoff, seine Nahrung, ist in den Anschauungen, Begriffen, ja in den Ideen selbst enthalten. Von Außen — um dieß erinnernd beizufügen — gibt Natur, Kunst und freies Menschenleben den Stoff für das Vorstellungsvermögen, von innen der Mensch selbst und der Gesamteinhalt seines Bewußtseyns. — Wie nun das Herz durch Gefühle, vermittelt durch Vorstellungen, das Vorstellungsvermögen aber durch die letzteren allein, so wird der Wille durch beide, Gefühle und Vorstellungen, genährt und erregt: denn der Wille bedarf der Antriebe, und nur von jenen beiden Seiten her können ihm diese kommen. Und zwar sind es die Gefühle und Vorstellungen des Verdrüsses der Erhaltung, der Erweiterung, der Steigerung und Vollendung des Lebens, welche, als eben so viele Reize und Stacheln, den Willen in Bewegung setzen: denn das befriedigte Leben will nichts, so lange die Befriedigung vorhanden ist; die Befriedigung aber flieht mit den Augenblicken vorüber; und so steht der Wille nie still, sondern muß immer zur That gerüstet seyn. Die Gefühle, die Vorstellungen, die dieß am zweckmäßigsten vermögen, sind in der Diätetik des Willens zu sammeln und aufzustellen. Und so ergibt sich denn für diese erste Lehre der Seelenpflege ein dreifaches Geschäft in der Diätetik des Gemüths, des Vorstellungsvermögens (Geistes im engeren Sinne) und des Willens. Weil aber in jedem dieser Gebiete eine Mannichfaltigkeit von Gegenständen abgehandelt werden muß, welche ohne eine genaue Unterordnung nicht wohl übersehen werden könnten, so ist es rathsam einen vorläufigen Ueberblick über die Eintheilung der Materien dieses Abschnitts zu geben, welche folgende ist. Erstes Kapitel. Diätetik des Gemüths. — Zur

nächst Ernährung und Erregung des Gemüths von außen, durch Gegenstände (Anschauungen) der Natur, der Kunst, und des freien Menschenlebens; sodann durch innere Anschauungen der Einbildungskraft und der Phantasie, die ihre Wurzeln in den Bedürfnissen des Gemüths selbst haben; ferner durch Begriffe, in mannichfaltiger Erkenntniß; endlich durch Ideen, die das Gemüth vorzugsweise in Anspruch nehmen. Zweites Kapitel. Diätetik oder Ernährung und Erregung des Vorstellungsvermögens (Geistes) zunächst durch äußere Anschauungen von Natur, Kunst und freiem Menschenleben; sodann durch Begriffe, aus dem Gesamtgebiet der Erkenntniß; endlich durch Ideen, welche das erkennende und Kunst Vermögen mit dem Leben überhaupt in Berührung bringen. Drittes Kapitel. Diätetik des Willens. Ernährung und Erregung desselben durch Gefühle und Vorstellungen des Bedürfnisses zunächst der Erhaltung, sodann der Erweiterung und Steigerung, endlich der Vollendung des Lebens. Diese sämtlichen, hier im Allgemeinen angegebenen Rubriken umfassen in ihrer Aufeinanderfolge die Summe der Gegenstände, welche in dem ersten Abschnitt der Seelenpflege abzuhandeln sind; als an welches Geschäft wir uns jetzt begeben.

Erstes Kapitel.

Diätetik des Gemüths.

§. 179. Ernährungs- und Erregungsmittel
des Gemüths überhaupt.

Daß wir unter Gemüth, nicht wie Manche, und selbst Kant, die Seele überhaupt, sondern das Herz verstehen, den Kern unseres Seelenwesens, die Wohnung der Freude und des Schmerzes, der Liebe und des Hasses, würde überflüssig seyn hier nochmals auseinander zu setzen, da dieß bereits in den Vorbegriffen zur Theorie, unter der Rubrik Seele, hinreichend geschehen ist. Aber abnehmen läßt sich hieraus, von welchen Ernährungs- und Erregungsmitteln jetzt nothwendig die Rede seyn muß. Was verlangt das Herz? Freude, und nichts als Freude ist seine Speise; und es kommt nur darauf an, ihm diese Nahrung aus den rechten Quellen zufließen zu lassen. Viele sind der Meinung daß die Leidenschaften die natürliche Nahrung des Herzens sind. Das Herz, sagen sie, wird durch die Leidenschaften belebt, und dadurch der Mensch selbst zu allem Großen und Schönen aufgeregt. Was hat nicht die Liebe schon Kühnes, ja außerordentliches ausgerichtet! Welche Hebel zu großen Thaten sind nicht von jeher Ehrgeiz und Ruhmbegierde gewesen! Selbst die Neigung zum Erwerb und zum Besitz, überhaupt die Selbstliebe, erhält ja den Wohlstand der Individuen und ganzer Stände; und die vorzüglichsten politischen Schriftsteller unserer Zeit gehen ja von dem Grundsatz aus, den sie für völlig in der menschlichen Natur begründet halten: „daß der Eigennuß die allgemeine Regel menschlicher Handlungen sey, eine Regel, die alle Theo-

rien für das Haupthandlungsprinzip der menschlichen Wesen müssen gelten lassen *).“ Wenn dem so ist — wie es die tägliche Erfahrung zu bestätigen scheint — so ist es ein Beweis, daß die Menschheit unserer Zeit eben nur auf dem natürlichen Prinzip (der Selbstheit) steht, welches nicht durch den Geist verklärt und veredelt ist. Und obschon wir hier den Einfluß des Geistes selbst aus dem Spiele lassen, so können wir doch die Seelenpflege nicht im Widerspruche gegen den Geist begründen und verfolgen; sind also genöthiget auch die Ernährungs- und Erregungsquellen des Gemüths nicht in den Leidenschaften zu suchen, als welche ohnehin, genauer betrachtet, durch ihre unruhige und stürmische Bewegung die natürliche Lebenserregung, um die es uns doch allein zu thun ist, weder hervorbringen noch unterhalten können. Die Apologisten der Leidenschaften haben nicht tief genug in das Wesen derselben geblickt. Jede Leidenschaft ist verderblich: denn ihre Lebendigkeit trägt zugleich das Prinzip der Zerstörung in sich, eben weil die Leidenschaft außer dem Maße ist, welchem allein die Kraft und das Gesetz der Erhaltung anvertraut wurde. Ein anderes ist Gefühl, ein anderes Leidenschaft. Zwar ist die Basis aller Leidenschaft das Gefühl, aber nicht umgekehrt. Ohne Gefühle kann das Herz nicht bestehen, aber wohl ohne Leidenschaften. Und so schließen wir denn die letzteren mit Recht aus dem Kreise der Ernährungsmittel des Gemüths aus, zufrieden wenn wir demselben reichliche Quellen der Freude und der Stimmung zur Heiterkeit zufließen lassen können: denn nur in der Freude schlägt das Herz frei, und nur aus der Freude quillt die Heiterkeit, welche die Mutter alles gedeihlichen Wirkens und

*) Everett: Europa u. (Uebersetz. 1ster Theil. S. 60.).

Schaffens ist. Woher nun die freudigen und heiteren Gefühle? Wo anders her als aus dem Leben selbst, dem äußeren und dem inneren: dort aus dem Leben der Natur, dem Kunstleben und dem freien Menschenleben; hier aus dem Leben in den eigenen Gefühlen und Vorstellungen, welche die Reflexe der Harmonie und der Vollständigkeit unseres Zustandes sind. Verfolgen wir diese Quellen der Freude und der Heiterkeit, in der Ordnung, nach welcher sie schon früher angedeutet worden.

§. 180. Ernährungs- und Erregungsmittel
des Gemüths von außen, im Allgemeinen
betrachtet.

Der Mensch, mit geöffneten Sinnen, saugt durch sie alle, Nahrung für das Gemüth. Denn die Lebendigkeit des Menschen ist, wie in ihrem innersten Mittelpunkt, so in ihrem äußersten Umfange, eine Gemüthslebendigkeit. Nirgends, auch in den niedrigsten, beschränktesten Gefühlen, ist der Mensch blos Körper; überall ist er Seele, und wo er Seele ist, auch Gemüth. Demnach: Alles was die Sinne berührt, berührt unmittelbar auch das Gemüth; und die früher behandelten Sinnesreize sind nicht blos Erweckungsmittel des leiblichen Lebens, sondern auch des Seelenlebens; obschon sie in dieser Beziehung früher, in dem Gebiet der Leibespflge, nicht betrachtet wurden. Die Außenwelt, unter welcher Gestalt sie wolle, erregt unaufhörlich das Gemüth. Freilich berührt dieselbe jedes Lebensalter, jedes Geschlecht, ja jedes Individuum nach seiner besondern Ausbildung und Lebensrichtung verschiedentlich; allein in jedem Falle wird das Gemüthsleben durch die Außenwelt fortwährend angefaßt und unterhalten. Das Kind spielt mit den

bunten Kiesel; der rohe Mensch erfreut sich der Jagd; die Jungfrau erblickt sich selbst voll Wohlgefallen in der Rose; der Jüngling lebt in ritterlichen Spielen, wie der Mann im bürgerlichen Geschäft und der Greis im heiteren Blick auf die ihn umspielende Jugend. Für jedes besondere Leben hat die Außenwelt einen besondern Reiz, der das Gemüth aufregt und in Aufregung erhält. Von allen Seiten der Außenwelt her winkt uns das Leben als Gegenstand des Gemüths und seines Strebens nach Genuß; und je gebildeter der Mensch, desto reicher die Quelle des gemüthlichen Genusses von außen. Die Sonne mit ihren Strahlen, der Mond mit seinem sanften Glanz, die Sterne mit ihrem funkelnden Licht, sie dringen nicht bloß in das Auge, sondern auch ins Herz; so wie nicht minder die Erde mit ihrem grünen Teppich, ihrem Blumenstör, ihren blühenden Sträuchern, Hecken und Bäumen, ihren Saatsfeldern und Obstwipfeln. Genuß der Natur ist für ein fühlendes Herz ein süßes Bedürfniß. Wir leben auf, wir verjüngen uns in der Betrachtung der mannichfaltigen Schönheiten der Natur, auch da, wo sie uns nicht immer lächelnd ins Angesicht blickt, wie in Sturm und Gewitter, oder in der starren Hülle des Winters. Das Gemüth wird auch hier aufgeregt, und findet auch hier, durch den Contrast, Stoff zu den behaglichsten Empfindungen; obschon wir nicht in Abrede sind, daß harmonische, von der Natur ausgehende Empfindungen, die vorzüglichste Nahrung des Gemüths sind. Bald ist es augenblickliche Befriedigung, bald nächste Erwartung, bald winkende Aussicht und Hoffnung, die uns aus der Leben- und Segens-vollen Natur entgegenkommt; und man kann wohl sagen, daß sich das Gemüth nicht bloß vom unmittelbaren Genusse, sondern auch von der Hoffnung und Erwartung des Genusses nährt, und daß es nicht mehr ergötzt wird,

als wenn' ihm in angenehmer Gegenwart auch eine Aussicht auf eine erfreuliche Zukunft entgegenlacht. Aber das Gemüth; erfreuende Wesen kommt uns nicht bloß aus der Natur, es kommt uns auch aus den Werken der Menschen entgegen. Der Kreis der Künste hält seinen Reihentanz vor den edelsten Sinnen, dem Auge und dem Ohr, nicht ohne die kräftigste Nahrung und lebendigste Erregung des Gemüths. Die Baukunst, die Bildhauerkunst, die Malerei, die Tanzkunst, die Schauspielkunst, die Tonkunst, welche Quellen des Genusses eröffnen sie dem Gemüth, welches in der Anschauung der Schönheit die eigentliche Nahrung seines Lebens findet. Das Leben des Gemüths wird nicht durch Befriedigung der physischen Bedürfnisse gesättiget, sondern sein eigenthümlichstes Bedürfnis ist der Genuß des Schönen, welches der ursprüngliche Gegenstand seiner Liebe ist. In allen Werken echter Kunst kommt dem Gemüth das Bild des Schönen entgegen, als der vollendeten Form des Lebens, welches eben in dieser seiner Vollendung vom Gemüth auf das Sehnsuchtsvollste gesucht wird. Nicht aber bloß das Bild dieses Lebens, sondern das Leben selbst, wenn auch nicht in seiner Vollendung, doch auf dem erfreulichen Wege zu derselben, thut sich dem Gemüthe von außen kund in der Erscheinung und dem Wirken des freien Menschenlebens selbst nach dem wechselseitigen Verkehr der Menschen unter einander. Die Liebe ist das große Problem, welches in diesem Wechsel;Verkehr gelöst werden soll. Wo nur das Gemüth, bei Betrachtung des freien Menschenlebens, auf die Spuren der Liebe trifft, da ist es entzückt. Näher als die Natur, näher als die Kunst, ist dem Menschenherzen das Herz des Menschen selbst verwandt. Der Anblick liebender Eltern, Geschwister, Kinder, Verlobter, die Harmonie eines Kunz-

des von Freunden, die sich zu edler Thätigkeit und zugleich zum heitern Genuß des Lebens vereinten, dieß ist das nächste, unmittelbarste Lebens-Element des Gemüths, und selig ist es, wenn es in diesem Elemente leben kann. — Aller dieser Genuß, alle diese Nahrung und Erregung kommt dem Gemüthe von außen entgegen; und es ist die erste Aufgabe der Diätetik des Gemüths diese Quellen seiner Ernährung und Erregung näher ins Auge zu fassen.

§. 181. Ernährung und Erregung des Gemüths durch die Natur.

Wenn es wahr ist, daß das ganze Seelenleben vom Gemüth aus seine Nahrung zieht, nach dem Ausspruche des Dichters:

„das Herz ist gestorben,
die Welt ist leer;“

so ist wohl nichts zweckmäßiger, ja nothwendiger für die Erhaltung des Seelenlebens, als zunächst die Ernährung und Erregung des Gemüths selbst, angemessen seinen Bedürfnissen. Wie nun zuerst die Natur diese Bedürfnisse befriediget, ist im Allgemeinen, aber darum eben nicht zur Gnüge, angegeben worden. Zunächst sind diese Bedürfnisse selbst näher zu betrachten, welche nach den verschiedenen Zuständen des Gemüths verschieden sind. Das Gemüth ist nemlich entweder in Zuständen der Anspannung, die sein freies Leben fesseln, oder der Abspannung, welche lebend auf das ganze Seelenleben einwirken. Nur einen normalen Zustand des Gemüths gibt es: es ist der seiner richtigen Lebensspannung, welcher zwischen den beiden erstgenannten die Mitte hält und sich durch freie Regsamkeit der Gefühle und heitere Gemüthsstimmung kund gibt. Jene ersteren Zustände zu verschonen und den letzteren hers-

beizuführen, wird mit Recht und mit Glück die Natur in Anspruch genommen. Die Natur in ihrem ruhigen und stillen Wirken und Schaffen, wie in ihren großen und gewaltigen Bewegungen wirkt gleich eindrucksvoll auf das durch heftige Leidenschaft angespannte und in dieser Anspannung gefesselte Gemüth, und löset das peinliche Gefühl des Zwanges in das wohlthätige der Freiheit auf. Wenn wir uns in einem leidenschaftlich, angespannten Zustande aus dem Gemüth der Menge oder aus dem Kerker unseres Zimmers in die Einsamkeit heiterer Fluren begeben, wo das Auge in einem weiten Umkreise bald reisende Saaten erblickt, aus denen die Lerche jubelnd zum Himmel steigt, oder grüne Wiesen und Ager mit weidenden Heerden, oder helle Weiher, in denen sich der blaue Himmel und die bunten Ufer spiegeln; oder wenn wir uns in die dunkeln und fühlen Schatten ernster Waldung versenken, wo die Wipfel uralter Eichen den Strahl der Sonne brechen, und in den dichten niedern Gesträuchen die Sänger des Waldes ungestört mit mannichfaltigen Stimmen ihr freies Leben verkündigen: da stimmt der sanfte Finger der Natur das Saitenspiel unseres Herzens zu weichen, reineren Accorden, da löset sich die Fessel unseres Gemüths, und die Thräne stiller Rührung verkündiget den Sieg der freien Natur über die fesselnde Gewalt der Leidenschaft. Desgleichen, wenn wir aufgereggt und angespannt durch leidenschaftlichen Zustand, hinausstürmen in die wildbewegte Natur, wo der Sturmwind saust und die Wolken jagt und die Wipfel beugt und die Wellen des Stromes peitscht: da wird durch den äußeren Sturm der innere beschwichtigt, da verschmilzt die Anspannung des Gemüths in der allgemeinen Spannung der Natur, da wird durch das Toben der Elemente das Toben des Busens übertäubt,

oder vielmehr besänftiget, die Brust athmet freier und das Herz entlastet sich seiner Bande. Dieß also die Einwirkung der Natur auf das angespannte Gemüth; gewiß eine sehr heilsame, wenn wir bedenken, daß das Gemüth in seiner Anspannung nicht frei ist, und nur das freie Gemüth rein lebendig. — Aber auch das abgespannte, belastete, kummervolle Gemüth, dem alle Kraft der freien Gefühle gelähmt ist, findet in der Natur und durch sie neue Lebenserregung und den freien Gebrauch jener Kraft wieder. Welches auch noch so niedergebeugte Gemüth widersteht den Reizen des wiedererwachenden Frühlings? Wenn die Luft mild wird und die Schneedecke von den Fluren, die Eisdecke von den Gewässern löset, wenn der warme Sonnensstrahl das junge Gras und die Knospen der Bäume hervorlockt, wenn erquickender Regen die Knospen erschließt und die zarten Blätter entfaltet; wenn dann im jungen Grün der Sträucher, Hecken und Bäume die Lüftchen spielen und die Vögel zwitschernd durch die Zweige flattern, und wenn zuletzt, unter röthlicher Apfelblüthe versteckt, die Nachtigall ihr gefeiertes Lied singt: bei diesem allgemeinen Wiederaufleben, bei diesen täglich neu aufkeimenden, aufknospenden und hervorsprossenden Hoffnungen des Jahrs, wird auch das erstarrte, der Freude verschlossene Gemüth zu neuem Leben angeregt und erschlossen, neue Hoffnung zieht in ihm ein; und Hoffnung ist die Amme des Lebens. Ja, die Natur in ihrem Frühlings-Schmucke übt einen gewaltigen Zauber über das Gemüth, der die bösen Geister des Unmuths verbannt und den guten Genius der Freude und des Lebens herbeiruft. Aber nicht bloß Leben: erregend, Freude: spendend erweist sich die Natur dem gedrückten, bekümmerten Gemüth, sondern auch theilnehmend gleichsam und mitfühlend, wenn sie selbst

das Gewand der Trauer anlegt, wenn die herblichen Lüfte durch die falben Blätter rauschen, wenn das Leben der Fluren erbleicht und der einsame Vogel in den verödeten Zweigen zirpt. Diese Sympathie der Natur erweicht das Gemüth und mildert seine Schmerzen; und ein gemilderter Schmerz ist schon Labung für das franke Gemüth und öffnet dem Troste und der Hoffnung die früher verschlossenen Pforten: denn auch die Natur trauert nicht immer, sondern erwartet in stiller Ergebung den Wechsel der Elemente und die Erneuerung des erstorbenen Lebens. — Jedoch nicht sowohl um eine Diätetik des frankten Gemüths ist es uns hier zu thun, sondern vielmehr um eine Pflege des gesunden, und um die Ernährung und Erregung desselben durch die Natur. Und was entspräche denn wohl dem freien, lebenslustigen Gemüth antwortender als die freie, lebensreiche Natur? Eile hinaus, Freude, durstiges Herz, in den thauigen Morgen, wenn die Sonne ihre ersten Strahlen über den bunten Schmelz der Wiesen ergießt, wenn die Blumen in den Gärten ihre duftigen Kelche erschließen, wenn tausend Diamanttropfen in den frischen Blättern der Bäume erzittern; eile hinaus, und sauge dir, wie die Biene den Honig, Freude und Munterkeit für den ganzen Tag ein; und, ist er beschloffen, Erquickung und süße Ruhe in der Abendfeier der Natur, wenn der Himmel ein Farben- Meer von Purpur und Gold ist, wenn das Abend- Geläute der Heerden ertönt, wenn die Wälder schweigen und der Mond über ihre Wipfel herauftritt. Selbst in der stillen Nacht erfreue dich, wenn du hinaufblickst zum gestirnten Himmel, der dir von gränzenloser Schöpfung und endlosem Leben erzählt. Erfreue dich im Frühling des Blüthenschnee's der Bäume, im Sommer des wogenden Aehrenfeldes, im Herbst der Frucht-reichen Gärten, im

Winter des Krystalls der Seen und Flüsse, über die ein reiner blauer Himmel ausgespannt ist, aus dessen Aether sich ein Strom von Nerven:stählender Luft ergießt. — Und nicht bloß die Tages- und Jahreszeiten, nicht bloß das Gewand der Natur, sondern ihre liebliche Gestalt selbst: Berge und Thäler, Seen und Flüsse, und vor allen das erdumgürtende Meer, Alles dieß ist reich an eigenthümlicher Schönheit und bietet den mannichfaltigsten Genuß, die reichlichste Nahrung und Erregung für das Gemüth dar. Spricht nicht Jedermann, der dieses Land sah, von den Schweizer:Alpen, den Schweizer:Thälern, den Schweizer:Seen mit Entzücken? Und wer je auf der Höhe von Sabern stand, wer je den Drachensfels am Rhein erklimmt hatte, wer vom romantischen Rücken des Paussilipp das Meer um Neapel überschauete, hatte er nur eine Augenweide? nein, es war das Gemüth, das sich im ungewöhnlichen Aufschwunge erhob, das in fast überirdischen Gefühlen schwelgte, das sich des schönsten, reichsten, reinsten, geläutertsten Lebens bewußt, das wie ein Saitenspiel ergriffen und berührt wurde von den mannichfaltigsten Tönen der Empfindung, bald stark, kräftig, erschütternd, bald heiter, friedlich, beruhigend, so daß die Nachklänge solcher Empfindungen das ganze Leben durchtönen. So wird denn das Gemüth frei und lebendig bewegt auf die mannichfaltigste Weise, du magst nun auf heimischer Flur den Erlenbach in seinen Windungen verfolgen, oder auf dem majestätischen Rheine dahinschiffen, indem sich die Gemählde seiner Ufer immer neu wie ein schönes Gedicht vor dir entfalten, oder du magst wandernd über die romantischen Apenninen ziehen, oder vom Kreidefelsen Rügens das weite Meer bestaunen; kurz die Natur nährt und belebt das Gemüth, wie die Brust der Mutter den

Säugling. Hinaus also zu der guten Mutter Natur, ihr leidenschaftlich gespannten, ihr mit Kummer belasteten Herzen! werdet frei und lebendig in freier und lebendiger Schöpfung! Und ihr, in denen die Flamme des Herzens noch warm und hell lodert, gebt dieser schönen Flamme Nahrung durch die Strahlen der Anmuth und Lieblichkeit, der Größe, Hoheit und Erhabenheit, die die Natur von allen Seiten, in jeder Gestalt, in jedem Gewande, zu aller Zeit in euch ausgießt, wenn ihr euch nur empfänglich zeigt, wenn ihr euch nur zur Zeit des Bedarfs an ihren Reizen sättigen, mit ihren Schätzen bereichern wollt. Hinaus also in die freie Natur, vor der Arbeit des Tages, zur Ermunterung und Kräftigung! Hinaus in ihren Schoos, nach vollbrachtem Tagewerke, zur Erquickung und Erheiterung. Hinaus in die Weite mit dem Wanderstabe, nach einem Winter voller Arbeit, nach einem Sommer voller Plage! Erfrischet, kräftiget, erneuet die Herzen an dem Busen der Natur, in der Nähe, in der Ferne, auf Höhen und in Gründen, im dunklen Laubdach der Wälder und auf dem spiegelhellen See. Trinket, so oft ihr durstet, aus dem Lebensquell der Natur!

§. 182. Ernährung und Erregung des Gemüths durch die Kunst.

„Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst“ spricht Schiller's Goldmund. Ist aber die Kunst heiter, so muß auch ihr Genuß heiter stimmen; und Heiterkeit ist die gedeichlichste Lebensstimmung des Gemüths. Ein edles Gebäude von Palladio in schönen Umrissen; eine Göttergestalt Canova's voll Grazie, Schönheit, Leben, aus todtm Marmor hervorgetreten; der ganze Zauber einer schönen Seele, eines reinen Gemüths, im Blick, auf den Lippen einer Raphael'schen Madonna;

der aufgeschlossene Himmel in einer Beethoven'schen Symphonie; der Geist eines Tasso, einer Iphigenie von Göthe; aller dieser Kunstzauber erfüllt das Gemüth mit der reinsten, lebendigsten Heiterkeit. Aber nicht bloß zur Heiterkeit überhaupt wird das Gemüth durch die Kunst gestimmt, sondern jede schöne, edle, große, erhabene Empfindung, für die nur immer das Gemüth empfänglich ist, strömt ihm aus den Quellen der Kunst zu, die ja selbst ursprünglich, so weit sie echte Kunst ist, dem Gemüth entquillt. Ein gemüthloser Künstler ist keiner, so sehr er sich, durch Phantasie und Reflexion, der schönen Form bemächtigt haben mag. Nicht die Form ist es, sondern das Leben, welches sich in ihr ausspricht, was den Gehalt der Kunst in sich faßt und ihre wahre Wirkung begründet. Je lebendiger das Gemüth des Künstlers, d. h. je freier es ist, desto mehr haucht es auch dieses sein Leben in die Kunstschöpfung aus. Die Freiheit des Gemüths nemlich theilt sich der ganzen Seele, auch ihren bildenden Kräften, mit; und so haben denn diese eigentlich keine andere Aufgabe, als das, wovon sie beseelt sind, den göttlich-freien Zustand des Gemüths, in der schönen Form der Kunst auszuprägen. Ja, die Form der Kunst wird nur dadurch schön, daß sie der Ausdruck der Freiheit ist: denn eine Form, die das Gegentheil, die Beschränktheit, die Beengung, den Druck und seine Folgen, die Armuth und Bedürftigkeit, die Kümmerlichkeit und die Mißgestalt, überhaupt das Unterliegen der Kraft, bezeichnete und ausspräche, würde das Gegentheil der Schönheit seyn. Schönheit und Freiheit sind identisch: die Schönheit ist die Freiheit in der Schranke. Nicht jede Schranke, nicht jede Form ist schön, wir wiederholen es, sondern nur die, welche den Charakter der Freiheit aus-

drückt. Der Charakter der Freiheit ist aber mit ihrem Gesetz identisch; und das Gesetz der Freiheit ist das Maß. Im Maße liegt der Begriff der ihrer selbst mächtigen, sich selbst gleichen, Kraft; und eine solche ist die Freiheit. Hiemit wird zugleich das Räthsel, oder vielmehr der scheinbare Widerspruch gelöst: wie die Freiheit in der Schranke und als Schranke erscheinen könne, ohne darum aufzuhören, Freiheit zu seyn. Die bloße Beschränkung würde allerdings die Freiheit aufheben, aber die Beschränkung derselben in das Maß, in die strenge Abgewogenheit der Gegensätze, die dadurch zugleich eine Vernichtung dieser, eine Auflösung derselben in Harmonie wird, dieß ist die Darstellung der Freiheit in ihrem eigentlichen Geschäft: im Schaffen, welches nichts anders ist, als das Hervorbringen und Vernichten der Schranke in Einem Akt, nemlich in der Maßgebung. Die ganze Schöpfung ist ein solcher Akt, ein Erweis der Maßgebung, und dadurch der Herrschaft und Allgewalt der Freiheit. Die Kunst ahmt die Gewalt der Schöpferkraft nach, und ihr ganzer Zauber besteht in der Maßgebung, in der Darstellung der schönen Form (*Koσmos*), in welchem Elemente es immer sey. Es gibt keine Kunst ohne schöne Form, keine schöne Form ohne Maßgebung, und keine Maßgebung ohne Freiheit, aber auch keine wahre Freiheit ohne das Gesetz des Maßes, das ursprüngliche Lebensgesetz. In der Kunst also erscheint das Leben selbst, wie es in der Schöpfung erscheint, nur aber nachgebildet, nicht in ursprünglicher Wirklichkeit, sondern als schöner Schein, wie dieß Schiller ausdrückt; aber dennoch als Leben, dem Leben entquellend und das Leben wiederum anregend. Daher nennt Göthe mit Recht Shakespeare's Werke Schöpfungen „in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens saust.“

Alle Kunst wirkt also darum so mächtig auf das Gemüth, weil sie das Gemüth frei macht; ganz analog der Natur, welche gleichsam das ewige Kunstwerk des ewigen Schöpfers ist. Die Kunst also in ihren verschiedenen Verzweigungen ist eine wahre Nahrungs- und Erregungs-Quelle für das Gemüth: denn sie enthält das Element, aus welchem und in welchem das Gemüth allein zu leben vermag: das Element der Freiheit. Ein Kunstwerk, welches das Gemüth nicht frei stimmt — vorausgesetzt, daß letzteres für den Eindruck des Kunstwerks empfänglich sey — ist keines. Daher unser Entzücken bei dem Genuß der Meisterwerke der Kunst: denn sie sind vollendete Darstellungen der Freiheit in der Schranke, oder der Schönheit. Die Schönheit übt nur dadurch einen so gewaltigen Zauber über uns aus, weil sie der Abdruck und das Ebenbild der Freiheit ist, nach welcher, als ihrem Lebenselemente, unsere ganze Seele schmachtet. Nichts kann uns entzücken als die Gegenwart, das freundliche Entgegenwehen des Lebensodem's der Freiheit. Wie demnach die Brust des Genusses der freien Luft, so bedarf das für das Kunst-Element empfangliche Herz des Genusses der Schönheit, wie dieselbe aus den mannichfaltigen Schöpfungen der Kunst strahlt; und wie wir uns, wo möglich, jeden Tag der Natur erfreuen, so sollten wir, wenigstens so oft als möglich, und als wir das Bedürfniß dazu in uns fühlen, unsern Sinn, und durch ihn unser Herz, an dem Genusse irgend einer Kunst-Darstellung laben. Es gibt Eindrücke von Kunstwerken, welche so zu sagen, einen Nachklang für das ganze Leben in unserm Gemüth hinterlassen, und uns auch in der Rückerinnerung mit dem Aether der Freiheit umwehen. Es gehören freilich nur die höchsten Meisterwerke in jeder Art hieher. Dergleichen ist dargestellt in der Peters;

kirche zu Rom, in welcher sich der Genius Michel Angelo's verklärt und verewigt hat; ein Gebäude, welches, was man auch gegen seine Vollkommenheit einwenden mag, durch seinen Anblick das Gemüth aus den Gränzen der Endlichkeit entrückt; eine so entzückende Empfindung, wie sie dem Schreiber dieses noch nach einem Zeitraume von mehr als zwanzig Jahren gegenwärtig ist. Hieher gehört ferner das den Zeiten trotgende Denkmal himmelan strebender Freiheit in dem Riesenwerke Erwin's von Steinbach, dem Straßburger Münster, dessen erhabenes, die Seele entzesselndes Bild dem Gemüthe fürs ganze Leben eingepägt bleibt. So wird das Auge, und das Gemüth zugleich, in den Aether der Freiheit wie eingetaucht bei dem Anblick der Meisterwerke der alten bildenden Kunst: eines Apoll von Belvedere, einer Diana, dem Stolze des Museums zu Paris. Wie denn in der Gemäldes-Gallerie desselben Museums zwei von Raphael gemahlte Portraits uns mit unendlicher Lebens-Süßigkeit erfüllen. Ueberhaupt spricht wohl kein Mahler in dem Maße zum Gemüth als dieser in der Schönheit athmende Genius. Und was sollen wir nun von dem Zauber der Musik sagen, der das Herz zum Himmel reißt und den Himmel in das Herz senkt. Gestaltlos, aber dennoch nicht formlos — wie wäre sie sonst schön — gleichsam der Körperlichkeit entbunden und wie mit Geister-Nähe auf uns einwirkend, trifft die Musik das Herz mit unsichtbaren Geschossen. Harmonie und Melodie wetteifern, das Leben des Gemüths zu schöner Freiheit zu entbinden, und schmiegen sich deshalb an die mannichfaltigsten Zustände des Herzens an. Sie theilt die Trauer und Freude desselben, sie verscheucht die Niedergeschlagenheit und den Unmuth, bändiget den Zorn, sie macht weich und mild, muthig und kräftig,

heiter und fröhlich, gesellig und freundlich, sie öffnet das Herz der Liebe und jeder zarten Empfindung; ihr höchster Triumph aber ist, daß sie die Seele zur Andacht erhebt und ihr gleichsam Schwingen verleiht, dem Unsichtbaren und Höchsten näher zu kommen. Daher sie denn auch von jeher die Begleiterin heiliger Handlungen gewesen ist. Ueberhaupt, wenn je von Alters her eine Kunst in Ehren gehalten wurde, so ist es die Musik, die Menschenfreundin, die Trösterin, Erfreuerin und Erheberin der Herzen. Ihre Sprache ist die unmittelbare Sprache des Herzens, die wahre allgemeine Sprache, verständlich ohne Zeichen und Worte, nicht mittelbar deutend, sondern unmittelbar verkündigend. Die Musik übt eine unbeschränkte Herrschaftsgewalt über das Gemüth aus: sie ist dem Herzen, was der Zügel und der Sporn dem Rosse: sie bändigt und belebt die Gefühle. Es versteht sich, daß hier von der Kunst der Meister, der vom Genius beseelten, die Rede ist: von einem Gluck und Händel, einem Haydn, Mozart, Beethoven und ihren Verwandten. Kurz, die Musik ist ein unentbehrliches Nahrungs- und Erregungs-Mittel für das Gemüth, und Niemand kann sie auf die Länge entbehren, der einmal ihren wohlthätigen Einfluß erfahren hat. Ihren höchsten Triumph feiert die Musik in ihrer Vereinigung mit dem Gesange, wie wir bei der Kirchenmusik sehen, aber auch bei der Musik der Oper, vorzüglich der heroischen. Ueberhaupt gibt es kein angenehmeres Erholungs- und Erregungs-Mittel als das Theater, in seiner Vereinigung der verschiedenartigsten Künste. Die mannichfaltigsten Strahlen der Kunst überhaupt fließen hier wie in einen Brennpunkt zusammen, und schließen das Herz zu der lebendigsten Empfindung auf. Vor Allen schwebt die Schöpferin Dichtkunst über der Bühne und gestaltet

und befeelt sie durch ihren Hauch und durch die ihr dienenden Geister. Wälder und Gärten, Felsen und Meer, Tempel und Grotten erheben sich auf ihren Wink; die Mimik, die Redekunst, der Gesang und der Tanz, Jedes nimmt seinen Platz ein, und füllt ihn durch anmuthige Darstellung aus, und die Musik verbindet bald das Einzelne im erfreulichen Zwischenspiel, bald durchdringt sie das Ganze und trägt und hebt es, auf ihren mächtigen Fittigen. So ist denn das Theater in unserer Zeit gleichsam ein Versammlungsplatz der Künste, und eine Quelle der mannichfaltigsten Berührung und Erweckung des Gemüths durch Auge und Ohr. Gewisser Maßen, oder vielmehr im hohen Maße gibt, kann man sagen, das Theater uns auch den Genuß des freien Menschenlebens in seinen mannichfaltigsten Erscheinungen. Der Pallast und die Bauerhütte, das Bürgerhaus und das kriegerische Lager öffnen ihren Schoos, und lassen uns in ihre geheimsten Schlupfwinkel blicken. Der Mensch, wie er ist, und wie es ihn von innen zum Handeln treibt, steht vor uns da, und wir erblicken im Spiegel des fremden Lebens unser eigenes. Zwar immer nur ein Bild des freien Menschenlebens ist es, was vor uns steht und sich vor unsern Augen bewegt: allein zusammengedrängt in einen kleinen Raum und in einen Augenblick sehen wir das Treiben der Menschen in der weiten Welt umher und im langsamen Ablauf der Zeiten. Ein Gewinn, den uns die Betrachtung des freien Menschenlebens selbst vorenthält; obschon auf der andern Seite der Genuß, den das wahrhaft erscheinende Leben gewährt, unendlich hoch über jenem steht, den der bloße Schein, wenn auch noch so schön, und die bildliche Darstellung hervorbringen. Doch dieser Gegenstand bedarf einer besonderen Betrachtung, die wir aber nicht

eher beginnen, als nachdem wir der letzten und höchsten der Künste, die auf das Gemüth einwirken, der Poesie, rein und für sich, ohne Verbindung mit andern Künsten, gedacht haben, wie sie uns aus dem Busen der Dichter in die eigene Brust einströmt. Nahe sie sich uns als erzählende, oder als dramatische, oder als lyrische Muse alter oder neuer Zeit, des Auslands oder des Vaterlandes, trete uns ein Homer, oder Sophokles, oder Pindar, ein Virgil, Terenz oder Horaz, ein Tasso, Dante oder Petrarca, ein Milton, Shakespear oder Dryden, ein Klopstock, Schiller oder Goethe entgegen: unser Gemüth findet überall die Nahrung des Großen, Erhabenen, Schönen, und wird zu der reinsten, kräftigsten, süßesten Mitempfindung aufgeregt. Himmelstochter Poesie, du bist die freundlichste, liebevollste, verschwisterste Gespielin unserer Herzen.

§. 183. Ernährung und Erregung des Gemüths durch das freie Menschenleben.

Überall, wo sich Menschen menschlich bewegen, erhält das Gemüth Nahrung und Anregung: denn alles Handeln des Menschen kommt aus dem Gemüth; und das echt menschliche Handeln ist in seiner Sphäre dasselbe, wie das Wirken der Natur und das Schaffen der Kunst in der ihrigen, muß also nothwendig auch auf das Gemüth des Betrachtenden einwirken, wie die Wahrheit der Natur, wie die Schönheit der Kunst, aber beides auf menschliche, d. h. freie Weise. In Ernst und Scherz, in Freude und Trauer, wo sich Menschen vereinigen für gegenwärtige und nächste, oder für ewige Zwecke, überall saugt das Gemüth aus dem Anblick dieses gemeinsamen Thuns Nahrung und Erregung. Man betrachte die Landleute, wie sie in Feld,

Hof und Scheunen geschäftig sind, die Handwerker mit ihren Gesellen an ihren Werkstätten, die Arbeiter in Fabriken, in Hüttenwerken; man betrachte das Gewühl eines großen Marktes, eines Hafens: zwar sind es nur nächste Zwecke, die hier überall verfolgt werden, aber es ist der Ernst des Lebens, der sich in aller dieser Thätigkeit verkündiget, es ist die zweckmäßig regsame freie Menschenkraft, die sich in den mannichfaltigsten Erscheinungen ausspricht, und so das Gemüth auf das kräftigste belebt und erregt. — Hat doch ein Jeder sein Tagwerk; und so muntert der Anblick fremden Fleißes das Herz des Ermüdeten, des Verdrossenen, des Abgespannten, zu neuer Lust an eigener Thätigkeit auf, und das Beispiel der Andern dringt mit siegender Gewalt in unser Gemüth. Nicht minder aber als der Ernst, ist die Freude des freien Menschenlebens ein Nahrungs- und Erregungs-Mittel des Herzens. Ein Volksfest, wo wahre Fröhlichkeit herrscht: auf dem Lando zur schönsten Frühlingszeit ein fröhlicher Tanz der Dorfjugend um die Mayen, oder im Sommer das Fest der Schnitter, im Herbst das der Winzer, im Winter das Lachen und Schäkern der Spinnerinnen beim Lieder-singen und Märchenerzählen; in der Stadt die Feste der Bürger, Handwerker und Zünfte mit ihren muntern Aufzügen, Gastmahlen und Tänzen, die heiteren, bunten Versammlungen zur Sommerzeit in Gärten, im Winter auf Bällen und Maskeraden, wo überall die Musik nicht verfehlt, das Band der geselligen Freude enger zu knüpfen; überhaupt und mit Einem Worte: die gesellige Freude einer Schaar lebenslustiger Menschen, sie belebt und erwärmt das Gemüth des Betrachters, erheitert den Trübsinn, verscheucht die Sorgen und lehrt uns den fröhlichen Augenblick genießen. Aber noch weit wohl-

thätiger für das Herz ist die Theilnahme an reiner, lebendiger Familienfreude. Schon der Anblick eines durch Liebe verbundenen Familienkreises selbst ist Herz erquickend: die Mutter unter ihren Kindern, den Säugling an der Brust, die jüngeren zu ihren Füßen spielend, die älteren geschäftig ihr beizustehen in Ausrichtung von Aufträgen, oder am Arbeitstische beschäftigt, bis der Vater des Mittags oder Abends hereintritt, freudig begrüßt, froh unter den Seinen, um ihn Alle beim freundlichen Mahle vereinigt. Jetzt, Frühling ist's und Sonntag, das Gärtchen am Hause empfängt sie: der Vater ist unter den Bäumen geschäftig, die Mutter unter den Blumen, die Kinder tummeln sich auf dem Rasen. Oder im Winter, des Abends, wenn sie bei knisternder Flamme des Ofchens vertraulich beisammen sitzen, tritt der befreundete Nachbar ein mit Weib und Kind. Da gesellt sich Gleiches zu Gleichem: die Männer erzählen, die Frauen schwätzen, die Kinder spielen; ein Jedes ergötzt sich auf seine Weise. Und wenn nun der lange vorbereitete Weihnachtsabend hereinbricht, und der bunte Lichterbaum brennt, und das Lachen der Kinder erschallt, und Vater und Mutter mit verklärtem Angesicht drein blicken — ein Himmel auf Erden für fühlende Herzen. Der Frühling des Lebens geht uns, sind wir Zeugen solcher Feste, wieder auf, das Herz erweitert sich, verjüngt sich, süße Rückerinnerung und Ahnung zugleich erfüllt die Brust, wir werden wieder Kinder und sind wie die Kinder glücklich. Dieß ist Nahrung und Erregung des Gemüths, entspringend aus der Freude des engen heiteren Familienkreises, in holder, vorübereilender Gegenwart. — Aber auch für das Ewige wird das Gemüth durch mannichfaltige Erscheinungen des freien Menschenlebens genährt und angeregt. Das Glockens

geläut am stillen Sonntagsmorgen, das feierliche Zustromen der Menge zum alterthümlichen Dom, der dem Vorübergehenden entgegen; wehende Gesang der Gemeinde, von den Tönen der majestätischen Orgel begleitet, Alles dieß stimmt das Gemüth zu dem Gefühl einer sabbathlichen Ruhe, eines Friedens, welcher dem Alltagsleben fremd ist, dem Herzen aber äußerst wohlthätig. Werfen wir im Tempel selbst einen Blick auf die Reihen der Hörer, die, das Irdische vergessend, dem höheren Rufe des geistlichen Redners lauschen, blicken wir auf die dem Altare Nahenden, um das Mahl der allgemeinen Liebe und Verbrüderung zu empfangen, oder wohnen wir der Weihe eines Täuflings, oder der feierlichen Aufnahme und Einweihung junger Bürger des geistigen Reiches bei, oder der Einsegnung eines blühenden Paares zum heiligen Bunde der Ehe; folgen wir endlich dem Trauerzuge eines Entschlafenen und hören die Lieder am Grabe des Verbliebenen: so wird unser Gemüth auf die mannichfaltigste Weise ergriffen und bewegt. Bald ist es die Theilnahme an dem allgemeinen Interesse der Menschheit, bald ist es das Mitgefühl der zartesten Empfindungen der Herzen, bald die freudige Anerkennung der hohen Bestimmung der Menschheit, von der Wiege an bis über das Grab hinaus, bald die mitempfundene bitter-süße Wehmuth der Nachgebliebenen an der letzten Ruhestätte des Geschiedenen, was die Saiten unseres Herzens in Anschlag bringt. — Und so nährt und erregt das freie Menschenleben in seinem Ernst, in seiner Freude, in seinem Aufschwunge zum Höheren auf das Mannichfaltigste unser Gemüth, und diese Nahrung und Erregung ist ihm eben so heilsam und unentbehrlich, als die durch Natur und Kunst. Ja es gibt eine Seite des freien Menschenlebens, und eine Erscheinung dessel-

selben, von welcher wir fast noch lebhafter als von allen übrigen ergriffen werden, weil sie sich ganz zunächst auf unser Leben, seinen Bestand, seine Sicherheit und Freiheit, und seine Steigerung zur höchsten irdischen Vollendung bezieht: es sind die Bestrebungen hoher Genien nach allgemeiner Verbreitung des Lichts und der Ordnung; es sind die blutigen Kämpfe der Völker und ihrer Häupter, um Selbstständigkeit und Freiheit, als unter deren Regide allein die Entwicklung der Staaten und ihrer Kräfte gedeihen kann. Wem schlägt das Herz nicht höher, wenn er an die mögliche Realisirung der reinen Zwecke eines echt heiligen Bundes in dem großen Haushalt verschwisterter Regierungen gedenkt; wer freuet sich nicht der Ausfaat, die nur der Säuberung vom Unkraut bedarf, um uns in Heiterkeit eine fröhliche Ernte erwarten zu lassen.

§. 184. Innere Ernährungs- und Erregungs- Mittel des Gemüths.

Zwar müssen alle äußere Ernährungs- und Erregungs-Mittel des Gemüths auf unser Inneres einwirken und dasselbe stimmen, wenn sie überhaupt fruchtbar seyn sollen: allein diese Ernährung und Erregung stammt doch nicht aus uns selbst als Genießenden, sondern ihre Quellen entspringen für uns eben von außen, aus den Gebieten der Natur, der Kunst und des freien Menschenlebens. Gibt es daher innere Erregungs- und Ernährungs-Mittel des Gemüths, so müssen sie von den eben genannten verschieden seyn, und ihre Quellen in unserm Innern selbst müssen sich nachweisen lassen. Auch sind sie schon früher und im Allgemeinen (§. 179.) angegeben worden. Innere Anschauungen, Begriffe und Ideen waren es nach dieser Angabe, durch welche das Gemüth von innen heraus genährt und erregt

wird, wiefern nemlich alle diese inneren Anregungen und Reize bestimmte Gefühle hervorbringen. Ueberhaupt gibt es kein sich in unserem Inneren erhebendes Gefühl, das nicht durch eines der genannten Medien vermittelt wäre. Sey es die Erinnerung, sey es die Sehnsucht, sey es die Hoffnung und Erwartung, die unser Gemüth belebt und erregt: immer sind es Bilder der Einbildungskraft oder der Phantasie, oder es sind Begriffe oder Ideen, an welche sich jene Gefühle anschließen, und in denen sie gleichsam ihren Grund und Boden haben. Wo bliebe das süße Gefühl der Erinnerung unserer Jugendjahre, überhaupt der schönsten Augenblicke unseres Lebens, wenn nicht die Einbildungskraft uns die Bilder heiterer Vergangenheit wieder auffrischte, durch deren Einwirkung die zartesten Empfindungen unseres Gemüths wieder erwachen, wie schlafende Blumen von den Strahlen der morgentlichen Sonne geweckt werden. Woher zieht denn unsere Sehnsucht ihre Nahrung, als aus den Zaubergärten der Phantasie, der Schöpferin eines Paradieses, das noch kein Auge sah. Unsere Erwartungen, woran knüpfen, woran halten sie sich, als an Begriffe von den Kräften und Gesetzen der Gegenstände und ihrer Verhältnisse, an das Erkennen des Geschehenen und an die Schlüsse hieraus auf das Mögliche. Endlich unsere theuersten, letzten Hoffnungen, wovon gehen sie aus, als von tief in uns ruhenden, durch den Sonnenstrahl höherer Offenbarung entwickelten Ideen von einem auf alle Weise vollendeten oder zu vollendenden Leben. Und so fragt es sich denn nur, welche Nahrung dem Gemüth durch die Einbildungskraft und Phantasie, so wie durch das Vermögen der Begriffe und Ideen zugeführt werden könne und solle. Anlangend zuerst die Einbildungskraft, die sich in Erinnerungen thätig erweist, so ist

sie uns in Stunden der Muße, oder der Abspannung nach anstrengenden Beschäftigungen, oder wenn uns eine unfreundliche, einengende Gegenwart umgibt, oder auch wohl, wenn uns von Seiten des Gemüths manche Anfechtung bedroht, eine unterhaltende, belebende, freundliche, befreiende, schützende und leitende Gefährtin, welche unser Gemüth, nach Bedürfniß der Umstände, bald durch die vorgeführten Bilder schöner Scenen aus unserm vergangenen Leben und frohdurchlebter Tage und Stunden, wie eine holde Märchenerzählerin ergezt und uns die Vergangenheit darstellt, wie ein anmuthiges Gedicht, so daß die Stunde der Muße angenehm ausgefüllt, oder die trübe und beschränkte Gegenwart mit hellen Farben ausgemahlt und der Kreis der Gegenstände erweitert wird, bald uns die edlen Gestalten würdiger und theurer Freunde und Geliebten, gleichsam als Schutzgeister, vor Augen führt, und uns ihre Gesinnungen, ihre Ansichten, ihre Forderungen an uns vorhält, oder auch uns vor uns selbst erblicken läßt, wie wir in schönen, reinen, kräftigen Augenblicken des Lebens waren, in welcher seligen Stimmung wir uns damals befanden, und zeigt, wie wir uns diesen Zustand, diese Stimmung auch jetzt, in der Stunde der Versuchung, erringen und bewahren sollten. Nicht minder vortheilhaft, ja noch gewaltiger und ergreifender wirkt die Phantasie auf unser Gemüth, wenn sie uns den Gegenständen unserer Sehnsucht entgegenführt, uns dieselben im reizendsten Lichte zeigt, und indem sie dadurch das Herz entflammt und aufregt, unserm ganzen Wesen und Leben neue Schwungkraft gibt. Die Phantasie mahlt uns die Zustände und Verhältnisse, wie wir sie so gern im Leben erringen und erreichen möchten, mit den lebendigsten Farben aus, und zeigt uns, wie in einem Zauberspiegel, die

noch nicht entwickelte Zukunft, wie sie unserm Herzen am angenehmsten ist. Ja man kann sagen, und es ist auch schon oft gesagt, daß der Genuß der Freuden und Annehmlichkeiten unserer künftigen Tage, wie ihn uns die Phantasie vorhält und ausmahlt, den der Wirklichkeit weit übersteigt, wenn das dort zum hier, die Zukunft zur Gegenwart und die Sehnsucht zur Erfüllung geworden ist. Die Phantasie kennt keine Hindernisse, keine Beschränkungen, keine Erübungen unseres Glücks, sie führt uns gerades Wegs zum Ziele. Ob es recht und zulässig ist, uns den Gaukeleien dieser Thörin zu überlassen, wird hier nicht untersucht, ergeht sie uns doch, die schmeichelnde Thörin, gibt sie uns doch für den Augenblick, was uns vielleicht die Zukunft versagt; erwärmt, erfrischt, belebt sie uns doch das Herz, und reicht sie uns doch mindestens das Glück des Traumes, welches auch nicht zu verschmähen ist. Was nur immer unser Gemüth nährt und erregt, muß uns willkommen seyn. Und so sey denn auch du uns willkommen, Bildnerin Phantasie, wenn du uns ein lachendes Bild der Zukunft mahlst, wenn du uns ein reinlich ausgeschmücktes Wohnhaus erbauest, worin die Hausfrau ordnend waltet, wo die Kinder im Gärtchen oder unter der Linde spielen, wo Freunde das freundliche Mahl in der Sommerlaube theilen, durch deren Blätter die Sonne in den funkelnden Wein blinkt, der einem heiteren Begegniß des Lebens fröhlich geopfert wird. Begleite uns immer durchs Leben du Schöpferin der zartesten Freuden, und laß unser Herz guter Dinge seyn. — Allein es ist nicht bloß die unbestimmte Sehnsucht, getragen vom Fittig der Phantasie, sondern auch die bestimmte Erwartung, geleitet an der Hand des Verstandes, welche unser Herz in Anspruch nimmt, es mannichfaltig kräftigend und erregend. Daß

der Traum der Phantasie zur Wirklichkeit werde, fördert mit Macht und Nachdruck der Verstand. Der besonnene Mensch schreitet immer, vom Verstande zur recht gewiesen, im Leben vorwärts, und befindet sich wohl dabei. Ueberhaupt, was wäre, was besäße, was genösse der Mensch rein und ungetrührt im Leben ohne den Verstand? Der Verstand zwingt die Natur zu unserm Dienste, leitet die Kunst, und ordnet das gesellige Leben. Tausend Freuden gewährt der Verstand in seinem rechten Gebrauche. Ein klarer Verstand ist wohlthätig wie das Sonnenlicht: er hellet unsere Umgebungen auf und zeigt sie uns in ihren richtigen Verhältnissen, er theilet den Tag ein und bestimmt den Stunden ihren zweckmäßigen Lauf. Der Verstand setzt allem unsern Denken, Dichten und Thun Maß und Ziel und gibt der Raum- und Zeit-Erfüllung, und überhaupt dem Leben, die rechte, gedeihliche Form. Ohne die festen Stützen und Dämme des Verstandes stürzt der Bau des Lebens zusammen und die wilden Wässer brechen ein und verheeren Saaten und Ernten. Wo gäb' es denn einen sichern Genuß des Lebens, wo eine volle, ungetrübte Freude des Herzens, ohne den Verstand? Der Verstand ist der wahre Baumeister des irdischen Glücks; ohne ihn ist es vergeblich nach Glück zu streben. Der Verstand macht einen richtigen Ueberschlag über die Zukunft, so weit sie sich berechnen läßt, führt die nothwendigen und tauglichen Materialien zum Gebäude unseres Wohlstandes herbei und verarbeitet sie auf die förderlichste Weise. Was die Phantasie riesensmäßig aber lustig entwirft, das führt er, zwar im verjüngten Maßstabe nur, aber fest und sicher aus, und sorgt dadurch besser für uns, als jene, die uns aus uns selbst herausführt in Räume, wo wir keinen Halt haben, da uns der Verstand hingegen in weiser

Beschränkung sicher stellt. Und in dieser Beschränkung selbst ist hoher Genuß; wie die Worte Göthe's, obschon in anderer Beziehung, sehr wahr besagen:

„In der Beschränkung nur zeigt sich der Meister;
und das Gesetz nur kann dir Freiheit geben.“

Der Verstand nährt und erregt aber das Gemüth nicht bloß durch das, was er schafft: durch die zweckmäßig geordnete Beschränkung des Daseyns, die eben hiedurch eine Erweiterung und folglich auch eine Erheiterung des Daseyns wird; sondern auch durch die Art, wie er schafft: durch seine architectonische Verfahrungs-Weise, mittelst welcher er die Elemente der Erkenntniß zusammensügt, und Ordnung in das Chaos, Licht in die Dürkelheit bringt. Alle naturgemäße Verstandes-beschäftigung, alles Vergleichen, Sondern und Einigen, alles Verbinden von Mitteln zu Zwecken, sey es auch nur im Spiel, wie z. B. im Schach-Spiel, gewährt ungemeines Vergnügen. Welche Freude entspringt uns aus einer begriffenen, und noch mehr aus einer entdeckten Wahrheit, z. B. in der Mathematik, Physik, Philosophie. Der Denker von Profession, wenn er nur ein rechter Denker ist, findet in dem Gebiet, welches er bearbeitet, vielleicht eben so viel Vergnügen, als der Dichter in dem seinigen; und ein System zu begründen und auszuführen, gibt der Seele einen nicht geringeren Schwung und ein eben so großes Vergnügen, als das Hervorrufen dramatischer Gestalten aus der Phantasie. Ein Montesquieu, als er dem Geiste der Gesetze nachspürte, und ein Newton, als er die Kraft der Himmelskörper abwog, fühlte sich eben so von Freudenschauern durchbebt, als ein Shakespeare bei der Schöpfung seines Hamlet, oder ein Milton bei seinem Gemälde des Paradieses. Ja, wir wollen nicht vergessen, daß die Architectonik eines Drama's,

eines Epos, nicht ohne den Verstand zu Stande zu bringen ist, und daß dieser keinen geringen Antheil an dem Gelingen des Kunstwerks und folglich an der Freude des Dichters hat. Den besten Beweis von dem Reize der Verstandesbeschäftigung, und folglich von der Gemüths-Erregung durch dieselbe, geben Diejenigen, welche sich mit Beiden, dem Dichten und dem Denken, beschäftigen. Einer unserer talentvollsten neueren Schriftsteller, der zu früh geschiedene Apel, der glückliche Nachbildner der griechischen Tragiker *), wurde zuletzt dergestalt von seinem, leider unvollendet gebliebenen, „System der Metrik“ gefesselt, daß er die Poesie darüber vergaß. Ueberhaupt ist jede wahre Schöpfung des Verstandes eine Art von Poesie, denn der Verstand bei seinem Wirken bedarf eben so der Beihülfe der Phantasie, als die Poesie bei dem ihrigen der des Verstandes. Ein Beweis mehr, daß die Verstandesthätigkeit nicht ohne angenehme Anregung des Gemüths seyn kann. Wo aber das Gemüth angenehm angeregt wird, da wird es auch genährt: denn es lebt von der Freude. Und was brauchen wir uns ausschließlich zu den Denkern oder Künstlern zu wenden, um den Genuß für das Gemüth aus der Verstandesthätigkeit darzuthun. Jedermann hat seine Freude, wenn er mit seinem Verstande etwas erfunden und ausgeführt hat. So der, welcher ein Haus nach seinem Sinne einrichtet, oder welcher ein Geschäft in Gang bringt, oder dem eine mercantilische, eine politische Speculation gelingt u. s. w., wobei freilich allezeit das Interesse ins Spiel kommt? allein der Verstand ist der natürliche Anwalt alles Strebens nach Vortheil. —

*) In seinem Polyidos, in den Atolliern, in der Calchirhoe u.

Ueber die Ernährung und Erregung des Herzens durch Ideen müssen wir hier kurz seyn, weil wir hiebei an das Gebiet der Geistespflege streifen. Es wurde gesagt, die reinsten, schönsten und höchsten Hoffnungen des Menschen werden durch Ideen hervorgerufen und unterhalten. Nun ist aber die Hoffnung dem Gemüthe so nothwendig, wie die Speise dem Leibe. Hieraus ergibt sich der Einfluß der Ideen auf das Gemüth. Jede Idee bezieht sich auf das unendliche Vermögen im Menschen und auf das unendliche Ziel desselben: die Freiheit. Welch ein Gut die Freiheit, welche eine Quelle von Seligkeit sie dem Herzen sey, ist hinlänglich erörtert. Die Freiheit ist des Herzens Lebensluft; nach ihr strebt es mit allen seinen Pulschlägen, und ohne sie erstickt es. Was die Natur, die Kunst, das freie Menschenleben dem Herzen gewährt, es ist mittelbar oder unmittelbar nur die Freiheit. So befriedigen auch Einbildungskraft, Phantasie, Verstand das Herz nur, indem sie es frei machen. Nicht anders ist es mit den Ideen. Die Idee eines höchsten Wesens, einer freien Vereinigung oder Verbrüderung der Menschheit, einer unendlichen Fortdauer, sie alle nähren und erregen das Herz mit der süßesten Speise: der Hoffnung. Es ist ein altes Wort:

Spes confisa Deo nunquam confusa recedit.

Ein Herz, das sich gewöhnt hat, auf Gott zu hoffen, ist allezeit ein muthiges, ein fröhliches Herz. Keine Widerwärtigkeit, kein Unglück, keine Trauer kann es gänzlich danieder beugen; auch für Augenblicke bestürmt und überwältiget richtet es sich doch bald wieder auf, und bald verwandeln sich die Thränen des Kammers in Thränen der Freude. Die Hoffnung einer Verbrüderung der Menschheit, als welcher jedes liebende Herz

sich entgegenseht, so wie die Hoffnung eines Hinaufgerücktwerdens der Menschheit in den Aether eines ewig freien, ewig seligen Lebens, ruht auf demselben Grunde: auf der Idee der Gottheit; denn diese Idee ist die Urquelle aller übrigen. Und so möge denn Haß und Streit für den Augenblick noch so manches Unheil auf der Erde anrichten: die Idee des ewigen Friedens stirbt nicht aus, und läßt dem Herzen in dem Kampfe der Elemente der Freiheit nur die Vorbereitung auf künftige Ausgleichung erblicken. Möge Krankheit und Blutvergießen auch noch so viele Verheerungen unter den Menschen anrichten, möge ein Geschlecht nach dem andern absterben und die Erde ein allgemeiner Begräbnisplatz werden: das Panier der Wiedererweckung zu neuem Leben weht über den Gräbern und verwandelt die Schreckensgestalt des Todes in das Bild eines befreienden Engels. So erquickt sich das jagende, geängstigte Herz an seinen Hoffnungen und siegt über alle dem Leben feindselige Angriffe. Ohne die Ideen, die in das Leben selbst eingewurzelt sind, und die kein Sturm des Unglücks ausrotten kann, würde aller heitere Genuß des Lebens, alle Befriedigung des Herzens aus den übrigen angegebenen Quellen gestört, getrübt, vernichtet werden: die Ideen aber, die Lichtfunken aus dem Geisterreiche, sichern dem Herzen seinen Lebensbestand, seinen Frieden und seine Freude.

S. 185. Gegenseitige Ernährung und Erregung der Herzen durch sich selbst.

Des Herzens reichste Nahrung ist das Herz: nicht das eigene, sondern das verwandte, befreundete, geliebte.

„Sey ohne Freund, wie viel verliert dein Leben!“

ist ein sehr wahres Wort eines der gefühlvollsten Menschen. Freundschaft und Liebe sind die eigentlichen

Wande der Menschheit. So lange das Herz diesen schönsten Empfindungen nicht aufgeschlossen ist, oder wenn es sich gegen diese zartesten Gefühle verschlossen hat, ist sein Leben entweder noch nicht entfaltet, oder erstorben. Und dann ist auch die Welt reiz- und farblos für den ganzen Menschen. Freundschaft und Liebe sind die Quellen der schönsten menschlichen Tugenden, so wie der schönsten Genüsse des Herzens: denn der reinste Genuß desselben stammt aus der Tugend. Wir haben uns oft des Ausdrucks „Bild“ bedient, wenn vom Genuße der Natur oder der Kunst die Rede war, und ich glaube, mit Recht; denn beide sind nur ein Bild des Lebens; das eigentliche Leben wohnt im Herzen; und das Herz lebt nur in der Freundschaft, in der Liebe. Dieß widerspricht dem nicht, was wir gesagt haben: daß die Freiheit das höchste Gut des Herzens ist: denn die Freiheit ist die wesentliche und erste Bedingung aller Herzenslebendigkeit, und ein unfreies Herz ist weder für die Freundschaft noch für die Liebe empfänglich. Man könnte sagen, -daß, wenn auch nicht mit der Freundschaft, doch mit der Liebe die Freiheit des Herzens verloren geht; aber mit Unrecht. Im Gegentheil findet das Herz erst in der Liebe das Element, in dem es sich frei bewegen kann. Ehe das Herz liebt, ist es beengt und in seiner eignen Kraft gehemmt; nur wenn es den Gegenstand seiner Liebe gefunden, kann es diese Kraft frei ausströmen, und findet sich in dem Gefühl dieser freien Wirkksamkeit selig. Hierzu kommt, daß hier nicht von einseitiger, und noch weniger von selbstischer Liebe, von der Liebe als Leidenschaft die Rede ist. Das Herz, welches den Gegenstand seiner Liebe an sich reißen will, ist kein freies, kein wahrhaft liebendes Herz. Die Liebe ist ein Geben, ein absichtsloses und rücksichtsloses

Geben. Aber die Liebe empfängt auch wieder, was sie gibt: nicht sich selbst im hohlen, leeren Echo, sondern das antwortende, das vom gleichen Bedürfniß des Gebens getriebene Herz. Sehr schön hat Fichte das Wesen der Liebe erfaßt, wenn er sagt, daß sie ein Wechseltausch der Freiheit ist. Es ist kein Verlust, sondern reiner Gewinn, wenn das Herz in der Liebe seine Freiheit gibt: denn dieses Geben ist gegenseitig, weil der Begriff der Liebe ein Wechselverhältniß ausdrückt, keine bloße Gebundenheit, sondern eine Verbundenheit, einen Bund. Die Liebe ist ein gegenseitiges Einwirken und Zurückwirken des ausströmenden Lebens. Das Leben selbst nährt sich von der Liebe. Leben ist Freiheit, und die Freiheit, die die Liebe gibt, erhält sie wieder. Sie wird also durch ihr Geben nicht ärmer, sondern reicher; denn ihre eigene Freiheit geht ihr nicht verloren, sondern erstarkt im Geben, und lockt, wie der Strahl der Sonne aus dem Mutter-schooße der Erde Blüthen und Früchte hervortreibt, aus dem geliebten Herzen die Blüthe und Frucht der Liebe, die Gegenliebe hervor; diese aber nährt, wärmt und belebt unser Herz mit neuem, frischem Leben. Und so ist denn die Liebe die unmittelbarste Lebensquelle für das Herz. Nicht anders ist es mit der Freundschaft beschaffen, die nur eine geschlechtslose Liebe ist. Man hat oft die Freundschaft für kälter oder schwächer gehalten als die Liebe; aber man hat ihr Wesen verkannt oder nicht gekannt. Wahre Freunde gehen eben so für einander in den Tod, als wahre Liebende; und so kann die Liebe nicht stärker oder inniger als die Freundschaft seyn. Die Liebe, die man ausschließlich so nennt, ist nur auf das Geschlecht, so wie überhaupt auf die Bande der Natur und des Bluts beschränkt; die Freundschaft aber ist die über

jene Schranken hinausreichende Liebe. Und so strahlt in der Freundschaft die Liebe am reinsten, unbeschränkt durch die Fesseln des natürlichen Zuges, oder der natürlichen Verwandtschaft. Auf jeden Fall wetteifern Freundschaft und Liebe in der Gewalt, das Herz zu beseligen, und haben auch dieß mit einander gemein, daß beide nur durch Wechselleben und Wechselregung bestehen können und daß in dieser Wechselregung die Herzen ihre schönste Nahrung finden.

So Viel von den Genüssen des Gemüths, durch welches die Seele, wie der Baum durch seine Wurzeln, mit Kraft des Lebens getränkt werden muß, wenn sie gedeihliche Frucht bringen soll. Unter allen Genüssen jedoch, die dem Gemüth durch Natur, Kunst und freies Menschenleben, so wie durch die bloße innere Thätigkeit der verschiedenen Seelenkräfte zu Theil werden, kommt keiner dem aus dem Wechselverkehr der Herzen gleich, zu welchem theils Naturbestimmung, theils Blutsverwandtschaft, theils die Harmonie der Seelen überhaupt, die Wege bahnt und die Pforten eröffnet. Wie der Mensch überall des Menschen bedarf, um zu bestehen, so bedarf auch das Herz anderer Herzen und ihres Mitgefühls, um sich in aller Fülle der mannichfaltigen Genüsse zu erfreuen, die von der Hand, die Alles gibt, so reich auf die Lebenspfade ausgestreut sind.

Zweites Kapitel.

Diätetik des erkennenden und bildenden Vermögens,
oder des Geistes im engeren Sinne.

§. 186. Ernährungs- und Erregungs-Mittel
des Vorstellungsvermögens überhaupt.

Es bedarf keiner neuen Erinnerung, daß wir unter Vorstellungsvermögen, oder Geist im engeren Sinne, die erkennende und bildende, oder die in Wissenschaft und Kunst thätige, Kraft der Seele verstehen. Das Vorstellungsvermögen, von seiner erkennenden Seite, bedarf des Stoffes für seine Erkenntnisse, wie ihm derselbe theils von außen, durch eigene Anschauungen, so wie durch Mittheilung von Begriffen und Ideen, theils von innen durch den Gehalt des Bewußtseyns gegeben wird. Es geht hieraus hervor, daß dieser Stoff sehr mannichfaltig ist. Von außen nehmlich kommen dem Erkenntnißvermögen, wie dem Gemüth (§§. 181—183.), nur in anderer Beziehung, die Anschauungen der Natur, der Kunst und des freien Menschenlebens, als mannichfaltiger Stoff für die Verarbeitung zur inneren Form der Erkenntniß entgegen, als mannichfaltige äußere Wahrheit zum Behuf der Umwandlung in innere Klarheit. Doch nicht genug. Auch Begriffe und Ideen werden dem Erkenntnißvermögen als Nahrungs- und Erregungs-Stoff von außen gegeben, und zwar durch Mittheilung Anderer, d. h. durch Lehre, sie mag nun mündlich oder schriftlich mitgetheilt werden. Auch die Lehre nährt und erregt das Erkenntnißvermögen auf mancherlei Weise. Man kann das ganze Gebiet der Lehre eintheilen erstlich in das

der Real: Kenntnisse, dergleichen z. B. die Technologie gibt, zweitens in das der Sprachen, drittens in das der Wissenschaften, welche nicht mit Unrecht in empirische (wie die Medizin ist), und in abstracte, oder besser ideelle eingetheilt werden, wie die Mathematik, die Philosophie. — Von innen kommt dem Erkenntnißvermögen ernährenden und erregenden Stoff, wie bereits gesagt, durch den Gesamttinhalt des Bewußtseyns, wie selbiger durch Selbstbeobachtung aufgefaßt wird, nemlich durch Beobachtung ebensowohl unseres empfindenden, als unseres denkenden und wollenden Wesens. Und dieß ist die Hauptsumme der Ernährungs- und Erregungs- Mittel unseres Vorstellungsvermögens, wiefern dasselbe Erkenntnißvermögen ist. Obwohl nun alles Erkennen ein Bilden ist, nemlich ein Gestalten des mannichfaltigen Stoffes der Erkenntniß zur Einheit der Erkenntniß selbst, ein Assimiliren des äußeren Stoffes zur Form des intelligenten Lebens, zum Gedanken, dessen Wesen Licht und Klarheit ist: so ist doch umgekehrt nicht alles Bilden ein Erkennen, sondern dasselbe Vorstellungsvermögen, welches in der Erkenntniß assimilirend thätig ist, ist auf entgegengesetzte Weise thätig, theils im wissenschaftlichen, theils im künstlerischen Produciren. Und auch zu diesem Produciren bedarf das Vorstellungsvermögen des ernährenden und erregenden Stoffes. Die Ideen, welche wissenschaftlich oder künstlerisch ausgeborn werden sollen, bedürfen von außen des Sonnenstrahls, der sie erregt, und des Nahrungsstoffes, -dem sie sich einbilden können. Und so muß denn abermals, wie früher zur Erkenntniß, so jetzt zum Schaffen, von außen Natur, Kunst und freies Menschenleben als ernährenden und erregenden Stoff dienen; und was die Anschauung von außen beginnt, das muß die Reflexion im Inneren vollenden,

als welche durch ihre Behandlung des aufgenommenen Stoffes neue Elemente zur Ernährung und Erregung des schaffenden Vorstellungsvermögens erzeugt. Alles dieß ist in besonderer Auseinandersetzung genauer zu verfolgen. Zunächst von den Ernährungs- und Erregungs-Mitteln des Erkenntnißvermögens.

§. 187. Ernährungs- und Erregungs-Mittel des Erkenntnißvermögens.

Wir haben anerkannt, daß der Stoff des Erkenntnißvermögens, wiefern er ihm von außen her zukommt, theils durch eigene Anschauungen, theils durch Mittheilung Anderer von Begriffen und Ideen zu ihm gelangt. Sehen wir zuerst, wie die eigenen Anschauungen das Erkenntnißvermögen ernähren und erregen. Die nächste Quelle der äußeren Anschauungen ist die Natur. Es ist nicht zu verwundern, daß die Natur, das den Menschen umfangende, einschließende, in sich begreifende, nah und fern umgebende Reich der Kräfte, der Gestaltungen und des Lebens, wie sie dem Menschen Mutter, Amme, Pflegerin, Erzieherin ist *), auch als erste Lehrerin zur Seite steht. Betrachten wir den Menschen von seiner ersten Entwicklung an, so sehen wir, wie sich zunächst seine Sinne in dem Umkreise der Natur erschließen, und gleichsam als Wurzeln ihre Nahrung aus dem reichen Fruchtboden derselben in sich saugen. Der Sinn des Gefühls und Betasts, des Geschmacks und Geruchs, des Gesichts und Gehörs, kurz, die ganze Außenseite unseres Erkenntnißvermögens ist an die Natur geheftet und gekettet, und hat keine andere Nahrungsquelle als sie. Vor allen kommen hier die Sinne des Gesichts und Gehörs in Betrachtung. Sie

*) S. des Verf. Anthropologie S. 119:

sind es, die uns zunächst in das Element einführen, in welchem wir leben: in das Element des Raumes und der Zeit. Die ganze Welt der Dinge und ihrer Verhältnisse, wir fassen sie hauptsächlich mit dem Auge auf, obschon auch die übrigen Sinne zur Vervollständigung unserer Vorstellungen beitragen; und die Bezeichnung dieser Dinge und ihrer Verhältnisse auf dem kürzesten und deutlichsten Wege, durch die Sprache, würde nicht-möglich seyn, ohne das Ohr. Beide aber, Auge und Ohr, leben von den Naturelementen des Lichts und der Luft. Wir werden nicht fertig, den Reichthum der Natur mit allen unsern Sinnen, vorzüglich mit dem Auge, aufzufassen und in der Sprache zu bezeichnen. Betrachten wir nur unsern Wohnplatz, die Erde, mit allem was darin ist, so sehen wir wie in ein aufgeschlagenes Buch, das uns auf jeder Seite neuen Unterricht ertheilt. Das Reich der Mineralien, der Pflanzen und der Thiere, welchen unerschöpflichen Stoff von Belehrung enthält es, nicht bloß für die Sinne, sondern auch für den Verstand, und durch diesen für die mannichfaltigsten Zwecke des Lebens. Das Studium der Formen, der Kräfte, der Gesetze des großen Naturlebens um uns her, mit wie mannichfaltiger Erkenntniß und Wissenschaft, Kunst und Fertigkeit, mit wie mannichfaltigen Gütern und Schätzen des Lebens hat es im Laufe der Zeiten den forschenden Menschen bereichert. Und diese Quellen der Erkenntniß und ihres Gebrauchs sind dem Beobachter täglich zu neuem und immer größerem Gewinne geöffnet. Von Jahr zu Jahr wächst die Bekanntschaft mit dem Inneren der Erde, so wie mit ihrer Oberfläche und Allem dem, was darauf erzeugt wird. Berg und Thal, Land und Meer, Seen und Flüsse mit ihren Erzeugnissen und Bewohnern, gehen immer mehr in

den Wechsel; Verkehr der Menschen ein; durch alle Zonen, bis nahe zu den Polen hin, wächst unsere Bekanntschaft mit dem Planeten, den wir bewohnen; und die Zeit wird kommen, wo wir mit dem Gesamtsinhalt unserer Erde und ihrer Oeconomie eben so vertraut seyn werden, als mit dem eigenen Haushalt. Schon faßt ein Menschenleben nicht mehr den Reichtum aller erworbenen Kenntnisse; und die Individuen müssen sich theilen, um Jeder in seinem Kreise einen Theil der erworbenen Schätze aufzubewahren. Von den frühesten Zeiten an hat man auch die himmlischen Körper in den Kreis der Betrachtung gezogen, und die edelsten Kräfte menschlicher Erkenntniß haben sich an dieser Betrachtung entwickelt und genährt. Und so ist die Natur, in allen ihren Beziehungen zu dem Menschen und seinen Bedürfnissen, ein unermessliches Vorrathshaus von Ernährungs- und Erregungs-Mitteln des erkennenden Vermögens; und der Reiz des immer neuen Erkenntnißstoffes steht mit der unersättlichen menschlichen Wißbegierde im gleichen Verhältnisse. Die Ernährungsquelle der Natur für das Erkenntnißvermögen des Menschen trocknet nie aus, und wenn wir auch keine andere hätten, so würde die Belehrung, der Unterricht, den die Natur gibt, in ihrem Schaffen und Walten, in ihrer Ordnung und Zweckmäßigkeit, in der Mannichfaltigkeit ihrer Kräfte und der Einfachheit ihrer Gesetze, mit der sie das Ungleichste vereinigt und das Widrigste zur schönsten Harmonie paart, mit ihrer Gnügsamkeit und Fülle, ihrer Sparsamkeit und ihrem Reichtum, vor Allem aber mit ihrer stetigen Ruhe bei immerwährender Bewegung, kurz, mit dem Leben voll Geist und Kraft, das sich in ihr ausspricht, mehr als hinreichend seyn, um das erkennende Vermögen des Menschen unaufhörlich zu beschäftigen, ihm

immer neue Nahrung zuzuführen, und es in steter Aufregung zu erhalten. Allein solcher Quellen öffnen sich noch mehrere, und die nächste nach der Natur ist die Kunst. Die Kunst aller Art, wie sie nicht ohne den Gedanken erzeugt wird, so regt sie auch den Gedanken wieder auf. Wir können kein Gebäude, keine Statue, kein Gemählde von Meisterhand erblicken, ohne daß uns in den Verhältnissen und Beziehungen des Kunstwerks der umsichtig denkende und zweckmäßig ordnende Verstand entgegen tritt und unser eigenes Denkvermögen anregt ihm zu folgen, in den für die Anschauung aufgestellten Begriffen des Künstlers eine Bereicherung und Berichtigung unserer eigenen, so wie in der Verfahrensweise desselben eine Weisung und Leitung für den Gebrauch unserer eigenen Denkkraft zu finden. Freilich ist der Gewinn um so größer, je mehr das Auge in der Betrachtung der Kunstwerke geübt ist; und bis zu welchem Grade von Schärfe und Umfang die Urtheilskraft durch das Studium von Kunstwerken, vorzüglich des klassischen Alterthums, gesteigert werden kann, sehen wir an dem Beispiele Winkelmann's und Göthe's, die es in der Kunst des denkenden Betrachtens und des betrachtenden Denkens bis zur vollendeten Meisterschaft gebracht haben. Und gerade diese Nahrung und Aufregung ist es, die unserm Erkenntnißvermögen für den Gebrauch desselben zu den Zwecken des Lebens am meisten Noth thut. Es ist nicht genug, daß die Sinne allein beschäftigt werden: denn die Sinne allein erkennen nicht; und eben so wenig reicht die einseitige Ernährung des Verstandes durch abstracte Begriffe hin, um ihn naturgemäß zum Denken anzuregen, sondern derjenige Nahrungstoff des Erkenntnißvermögens ist der beste, welcher die Elemente des Schauens und Denkens vereinigt in sich enthält;

und diese Vereinnigung finden wir, zwar nicht in höherem Maße als in der Natur — denn was ist reicher in Stoff und Form als sie, — aber gleichsam verdaulicher für die Empfänglichkeit des Erkenntnißvermögens vor, und zubereitet in der Kunst, als welche, indem sie aus dem Menschengeiße hervorgegangen, auch leichteren Eingang in den Menschengeiß als Nahrungsmittel desselben findet. Ja, durch die Verhältnisse, Beziehungen und ideellen Andeutungen der Kunst genährt, erstarkt das Erkenntnißvermögen zum besseren Verstandnisse der Natur selbst, und des Ausdrucks und der Bedeutung ihrer Gestaltungen und ihres Lebens. Denn obschon der Geiß der Natur dem Menschengeiße analog ist — ist doch in allem Seyn nur das Eine, ewige Weltgesetz ausgesprochen —, so wird es doch dem engbegrenzten Menschengeiße schwer, dem unendlichen Naturgeißte auf seiner Spur zu folgen, und der Dichter hat sehr recht, wenn er von dem großen Buche der Natur sagt:

„die Blätter sind zu colossalisck,
die Lettern seltsam abbrevirt.“

Allein der schöpferische Geiß der Kunst ist dem Schöpfergeißte der Natur auf das innigste verwandt, und die heilige Nöthigung, welche den echten Künstler in seltsamer Begeisterung zum Schaffen treibt, ist gleichsam eine Orakelstimme der Natur, welche den sinnigsten Aufschluß über ihre eigenen Werke gibt. Daher denn auch schon in der ältesten Zeit vom Dichter gesagt wird, daß er sey:

„sacer interpresque deorum.“

Kurz, jemehr Auge und Verstand von den Gegenständen der Kunst genährt und in die Geheimnisse derselben eingeweiht sind, desto geschickter sind beide, den Schleier von denen der Natur zu lösen, die geheime Sprache

derselben zu verstehen, und aus ihrem Inhalte den köstlichsten Nahrungssaft für das eigene Leben zu gewinnen. Die Alten empfahlen vorzüglich zum besseren Verständniß der Natur das Studium der Musik, wahrscheinlich darum, weil die Musik in dem Element von Maß und Zahl lebt, welches auch das Element der Natur ist. Ueberhaupt ist die Musik, wie sie, ein reiches und kräftiges Nahrungsmittel für das Herz ist, auch ein solches für das Vorstellungsvermögen, welches einer immerwährenden Ernährung und Erregung durch das Auffassen einer Mannichfaltigkeit von Verhältnissen bedarf. Und dieses Bedürfniß wird reichlich durch den von der Musik gebotenen Stoff befriedigt. Nur gehört auch für die rechte Benutzung dieses Stoffes eine gewisse Weihe, die nur durch Aufmerksamkeit und Übung der Vorstellungskraft gewonnen wird. Wie sehr nimmt z. B. ein wohlgeschicktes Quartett die ganze Fassungskraft des Vorstellungsvermögens in Anspruch; welcher Stoff zum Vergleichen, Unterscheiden und Combiniren erhält dasselbe wie in einem stetig fortrauschenden Strome. Weit mehr noch ist dieses der Fall bei einer vollständigeren Musik, z. B. einer Symphonie. Hier ist der Reichtum von Ton-Verhältnissen unüberschbar. Nach aufmerksamer Anhörung einer solchen musikalischen Composition findet sich das gesammte Vorstellungsvermögen, wiefern es sowohl auffassend als denkend beschäftigt wurde, wunderbar gekräftiget und angeregt, und es ist kein seltener Fall, daß durch die Musik selbst Anschauungen und Gedankenreihen erweckt werden, die mit den Tönen und ihren Verhältnissen in gar keiner unmittelbaren Beziehung zu stehen scheinen, obgleich bei genauerer Betrachtung der geheime Einfluß derselben auf die scheinbar disparatesten Vorstellungen nicht zu verkennen ist. — Die Kräftigung und

Erregung des erkennenden Vorstellungsvermögens erreicht aber ihr höchstes Maß in den combinirten Künsten bei theatralischen Vorstellungen. Am auffallendsten ist diese Wirkung in der Oper. Doch wird im Lustspiel, wie im Trauerspiel, das Auffassungsvermögen und die Urtheilskraft nicht weniger geweckt und genährt, nur auf andere Weise. Wenn es in der Oper vorzüglich der Gang der Musik ist, gestützt auf die Handlung, und durch Scenerie und Mimik gleichsam verkörpert, so daß die Musik den Charakter und die Bedeutung des Sichtbaren wie mit einer Geisters Stimme auszusprechen scheint — eine reiche Nahrung für das combinirende Vorstellungsvermögen —, so ist es im Trauerspiele und Lustspiele die Idee des Stücks und ihre Entwicklung, es sind die Charaktere und Situationen, es ist die Diction des Dichters, es ist der Ausdruck und die Handlung der spielenden Personen, der Schauspieler selbst, was mit immer neuem Reize die Aufmerksamkeit der Hörenden fesselt und das auffassende wie das urtheilende Vermögen lebhaft in Anspruch nimmt. — Endlich ist der Zauber der Poesie, überhaupt in den Werken der Dichtung aller Art, der eben so den Geist, wie das Gemüth belebt, und zwar letzteres erst durch Hülfe des Vorstellungsvermögens, als dasselbe kräftig nährend und erregend, aufzuführen. Alle Dichtung, sey sie epische, oder dramatische oder lyrische, vorzüglich die der klassischen Alten, ernährt und erregt, durch ihre Form wie ihren Inhalt, Einbildungskraft, Verstand und Urtheilskraft auf die anziehendste Weise. So sind z. B. bei der Lectüre des Horaz, der selbst den weisen Rath gibt:

— — — „Vos exemplaria graeca

nocturna versate manu, versate diurna!“

die schönen Bilder, die fernlichten Lebenssprüche, die eben so präcisen als adäquaten Ausdrücke, vollkommen dem Zwecke, von dem wir hier reden, entsprechend. Die Einfalt Homer's, des Sophocles Kraft, Virgils Zartheit, die Characterschärfe des Terenz, und in ihnen Allen die helle, lebendige Gegenständlichkeit, reicht unserm Erkenntnißvermögen die kräftigste und edelste Nahrung. Auf eben so mannichfaltige Weise, nur gleichsam mit einem andern Anwehen wirken die großen neuern Dichter der Ausländer wie unseres eigenen Volks. Welche Nahrung, welche Anregung für den sinnenden Geist gibt ein Dante, ein Cervantes, ein Shakspeare vor Allen; und sehen wir von eigentlicher Poesie ab, so sind die geistreichen Producte eines Racine, Corneille, Boileau, Lafontaine und anderer Meister unter den Franzosen, keine dürftigen Nahrungsquellen für das Erkenntnißvermögen, vorzüglich was die Schärfe, Genauigkeit und Politur ihrer Darstellung betrifft. Doch wir haben ja die Beweise und Beispiele der mannichfaltigsten Wirkungen der dichtenden Kunst auf den erkennenden Geist ganz in der Nähe. Wer von unsern gebildeteren Zeitgenossen kann sagen, daß er, was die Ernährung und Erregung des Gefühls und der Gesinnung hier ganz bei Seite, nur zunächst die des erkennenden Vermögens betrifft, unserm Schiller, unserm Göthe nichts zu verdanken habe? Wer fühlt sich nicht im Gegentheile diesen Genien, wie an Reichtum des Stoffes zu den mannichfaltigsten Ansichten, so an klarer Einsicht und richtiger Würdigung der wahrhaft schönen Form der Rede und Darstellung, für das ganze Leben verpflichtet? So verschieden, ja so entgegengesetzt diese beiden genialischen Naturen sind, so sprechen sie doch beide gleich willkommen, jeder auf seine Weise, unser erkennendes Vermögen an. Schiller's inhalt-

schwerer, in die Tiefe des Lebens dringender Gedanke, welchen reichen Stoff zum eigenen Denken gibt er unserm Geiste! Seine blühende Diction, wie erregt, wie belebt sie unsere Einbildungskraft! Wie leicht schmiegen sich seine schönen Sentenzen unserem Gedächtnisse an! Seine scharfen, kunstreichen Gegensätze, wie erwecken, wie schärfen sie unsere eigene Urtheilskraft! Endlich seine erhabenen Ideen, wirken sie nicht wie Lichtstrahlen auf die noch unentwickelten Keime der unsrigen, und locken sie zur eigenen Entfaltung hervor? — Sehen wir nun Schiller mehr dem Geiste und seiner Erscheinung in der sittlichen Welt zugewendet, so umfaßt Göthe mit reichem Sinn und vollem Herzen die Natur und die Erscheinung des Lebens in derselben. Es ist, als schloße uns Göthe das Organ auf zu Betrachtung und Würdigung der Natur und des Lebens in seinen mannichfaltigen Gestaltungen und Bewegungen. Ganz hingegeben der Auffassung des Reichthums von Gegenständen, die sich seinem unbefangenen Auge darbieten, nimmt er sie auf ohne Leidenschaft, ohne Vorurtheil, ohne die Dressur der Schule, alles Beimischungen, welche den Blick trüben und das Urtheil verwirren. Wie in einen klaren See, wie in einen reinen Spiegel tritt die Welt und das Leben in seine empfängliche Seele; und so lernen wir von ihm, was uns kein Schulcompendium lehrt: sehend denken und denkend sehen; die einzige Kunst, welche der Mensch zu erlernen hat, um überall die Wahrheit richtig aufzufassen. Ein deutliches Beispiel hiervon sehen wir an der Art, wie Göthe die Menschen darstellt, und welche man ihm so oft zum Vorwurf gemacht hat, weil man nicht gewohnt ist, unbefangen zu sehen und zu urtheilen. Wir sind namentlich gewohnt, ganz unbefugter Weise, überall den moralischen Maßstab an

die Menschen zu legen, gleichsam als wenn wir mit dem Blick der Allwissenheit begabt wären, die sich bekanntlich den moralischen Richterspruch über die Menschen allein vorbehalten hat und uns ausdrücklich gebietet, nicht zu richten. Göthe verfährt nicht so, wie die verwöhnte Menge. Er faßt die Menschen auf, wie sie erscheinen, wie sie sich geben, aber so scharf, so genau, daß wir ihr Wesen, Thun und Treiben lebendig vor uns sehen. Ihm führt weder Verschönerungssucht noch Schmähsucht den Griffel. Daher mahlt er uns weder Engel noch Teufel, ja sogar den Teufel, so zu sagen, menschlich. Das Maß ist sein Gesetz, welches ihn, wie in der Gestaltung seiner Formen, so in den Aussprüchen seines Urtheils leitet. Und so bringt er das Ungeheuerste und Regelloseste immer in Bezug auf Grenze und Regel, denen doch zuletzt alles Daseyn, alle Erscheinung selbst widerwillig, gehorchen muß. Er gewöhnt uns auf diese Weise allen Stoff der Erfahrung in einem durch getrennte Glieder fortlaufenden Zusammenhange und in einer durch scheinbare Dissonanzen sich fortbewegenden Harmonie aufzunehmen, und entreißt dadurch die Welt und das Leben der trüben Verworrenheit, in welcher beide nur zu oft in uns eingehen. Kurz, er ist ein trefflicher Lehrer unseres Erkenntnißvermögens, und die Schätze eigener Erfahrung und Beobachtung, die er uns in seinen zahlreichen und höchst mannichfaltigen Schöpfungen mittheilt, sind, wie man wohl ohne Uebertreibung behaupten kann, dem Erkenntnißvermögen eine Nahrung und Erregung für das ganze Leben. Besser kann man sich nicht zur Betrachtung und zum geistigen Genuß des freien Menschenlebens vorbereiten, als wenn man das Abbild desselben bei diesem Meister studirt und gleichsam mit dem Auge desselben sehen lernt. Ein ihm sehr verwandter, der Natur und dem

Leben gleichfalls mit Liebe und Unbefangenhait zugewendeter, mit einem ungemeinen Reichthum bildender Kraft, die das freie Menschenleben, ja das Menschenherz überhaupt gleichsam bis in die zartesten Fasern desselben verfolgt, ist kürzlich in Walter Scott aufgestanden, dessen Lectüre nicht blos, sondern dessen Studium eine unerschöpfliche Nahrungs- und Erregungs-Quelle für das erkennende Vermögen ist.

Nächst der Natur und der Kunst, durch die ihnen eigenthümlichen Anschauungen, gewährt das freie Menschenleben durch seine Betrachtung dem erkennenden Geiste die mannichfaltigste Nahrung und Erregung. Sagt nicht schon der philosophische Dichter Pope:

„the proper study of Mankind is Man!“

und vor ihm der alte Menschenkenner Terenz:

„— — inspicere, tanquam in speculum,
in vitas omnium jubeo, atque ex aliis
sumere exemplum sibi!“

Gewiß weise Lehren, obschon wir dieselben hier nur auf unsere Bereicherung an Stoff zur Erkenntniß und an Erkenntniß selbst beziehen können. Die Beobachtung des Thuns und Treibens der Menschen überhaupt in der Verschiedenheit der Geschlechter, Lebensalter, Temperamente, Neigungen, Gewohnheiten und Fertigkeiten, Talente und Geschicklichkeiten, Sitten und Charaktere, überhaupt der Eigenthümlichkeiten Einzelner und ganzer Klassen und Stände, endlich der verschiedenen Nationen und Völkerschaften selbst, wie man sie auf Reisen kennen lernt, ihrer Kultur und ihrer Lebensweise; dieß Alles ist eine reiche Nahrungs- und Erregungs-Quelle unseres Erkenntnißvermögens. Wie verschieden sind die Kreise des Wirkens und Genießens für das männliche und für das weibliche Geschlecht.

Während die Frau im Hause geschäftig ist, die innere Ordnung sichert und überhaupt die Seele des Hauswesens ist, als Mutter der Kinder, als Gebieterin und Lenkerin des Gesindes, knüpft der Mann die Fäden des häuslichen Lebens in näheren oder ferneren Punkten an die weite, reiche Welt; und welches auch sein Gewerbe, sein Geschäft sey, als Landmann, als Handwerker, als Künstler, als Kaufmann, als Gelehrter, als Staatsbeamter, so bringt es ihn immer mit den Gegenständen und dem Leben außerhalb des engen, häuslichen Kreises in Berührung und Wechselwirkung. So auch was die Genüsse betrifft. Die Frau erfreuet sich des bequem und zierlich eingerichteten Hausstandes, der gefüllten Schränke und Vorrathskammern, der Mittheilung und des Wechselgesprächs im Kreise der Ihren und ihrer Freundinnen und Nachbarinnen. Der Mann, obschon dem Hause nicht fremd und gern den Seinen angehörig, sucht doch, auch in den Stunden der Muße, entferntere, größere Kreise des Lebens auf, um das Bedürfniß der Erholung, der Zerstreuung oder Sammlung zu befriedigen. Klubbs, Jagdpartieen u. dgl. sind sein Ergehen. — Einen eigenen Reiz hat die Betrachtung der Lebensalter: der Frohsinn, die Wissbegierde, die Beweglichkeit des Kindes; die Munterkeit, das Phantasielieben der erwachsenen Jugend; die Geschäftigkeit des reifen, und die Ruhe des Greisenalters, sind Lebensgemälde, die den sinnenden Geist auf das Mannichfaltigste ansprechen. — So ist auch der Blick auf die Temperamente und ihren Einfluß auf das Leben mannichfaltig belehrend. Die Empfänglichkeit des sanguinischen Temperaments, sein Hang zur Freude, seine Unstetigkeit; die Theilnahme, Umsicht, Vielgeschäftigkeit des cholerischen; das innere, tiefe Stillleben des melancholischen; die allen hitzigen Natur

ren unbegreifliche und widerliche Ruhe des phlegmatischen; diese mannichfaltige, physisch; psychische Disposition hat den wesentlichsten Einfluß auf die Neigungen, Gewohnheiten und Fertigkeiten, auf die Entwicklung von Talenten und Geschicklichkeiten, auf die Bildung der Sitten und des Charakters überhaupt, kurz, auf die ganze Eigenthümlichkeit der Individuen nicht bloß, sondern auch der Völker selbst. So, um gleich bei dem Ganzen stehen zu bleiben, hat das sanguinische Temperament der Franzosen den bestimmtesten Einfluß auf den Geschmack an den bunten, wechselnden Freuden des geselligen Lebens, an den Künsten des schönen Scheins, an der Neigung zu heitern, den Wiß aufregenden und unterhaltenden Spielen, am leichten Ertragen alles Lebenswechsels, an der Gewohnheit des muntern Humors, an der Fertigkeit und Gewandtheit in allen körperlichen Bewegungen, an der Schnelligkeit und Beweglichkeit des Geistes überhaupt, an der Gefälligkeit der Sitten und der Biegsamkeit des Charakters, vor allem aber an der diese Nation auszeichnenden Frivolität. So hat das cholerische Temperament der Italiener und Spanier Einfluß auf ihre tiefe Leidenschaftlichkeit, auf ihre Eifersucht, ihren Zorn und ihren Haß, und auf die Stärke und Dauer des letzteren eben so wie ihrer Liebe, Einfluß auf ihren Stolz und ihren Hang zur Unabhängigkeit, auf ihre Energie und Ausdauer im Handeln, so wie auf ihren Ernst und ihre Scheu vor aller Frivolität. So äußert das melancholische Talent der intensiv; kräftigen Engländer und der sinnigen Deutschen entschiedenen Einfluß, dort zu den tiefsinnigeren Künsten und Wissenschaften, die das Leben, hier zu denen, die den Geist sicher stellen. So endlich wirkt das phlegmatische Temperament der Niederländer auf ihren ruhigen, treuen

sorgfältigen Fleiß, auf ihren Hang zur Bequemlichkeit, aber auch zur Ordnung und Reinlichkeit, weil beide die Seele der wahren Bequemlichkeit sind. Das Temperament selbst aber, wie viele andere Lebensverhältnisse der Völker werden bekanntlich durch Boden und Klima zum großen Theil bestimmt, so daß mitten in das freie Leben der Menschen, in ihre gesammte Kultur und Lebensweise, die Naturnothwendigkeit entschieden eingreift, und somit ebenfalls und zugleich den Blick des Beobachters in Anspruch nimmt, indem sich der Charakter des Natur-Elements in dem des freien Lebens gleichsam abspiegelt, so daß z. B. die Hitze des Klima's auch ein hitziges Temperament erzeugt, und ein starrer, felsiger Boden auch einen harten, unbiegsamen Sinn erzeugt. Der National-Charakter geht ferner auch auf die Klassen und Stände, und zuletzt auf die Individuen über, so daß er dem Auffassen und Begreifen dieser zur sicheren Unterlage dient, obwohl zur vollständigen Erkenntniß der Individuen die Kenntniß ihrer individuellen Lage erforderlich ist. Die Beobachtung derselben, so weit sie in unsern Bereich kommt, ist ein reicher Nahrungsstoff für das Erkenntnißvermögen; und sie ist die Quelle, aus welcher die großen Mahler des Menschenlebens schöpfen, wenn sie uns die Stärke und Schwäche, die Vielseitigkeit und die Beschränktheit der menschlichen Natur schildern. Und so viel von dem Nahrungs- und Erregungs-Stoffe des Erkenntnißvermögens, wiefern dieses denselben von außen her durch eigene Anschauungen, aus dem großen Vorrathshause der Natur, der Kunst und des freien Menschenlebens gewinnt.

Wir haben nun zu sehen, wie derselbe Zweck durch Begriffe und Ideen erreicht wird, die uns von Andern mitgetheilt werden. Alle Mittheilung von Begriffen

und Ideen geschieht durch mündliche oder schriftliche Lehre. Die älteste Art solcher Mittheilung ist die durch mündliche Tradition. So wurden die geschichtlichen Sagen der Vorzeit, die frühesten mythologischen und philosophischen Begriffe und Ideen nur durch mündliche Tradition von Geschlecht zu Geschlecht verpflanzt. Noch jetzt ist dieß der Weg der Mittheilung bei rohen Völkern, und sogar bei gebildeteren theilen sich die niederen Klassen die Lehren langer und bewährter Erfahrung sprüchwörtlich mit, und eine Sammlung der Volks-Sprüchwörter bei verschiedenen Nationen, wie sie auch schon hier und da versucht worden, würde uns eine ziemlich vollständige Uebersicht der Volks-Ansichten über das Leben und seine Führung gewähren. Oft ist in der Lehre eines einzigen Sprüchworts, z. B. in dem Sprüchwort: „Hoffarth kommt vor dem Fall,“ die Erfahrung ganzer Jahrhunderte, man könnte sagen, das Resultat aller Erfahrung, niedergelegt, und es gibt Menschen, die sich durch die Maxime eines einzigen Sprüchworts, z. B. durch das: „kaufe in der Zeit, so hast du in der Noth,“ ihr ganzes Leben hindurch leiten lassen. Die ältesten Lehren der Weisen aller Völker sind in einzelnen Sprüchen abgefaßt, die sich als National-Schätze durch die Generationen vererbt haben. Nach der Erfindung der Buchstabenschrift wurde namentlich der Inhalt der Gesetze steinernen und ehernen Tafeln anvertraut, wie wir an den Gesetztafeln des Moseh ein solches Denkmal in der Geschichte vor uns haben. Jedoch mit der Erweiterung der Schreibkunst und der Wissenschaften selbst versiechte auch die Quelle der mündlichen Tradition unter den kultivirten Völkern; jedoch ist mit der Bibliothek von Alexandrien der reiche Vorrath schriftlicher Mittheilung aller Art aus der älteren Zeit zum

größten Theil untergegangen. Ein solcher Untergang geschriebener Lehre ist seit der Erfindung der Buchdruckerkunst nicht mehr zu fürchten; eher ist zu fürchten, daß durch die ungeheure Menge von Schriften, in deren Besitze wir heutzutage sind, nach und nach das Interesse an ihrem Inhalte verloren gehen werde. Jedoch, ehe wir von der schriftlichen Belehrung etwas Bestimmteres sagen, ist über den mündlichen Unterricht in niederen und höheren Schulen, als Nahrungs- und Erregungs-Mittel, welches sich von der ehemaligen mündlichen Tradition genau unterscheidet, das Nöthige beizubringen, und zwar sowohl seinem Inhalt, als seiner Form nach. Der Zweck des mündlichen Unterrichts ist die Belehrung und überhaupt die Ausbildung des jugendlichen Geistes, und es ist nicht zu läugnen, daß in unserer Zeit, in Vergleich mit der vergangenen, eher zu wenig als zu viel geschieht. Den eigentlichen Schulunterricht anlangend, so begnügte man sich ehemals, den Kindern die Elemente des Lesens, Schreibens und Rechnens, nebst dem historischen und dogmatischen Kerne der Religionslehren beizubringen, und ein also Unterrichteter hatte hieran oft die Mitgabe für das ganze Leben; und, wir gestehen, für viele eine hinreichende Mitgabe. Heutzutage wird aber in den meisten Volksschulen, der Städte namentlich, hier und da aber auch auf dem Lande, jenen Gegenständen manches Andere, allerdings mannichfaltig Nützliche und Brauchbare, hinzugefügt. Wir bleiben blos bei dem Unterrichte in den Bürgerschulen stehen. Hier ist die Geschichte überhaupt, und die vaterländische insbesondere, die Erdbeschreibung, die Naturgeschichte, auch wohl die Physik und Mathematik in ihren ersten Elementen, die deutsche Grammatik, auch wohl die der französischen Sprache, die Übung im eigenen Denken,

im Kopfrechnen, im Styl, im Declamiren, ein wesentlicher Inhalt des Unterrichts, und es ist nichts hieran auszusetzen, als daß sich die Masse der Gegenstände in den jungen, nicht gleich fähigen Köpfen, allzusehr häuft, und daß sie von zu vieler Nahrung die wenigste verdauen, übrigens nach verfloßenen Schuljahren meist in solche Kreise des Lebens gezogen werden, wo sie das halb Erlernte bald ganz vergessen. Je beschränkter der künftige Lebenskreis, desto einfacher sollte der Unterricht seyn. Von ganz anderer Art ist der Unterricht in den Gelehrten-Schulen, z. B. den Fürsten-Schulen, auf welchen die Jugend für die Hochschulen vorbereitet wird. Hier sind hauptsächlich die alten Sprachen, namentlich die griechische und römische Literatur, der Gegenstand dieser Vorbereitung. Es ist also der Geist des klassischen Alterthums, vorzugsweise, welcher die Jünglinge zu den höheren Studien der Universität einweiht, und es gilt gegen diese Weihe nur diese doppelte Bedenklichkeit, erstlich, daß der männliche Geist der Alten auch nur erst im männlichen Alter recht verstanden und gewürdigt wird; zweitens, daß diese Studien mit den künftigen der Theologie, Jurisprudenz und Medizin in keinem Zusammenhange stehen, eigentlich also auch keine Vorbereitung auf dieselben sind. Eher möchte dieß mit den Anfangsgründen der Philosophie der Fall seyn, die aber auf Schulen in der Regel zu leicht abgefertiget wird. Neuere Sprachen, für deren Erlernung doch jetzt die beste Zeit ist, werden in vielen dieser Schulen kaum betrieben, oder nur als Nebensache. Jedoch bleiben die Schulen auf alle Weise ein kräftiges, äußerst wirksames Nahrungs- und Erregungs-Mittel für den jugendlichen Geist, und es ist zum Erstaunen, wie er auch aus dem geringfügigsten Stoffe Nahrung zu ziehen weiß. Freilich

würden Vorschulen für die verschiedenen Facultäten von großem Werthe seyn und ein besseres Studium auf der Universität vorbereiten, ein weniger geistloses, mechanisches, todtcs, zusammengewürfeltes; inzwischen, fähige Köpfe finden sich durch, und unfähige sollte man nicht zulassen. Die Quellen für das Erkenntnißvermögen, die auf den Hochschulen geöffnet sind, sind unendlich reich. Die Schätze von Jahrtausenden werden hier ausgespendet, und der hier gebotene Nahrungs- und Erregungsstoff aus dem Reiche der Natur und des Geistes ist eine Mitgift für das ganze Leben, wenn er gehörig aufgefaßt und gesammelt wird. Der mündliche Vortrag, wenn er gehaltreich, in klarer Form, und belebt vom Interesse für seine Gegenstände ist, ist, wie kräftiger Wein, stärkend und erregend, und ein herrliches Erziehungs- und Bildungs-Mittel für das Erkenntnißvermögen der Zuhörer. — Wir kommen nun zu der schriftlichen Lehre. Sie dient dem Selbststudium jüngerer und älterer lehrbegieriger Individuen. Was nur immer Welt, Leben und Geist dem Erkenntnißvermögen an Nahrungs- und Erregungsstoffen bietet, das ist seit Jahrtausenden in Schriften aller Art aufgespeichert; aber wenig kommt Alles Frühere, die Geschichte und die Philosophie ausgenommen, in Betracht, — wenigstens nach dem, was bis auf unsere Zeiten gekommen ist — gegen die unermesslichen Anstrengungen und Fortschritte des menschlichen Geistes seit der Wiederauflebung der Wissenschaften, die ein Theil und nicht der unbeträchtlichste, des großen Reformationswerkes sind, welches, seit seinem Beginn, einem reißenden Strome gleich, von Jahrhundert zu Jahrhundert fortschreitet und vorzüglich in der letzten Zeit auf merkwürdige Weise thätig gewesen ist. Das Studium und die Erforschung der Sprachen und zugleich

des Völkergeistes ist in die Tiefen des Alterthums hinabgestiegen und hat sich über die ganze Oberfläche der jetzt bewohnten Erde ausgebreitet. Die nähere oder entferntere Verwandtschaft und überhaupt die genealogische Verzweigung der Völkerstämme ist durch dieses Studium in neuerer Zeit mehr als je ans Licht gezogen. An die Sprachen hat sich die Alterthumskunde und die Völkerkunde überhaupt geknüpft. Durch Reisen in die entferntesten Erdgegenden nach allen Zonen ist die Erde selbst mit ihren Producten bekannter geworden. Sorgfältig ist alle Kunde von den Sitten und überhaupt dem Kulturzustande der Völker gesammelt, ihre Nahrungs- und Erwerbsquellen, ihre Künste und Fertigkeiten, die Art und Weise der Benutzung der ihnen zu Gebote stehenden Erdproducte, diese Producte selbst, an Mineralien, Pflanzen, Thieren, aufgezeichnet und bekannt gemacht. Die Ethnographie, Naturgeschichte, die Technologie, hat unter diesen Bemühungen unglaublich gewonnen und ist zu einer unerschöpflichen Quelle von Studien geworden. Neben wir hiezu nun noch die einheimischen, d. h. die europäischen Entdeckungen in der Mineralogie, Botanik, Zoologie, in der Anatomie und Physiologie der Pflanzen, in der Physik und Chemie, in der Mechanik und ihrer Anwendung auf alle Zweige des Lebensverkehrs und Lebensbedarfs, gehen wir weiter zu der Vervollkommenung der Land- und Staats-Wirthschaft, der Staats-Wissenschaft und Verwaltung, dann der bürgerlichen Künste, Gewerbe, Wissenschaften, unter den letztern namentlich der Jurisprudenz und Medizin, endlich der höheren Wissenschaften, der Theologie und Philosophie, so liegt ein überall reich und fruchtbar angebautes Feld vor uns, dessen Früchte tausend und aber tausend Schriften der aufgeklärtesten europäischen

Nationen sind, eine Fundgrube für den forschenden, nach Nahrung und Erregung begierigen Geist, der sich in diesem Garten der Erkenntniß auf die anmuthigste und abwechselndste Weise ergehen kann. — Aber auch innerlich, im Menschen selbst, entspringt eine Quelle der Erkenntniß, die nie versiecht, und die sich von jeher die Weisesten geöffnet haben.

„Glaub' es, o Freund! der menschliche Geist, er gleicht dem Goldschacht.

„Aber wer findet das Gold? sucht es der Eigner nicht selbst.“

Selbstbeobachtung führt zur Selbsterkenntniß, und diese ist zu vielen Dingen nütze. Unser empfindendes, unser denkendes, und unser wollendes Vermögen gibt den reichlichsten Stoff zur Ernährung und Aufregung unseres Erkenntnißvermögens her. In unserer Brust bewegt sich eine Mannichfaltigkeit von Gefühlen, und die Mächte des Himmels und der Hölle, je nachdem unser Leben gerichtet und gestellt ist, wogen in unserm Herzen auf und ab. Wir sind fähig, die Seligkeit des Paradieses in den reinsten und erquickendsten Empfindungen zu schmecken, von der Kindheit an bis in das späteste Alter, und in allen Lagen des Lebens. Die unschuldige Kinderwelt umgaukelt uns mit ihren süßen Träumen. Die Phantasien der Jugend erfüllen uns mit Bonne. Ein sicher gestelltes Leben im reiferen Alter umfließt uns mit reiner, schöner Heiterkeit. Das Greisenalter sonnet sich in der Rückerinnerung an verfllossene Freuden und Leiden des thatenvoll zurückgelegten Lebens, und in der hoffnungsreichen, erfreulichen Aussicht auf einen Tag, dem keine Nacht mehr folgt. Eine beschränkte Lage des Lebens weist uns in ihren enggezogenen Grenzen auf den Genuß auch der geringsten Güter hin, und wir sind nie glücklicher,

als wenn wir mit Wenigem zufrieden sind. Selbst aus dem Unglück, selbst aus der Trauer sproßt noch die Blume der Freude hervor, und es gibt eine Wonne der Wehmuth, ja des Schmerzes. Umfaßt aber der Kreis unseres Lebens einen weiten Raum, so sind auch die Gegenstände unseres Genusses und unserer angenehmen Empfindungen vielfältiger und abwechselnder, und das Herz findet oft nur Schwierigkeit in der Wahl seiner Freuden. Es gibt auserwählte Kinder des Glücks, auf welche ein segenreiches Geschick nicht ermüdet, sein Füllhorn immer von neuem auszuschenken, und es ist ihnen nur Empfänglichkeit genug, für Alles, was ihnen zu Theil wird, zu wünschen, und ein zur Mittheilung geneigtes Herz, welches, wenn es sich selbst recht kennt, im Geben seine größte Seligkeit findet. — Aber auch reichliche Erfahrungen von Gefühlen bitterer Art machen wir, wenn die Stürme der Leidenschaften in uns aufgeregert sind: der Leidenschaften der Liebe und des Hasses, der unersättlichen Begierde nach Ruhm und Ehre, nach Erwerb und Besitz, der Eifersucht, der Mißgunst, der Habsucht und des Geizes, und alles des den Menschen entehrenden und das Herz zerreißenden Andranges der Ausgeburten von Begierde und Furcht. Sie öffnen uns die Pforten des Abgrundes, der sich in unserm Innern aufthut, wenn der Schutzgeist des Friedens und der Freude von uns gewichen ist. Hier lernen wir kennen und erfahren, welcher Qualen das unbewachte Leben fähig ist. Wer hat nicht solche Erfahrungen in seinem Leben gemacht? So schmerzhaft sie sind, dienen sie doch dazu, die Klippen und Untiefen unseres inneren Wesens kennen zu lernen, um sie im Laufe des Lebens zu vermeiden. — Einen eben so reichen Stoff zur Ernährung und Erregung unseres Erkenntnißvermögens bietet uns unser eigenes Denken dar. Unsere Gedan-

Gedankenwelt wechselt unaufhörlich; sie ändert sich mit den Jahren, mit jeder Lage, mit den Umständen unseres Lebens, mit unserer eigenen Thätigkeit. Wir denken anders in der Jugend, anders im reiferen Alter, anders im Greisenalter, anders im Sonnenschein, anders in den Stürmen des Lebens, anders im Weltgewirr, anders in der Einsamkeit und Zurückgezogenheit, anders endlich nach Maßgabe der Gegenstände, die unser thätiges Leben in Anspruch nehmen. Alles dieß ändert den Inhalt und Gehalt, die Form und die Farbe unserer Gedankenwelt. Und da unser Leben ein fortgesetztes, wo nicht immer Gedanken-, doch wenigstens Vorstellungsbewußtsein ist, so ergibt sich hieraus der unübersehbare Wechsel unserer Vorstellungswelt und die Fülle von Stoff für unser Erkenntnißvermögen selbst. — Eben so reich erhalten wir diesen Stoff aus unserm handelnden Leben, aus der Aufeinanderfolge und dem Wechsel unserer Vorsätze und Willensentschlüsse. Sie gehen eben so sehr aus unserer Gedankenwelt als aus der Welt unserer Gefühle hervor, und es ist ja doch hauptsächlich unser Handeln, was unser Leben zu einem Leben macht. Unsere Handlungen ändern unaufhörlich unsere Stimmungen und unsere Zustände überhaupt. Je gedeihlicher unser Handeln, desto reicher die Fülle unseres Daseyns, und aus dieser Fülle schöpft das Erkenntnißvermögen nicht wenigen Stoff zu seiner Ernährung und Erregung. Unser Bewußtseyn also mit seinem Inhalte ist die nieversiechende Quelle in unserm Inneren, die uns immer neue Nahrung und Erregung für das erkennende Leben zuführt; und wenn wir uns einen Menschen denken, dem nach und nach alle Zugänge zu äußerer Erfahrung verschlossen würden — wie z. B. einen Gefangenen in einem dunkeln Kerker — so können wir ihn doch nicht für verlassen und entblößt von

allem Stoff zur Erkenntniß halten, um so weniger, je reicher an Erfahrungen aller Art sein früheres Leben war. Im Gegentheil, die Einklehr in uns selbst unterhält unser Vorstellungsvermögen und nährt es oft kräftiger, als es alle Eindrücke der Außenwelt vermögen, gegen die wir nach und nach abgestumpft werden. Und so ist denn auf alle Weise für die Ernährung und Aufregung unseres Erkenntnißvermögens, von innen, wie von außen, gesorgt, wenn wir nur immer aus den Quellen schöpfen wollen, die uns zu diesem Behuf zu Gebote stehen.

§. 188. Ernährungs- und Erregungs-Mittel des bildenden Vermögens.

Unser bildendes Vermögen, das eigentlich schöpferische in dem Gebiet der Anschauungen durch Einbildungskraft und Phantasie, oder durch das reproducirende und producirende innere Anschauungsvermögen, bedarf, wenn es nicht in Stocken kommen, und wenn also nicht ein Hauptzweig unseres Seelenlebens absterben soll, der Ernährung und Erregung durch angemessene Nahrungsstoffe und Reize, eben so sehr als das Erkenntnißvermögen. Und die nehmlichen Quellen sind ihm geöffnet: äußere und innere; dort aus der Natur, der Kunst und dem freien Menschenleben, hier aus dem inneren Anschauungsleben selbst. Wir wollen einen Blick auf alle werfen. Die Natur bildet unserm dichterischen Vermögen gleichsam vor. Jeder Grashalm, jede Blume, jeder Strauch und Baum, Flur und Wald, Berg und Thal, Land und Wasser, sind voll reicher Bilder für die innere Anschauung, reich an Stoff für das Dichtungsvermögen selbst. Woher schöpfen Kleist in seinem „Frühling“, Thomson in seinen „Jahreszeiten“ den Stoff für ihre bildenden

Dichtungen, als aus der Natur? Die Morgen-sonne mit ihren belebenden Strahlen, der Abendhimmel in seiner Farbenpracht, der Unglück drohende Gewitterssturm, das wogende Meer in seiner furchtbaren Weite, und wiederum die Biene und der Schmetterling in Blumen und Blüthenkelchen, die Heerde im stillen Thal und der Hirt am schattigen Hügel, die Schnitter im Felde und die Winzer auf den Rebenbergen, der im Walde weidende Hirsch und sein lauernder Verfolger, Alles dieß, und tausend abwechselnde Naturbilder mehr, geben der Einbildungskraft, der Phantasie den lebendigsten Nahrungsstoff. Kleist pflegte zu sagen, wenn er im Freien, im Walde, spazieren ging, daß er auf die Bilderjagd gehe; in der That die unschuldigste, die angenehmste und die gewinnreichste Jagd. Eine der lieblichsten Dichtungsarten, das Idyll, hat seinen Ursprung bloß der freundlichen Naturumgebung und ihrem Einflusse auf die Phantasie zu danken, von Theocrit bis Geßner. In der That, das treue Auffassen und Wiedergeben der Naturgemälde, ist wie die einfachste, so die ursprünglichste Beschäftigung der dichterischen Phantasie, und wird es bleiben, so lange der Mensch noch Empfänglichkeit für die Eindrücke der schönen Natur hat. Die Natur ist reich an Symbolen für das Gefühls-, das Gedankens- und das handelnde Leben des Menschen, und in allen diesen Symbolen selbst poetisch. Ja, haben doch Denker und Dichter die ganze Natur schon als Symbol betrachtet. Die Natur gibt an sich das Abbild, für uns sogar die Urbilder aller Schönheit, Wahrheit und Güte. Wir kennen nichts schöneres als die menschliche Gestalt, und ist nicht die gelungenste menschliche Form selbst ein Werk der bildenden Natur? Die reinsten, zartesten Gefühle, die den Menschen beleben, finden

ſie nicht, allgemein anerkannt, in dem Reiche der Blumen ihren Ausdruck, ihre Sprache? Unſchuld, Freude, Liebe, Beſcheidenheit, Hoffnung, Sehnsucht, und was nur immer die menſchliche Bruſt bewegt, findet in der Welt der Blumen ſein Abzeichen; und alle Lei denſchaften und Thorheiten, alle Einſeitigkei ten und Beſchränktheiten des Menſchen, ſo wie im Gegen theil ſeine Kunſt und Weiſheit, findet in dem Reiche der Thiere ſein moraliſches Gleichniß und Abbild. Wie wahr hat der Dichter in ſeinem Keiſerliche Fuchs die Lei denſchaften, Thorheiten und Laſter der Menſchen in Thiergeſtalten auftreten und warnend und ſtrafend reden laſſen. Ihm iſt Aeſop und ſeines Gleichen mit treuem Naturblick vorausgegangen, und zwar nicht bloß ſpots tend und geißelnd, ſondern auch ermunternd und beleh rend, in den mannichfaltigſten Muſterbildern aus der thieriſchen Schöpfung, dergleichen die Biene iſt und die noch geringere Ameiſe. Ja, ſymboliſch redet die Natur, im Ganzen und Großen, wie im Kleinen und Einzelnen; denn zu der höchſten Idee, die wir faſſen können, zu der Idee der Unendlichkeit, weckt uns der geſtirnte Himmel auf. Und ſo nährt und erregt die Natur von allen Seiten und auf alle Weiſe unſere Einbildungskraft und Phantaſie.

Daß die Kunſt das eigentliche Nahrungs- und Erweckungs-Mittel für die bildende Kraft ſey, hat noch Niemand in Abrede geſtellt. Wie wollte auch Gleiches nicht Gleiches erregen? Die Kunſt iſt der Ausdruck, das Werk der bildenden Menſchenkraft, die Tochter der Phantaſie, die, in welcher Geſtalt, in welchem Ge wande ſie ihm auch begegne, das ihr verwandte Leben entzündet. Die Kunſt wirkt zunächſt, und ehe ſie den Verſtand, ehe ſie das Gemüth berührt, auf die Ein bildungskraft, reicht ihr die vollſte Lebensnahrung,

und weckt durch sie die schlummernde Phantasie zu munteren Spielen auf. Die Genien der Kunst, mögen sie sich des Nichtmaßes, oder des Meißels, oder des Pinsels, oder der Lyra, oder des Griffels, oder der Maske bedienen, sie zaubern immer eine Welt hervor, in welcher die Schooskinder der schaffenden Kraft, Einbildungskraft und Phantasie einheimisch sind. Die hohen Monumente der Baukunst, wie wir sie noch in den Trümmern des Alterthums auf klassischem Boden bewundern, oder in den kühnen Werken des Mittelalters anstaunen, die kostbaren Ueberreste des griechischen Bildnergeistes in den Museen von Rom, Florenz, Paris, die Meisterwerke der Malerei in den berühmtesten Gallerien von Italien, Frankreich, Deutschland, die Harmonienströme der Musik in unsern Kirchen, Opernhäusern, Konzertsälen, die Werke alter und neuer Dichtkunst in den mannichfaltigsten Gattungen der Erzählung, des Liedes, des Drama's, die dramatischen Darstellungen selbst in unsern Theatern; Alles dieß, wie es vom Geiste der Kunst beseelt ist, wirkt, wie die Frühlingssonne und der Hauch des Frühlings auf die Pflanzenskeime und auf die Blumen- und Blüthenknospen, so auf die in uns schlummernde bildende Kraft, und schließt sie zur lebendigen Anschauung und Nachgestaltung der Schönheit auf. Der Zaubergürtel der Schönheit ist um alle Gestalten der Kunst geschlungen und bindet mit magischer Gewalt die flatternde Phantasie, und führt sie triumphirend an dem Siegerwagen der Göttin. Wir haben aber um so mehr Ursache, unsere bildende Kraft zu nähren und zu beleben, da gerade sie es ist, welche uns das Leben reizend erscheinen läßt, da gerade durch ihren Einfluß unser Daseyn verschönert wird, und da wir ohne sie überhaupt unser Leben und seine Umgebung nicht gestalten können. Gestaltung

aber des Rohen und Formlosen, Einbildung desselben in Form und Ordnung, ist die Hauptaufgabe des Menschenlebens, zu deren Lösung ihm die Künste freundlich und gleichsam spielend die Hand reichen. Die ästhetische Erziehung des Menschen, sagt Schiller mit vollem Recht, ist die Vorschule zu seiner moralischen Erziehung. Die wahre Schönheit ist keusch und rein, und eine sichere Grenzhüterin unserer bildenden Kraft, daß sie sich nicht in das Gebiet der rohen Sinnlichkeit verliere, welche die erklärteste Feindin der moralischen Bildung und des freien geistigen Aufschwunges ist. Dank also und Preis den Künsten und ihren Geweihten, daß sie uns zur Schönheit führen, welche die Wahrheit selbst in äußerer Erscheinung ist. Durch die Schönheit der Kunst lernen wir auch die Schönheit der Natur besser verstehen, und unsere bildende Kraft verfolgt mit größerer Sicherheit und Leichtigkeit die Spuren des ewigen Bildners in seinen Werken und tritt in seine Schöpfung als in einen Tempel der Schönheit ein, den sie durch keinen Frevel zu entweihen wagt, und in dessen Vorhöfen sie das Herz zu heiliger Verehrung, zu heiligem Opfer vorbereitet. — Aber auch das freie Menschenleben ernährt und erregt die bildende Kraft, wie es dieselbe Wirkung auf das Gemüth hat (§. 183.). Schon der Anblick des Menschengewühls, der geschäftigen oder fröhlichen Menge, wie sie früher (§. 183.) geschildert worden, hat nicht bloß etwas Mahlerisches, und beschäftigt, einem Gemälde gleich, die Einbildungskraft, sondern er gibt auch der Phantasie selbst reichlichen Stoff zum freien Bilden. Ein großer Theil der Schilderungen unserer beschreibenden Dichter verdankt seinen Ursprung der Betrachtung des freien Menschenlebens. Wenn uns Göthe in seinem Wilhelm Meister das kaufmännische Gewerbe auf das

lebhafteste darstellt, oder uns in das Leben und Treiben einer wandernden Schauspielertruppe einführt, oder wenn er uns anderswo das römische Carneval vor Augen stellt, als ob wir dabei zugegen wären, oder wenn er uns in seinem Egmont einen niederländischen Volksauslauf erblicken läßt, so ist dieß alles die Frucht der dichterischen Aufregung durch die Beobachtung des freien Menschenlebens selbst. Wenn uns Walter Scott die schottischen Sitten und Gebräuche, das Leben dieser Kinder der Natur in ihren Hütten und Höhlen, auf ihren Bergen und Schlößern mit treuen Farben mahlt, so ist seine bildende Kraft durch den Anblick dieser Gegenstände selbst erregt worden und die Dichterphantasie hat sich von diesem ganz eigentlich freien Menschenleben genährt. Mischen wir uns nun selbst in die Reihen der Geschäftigen oder der Fröhlichen, so erhält unsere bildende Kraft nur desto kräftigere Nahrung. Jedes Lebensgeschäft, jede Verrichtung unseres Tagewerks unter Andern und in Gesellschaft mit Andern nährt und erregt unsere bildende Kraft: denn wo gibt es nicht etwas zu bilden, zu gestalten? Wie reich ist z. B. das Leben des Arztes, in den mannichfaltigsten Kreisen von Familien und ihren Verhältnissen, an Gelegenheit, die bildende Kraft zu beschäftigen. Immer neue Scenen gehen in den Hütten der Armen, in den Zimmern der Reichen vor seinen Augen vorüber; die Gefinnungen, die Leidenschaften, die Gefühle, die Vorstellungen seiner mannichfaltigen Umgebung lassen ihm keinen Augenblick Ruhe; immer wird er angeregt, sich in sie hinein, sie in sich hinein zu bilden, sich bald nach ihnen, bald sie nach sich und seinen Ansichten zu gestalten: denn wer auf die Menschen wirken will, muß sich ihnen gleich stellen, und sie erst von ihrem Standpunkte aus in seinen

eigenen Kreis zu bannen suchen. Und wie wäre alles dieß möglich, ohne die Thätigkeit der bildenden Kraft, auf welche Thätigkeit aber wir hier nur in sofern Rücksicht nehmen, als sie ohne mannichfaltigen und kräftigen Stoff nicht wirksam seyn kann. Und gerade dieser wird ihr im Verkehr mit dem freien Menschenleben überreich dargeboten. Doch nicht bloß im Geschäftsleben, sondern auch im Leben der Fröhlichkeit und des Lebensgenusses selbst. Beim heiteren Mahl geselliger Freunde, wo der Becher der Freude kreiset, wo Scherz den Scherz, Erzählung die Erzählung hervorlockt, wie wird da die Einbildungskraft, die Phantasie selbst, genährt und erregt auf die angenehmste, erweckendste Weise. Im Kreise munterer Jugend, die zu gesellschaftlichen Spielen versammelt und vereinigt ist, wie sehr, auf welche leichte, heitere Weise wird hier die bildende Kraft, bei Erfindung, bei Ausführung mannichfaltiger scherzhafter Spiele in Anspruch genommen und durch Andere genährt und erweckt, z. B. bei dem Ausfüllen und Darstellen einer kleinen dramatischen Handlung in einem Sprüchworte, in einer Sylbens Charade u. dgl. Wie überbieten sich hier die Einfälle, wie wird die Einbildungskraft beschäftigt in Erfindung und Ausschmückung der Scenen, der Rollen und Charaktere, in der, gewöhnlich augenblicklichen, Schöpfung des Apparats, der Decorationen, des Costums, oft aus den disparatesten Stoffen und Formen, wo sich die Erfindungsgabe in ihrem ganzen Glanze zeigt, und jeder Theilnehmer, auch wenn er nicht selbst dabei thätig ist, doch ununterbrochen durch die mannichfaltigsten Gebilde der momentanen Kunst unterhalten wird. Und wie reich ist die Quelle gesellschaftlicher Spiele, wie abwechselnd die Nahrung, die Erregung der bildenden Kraft durch dieselben. — Aber auch die feiers

lichen Vorgänge des gesellschaftlichen Lebens nähren und erregen die bildende Kraft im bedeutenden Maße. Z. B. in katholischen Landen die feierlichen Processionen, die Schaaren der mannichfaltig geschmückten Priester und Ordensbrüder, die Pracht der Heiligenbilder, die gedrängten Haufen der verehrenden Menge, und in den prachtvoll aufgeschmückten Tempeln selbst der feierliche Act der Messe mit allen denselben begleitenden Ceremonien; wie beschäftigt alles die Einbildungskraft! Wer je in Rom ein Zeuge von Aufzügen war, die der heilige Vater selbst durch seine Gegenwart und Mitwirkung verherrlichte, wer hier den mannichfaltigsten Ausdruck der Gesichter in der unermesslichen knieenden Volksmenge belauschte, die nach dem Segen des irdischen Gottes schmachten, wie die verdorrte Flur nach dem erquickenden Regen; oder wer Zeuge war, wie eben um Regen, nach langer Dürre, die halbe Stadt von Neapel, in den ungeheuern Raum der Kirche des heiligen Januarius zusammengedrängt, den Marmorboden und die Emporkirchen füllend, weint und klagt, seufzet und jammert, oder wie diese Menge an eben diesem heiligen Orte am Tage ihres Schutzheiligen, begierig, gespannt, ja in der höchsten Anspannung und mit allen Zeichen der zweifelnden Angst und hoffender Erwartung am Blicke, am Munde des Priesters im Messgewande vor dem Altare hängt, der ihnen das Wunder des heiligen Januars verkündigen soll, wie sie dann' jauchzen und in den Jubel der Entzückung ausbrechen, wenn nun endlich nach langem Harren das starre Blut in der geweihten Phiole zu zerrinnen anfängt; oder wer am Charfreitage die Wanderungen frommer Seelen dieser unfrohen Parthenope nach dem heiligen Grabe mit anschaut, wie sie wie in schmerzlicher Trauer um einen theuren verlorenen Ver-

wandten sich vor der Grabeshöhle niederbeugen, und wie ihr Wehklagen die stillen Räume der hohen heiligen Mauern erfüllt: der geht gewiß nicht von dannen, ohne eine reiche Ernte der mannichfaltigsten Bilder für die Einbildungskraft, und den reichsten Stoff für die dichtende Phantasie mit sich hinweg zu nehmen. Doch nicht bloß das bunte Gepränge eines sinnlichen Cultus, oder die abergläubische Anbetung einer durch diesen Cultus aufgeregten Menge, auch die wahrhaft fromme Stimmung religiöser Gemüther in großen, feierlichen Augenblicken des Lebens regt die bildende Kraft auf; wie uns denn z. B. der Verfasser der „Glockentöne“ eine Reihe wahrhaft religiöser Momente des Lebens mit zarter Phantasie gestaltet hat. — Endlich findet die bildende Kraft auch im eigenen Inneren des Menschen ihre Nahrung und Erregung. Unsere Gemüthswelt, unsere Gedankenwelt, die Welt unseres handelnden Lebens, wie viele schlafende Reime von Bildern und Gestaltungen weckt eine jede in uns auf! Unsere Wünsche, unsere Hoffnungen, unsere Erwartungen, unsere Sehnsucht, unsere Liebe, die Freude, die Trauer unseres Herzens, welche Bilder, welche Gestaltungen der mannichfaltigsten Lebenssituationen lockt dieß Alles in uns hervor. Wir weiden uns an den Vorstellungen eines gewünschten Glücks, wir mahlen uns den Besiz ersehnter Güter mit den lebhaftesten Farben aus, und die, welche wir besitzen, gewinnen durch den Zauber der Phantasie in freudehellen Stunden einen doppelten Reiz. Das Bild abwesender geliebter Personen, wie angenehm beschäftigt es unsere Seele! wie stellen sich die mit ihnen verlebten heiteren Stunden und Tage der Einbildungskraft im frischen Glanze dar! Ein junger Mann, ein junges Mädchen, welche dem Tage ihrer Verbindung entgegen sehen, wie

gestalten sie sich in vorbildender Phantasie den künftigen Kreis ihres Lebens! wie ziehen gleichsam im Geiste die Bilder des künftigen häuslichen Glücks, die schönsten Unterhaltungen ihrer einsamen, gedankenvollen Stunden, vor ihnen vorüber! Eine Mutter, an der Wiege ihres schlafenden Säuglings, wie wiegt sie sich in angenehmen Träumen über die Zukunft des geliebten Kindes. Wie baut sich ein fleißiger Arbeiter, der das Seinige zu Rathe hält, in stillen Stunden der Erholung das Gebäude einer künftigen behaglichen Lage auf. Haus und Garten stehen vor ihm; schon bepflanzt er seine Beete, pflanzet seine Bäume, und erntet ihre Früchte zum reichen Wintervorrath. Und so schafft sich jegliches Menschenherz durch die schöpferische Hülfe der Einbildungskraft und Phantasie, nach seiner Weise das Glück des Lebens, das erwünschte, wie das verlorne, zur Nahrung der Hoffnung oder des Trostes, und schmückt es mit buntfarbigen, vielgestalteten Bildern aus. Die schönsten Stunden mancher Seelen sind oft die, welche sie mit sich selbst und den Kindern ihrer Einbildungskraft verleben, die ihre Nahrung aus dem Herzen saugen. — Aber auch das Reich unserer Gedanken überhaupt regt unsere bildende Kraft auf und gibt ihr mannichfaltigen Nahrungstoff. Was wir immer über Welt und Leben und die mannichfaltigen Beziehungen und Verhältnisse denken mögen, es gestaltet sich unvermerkt, unwillkürlich in Bilder, und wir wissen es aus der alten Indischen Philosophie, daß die tiefste Metaphysik, von ihrer Wurzel aus bis in ihren hochaufragenden Wipfel, ein ganzes System der abstraktesten Begriffe in ein fast unübersichtliches Gebäude von Bildern gestaltet hat; wie uns noch vor kurzem Ignaz Müller den Reichthum dieser uralten philosophischen oder vielmehr theosophischen Gemählde-Gallerie durch

Wort und Abbild mit ungemeinem Fleiße und großem Aufwand von Gelehrsamkeit vorgelegt hat. Ja, ist nicht der Gedanke selbst schon dem Bilde nahe verwandt? und sind nicht unsere lebendigsten, wahrsten Gedanken auch bildliche? wenigstens müssen sie verbildlicht werden, wenn sie uns eben recht lebendig ergreifen sollen. So drückt z. B. kein Wort der Sprache das Wesen des Geistes schärfer und bestimmter und zugleich lebendiger aus, als das Wort „Licht.“ So vereinigt sich in dem Worte „Himmel“ der Begriff der Höhe und Erhabenheit, der Reinheit, der Heiterkeit und des ewigen Friedens, zu einem einzigen, aber durch das Bild des Worts in gleicher Fülle und Klarheit ausgesprochenen, Gedanken; und so wird die bildende Kraft zugleich mit der denkenden genährt, die ihr ohnehin so nahe verwandt ist. Aber auch durch die Willenskraft erhält sie, wo nicht unmittelbare Nahrung, doch wenigstens die kräftigste Erregung; denn eben unser Wille ist es ja, der uns unaufhörlich zum Schaffen, zum Bilden antreibt, indem aus ihm die Quelle unseres eigentlichen, oder vielmehr unseres höheren Lebens quillt, nemlich des Lebens in der Thätigkeit. Der Wille ist die Thatkraft und zugleich die Quelle aller That; denn es liegt ursprünglich in seiner Natur schon der Sporn zum Handeln. Wie das Herz schlagen muß, weil es ein Herz ist, so muß der Wille handeln, weil er ein Wille ist; er kann aber nicht handeln, ohne zu schaffen, und nicht schaffen, ohne zu bilden. Daher erhält der Wille die bildende Kraft in unaufhörlicher Erregung, weil er selbst, seiner Natur nach, unaufhörlich thätig ist. Je kräftiger das Leben des Willens — durch Thätigkeit — erhalten wird, desto mehr wird die bildende Kraft angeregt, und es gibt kein mächtigeres Erweckungsmittel derselben, als eben

durch den Willen. Und so stärkt und erweckt sich denn zum Geschäft des Bildens die innere Kraft des Menschen selbst, abgesehen von dem nährenden und erregenden Einflusse der Natur, der Kunst und des freien Menschenlebens, und mit dieser inneren Belebung der bildenden Kraft, durch Gemüth, Denkvermögen und Willen, ist zugleich der Kreis der Ernährungs- und Erregungs-Mittel des bildenden Vermögens geschlossen.

Drittes Kapitel.

Diätetik des Willens oder der Thatkraft.

§. 189. Ernährungs- und Erregungs-Mittel des Willens überhaupt.

Es ist zwar der Wille so eben, am Schlusse des vorhergehenden §., als eine Kraft dargestellt worden, die sich ihrer Natur nach selbst erregt und gleichsam durch ihre eigene Thätigkeit ernährt, wie denn der Wille überhaupt als die Urkraft im Menschen, als der Springquell aller Thätigkeit anzusehen, als eine Kraft, die selbst der Hebel für die übrigen Seelenkräfte ist; allein dieß hindert nicht, daß diese nicht auch ihren Einfluß auf den Willen äußern, und zwar schon darum, weil das Seelenleben ja auch, wie das organische, aus in einander verketteten Gliedern besteht und folglich dem Gesetz der Wechselwirkung unterworfen ist. Allein auch aus anderem Grunde bedarf der Wille der Ernährung und Erregung durch andere Kräfte und Reize als in ihm selbst liegen. Nämlich der Wille ist zwar die Kraft des absoluten Anfangens; allein er ist keine abso-

lute Kraft im Menschen, wie er es wohl in der Gottheit ist. Als Kraft ist der Wille im Menschen so wenig etwas absolutes, wie alle Kraft im Menschen überhaupt. Nur seiner Form, man könnte sagen, seiner Function nach, ist er absolut, eben weil er die Kraft des Anfangens ist. Aber zur Ausübung dieser ihm eigenthümlichen Thätigkeit bedarf er, wie alles endliche Leben, der Unterhaltung und Kräftigung durch eine Ernährung und Erregung, die er sich nicht selbst geben kann, so wenig als der kräftigste Arm sich selbst ernährt und erregt. Es sind auch schon vorläufig (§. 47.) die Ernährungs- und Erregungs-Mittel des Willens im Allgemeinen angegeben worden. „Die Kräfte und Reize, die den Willen ernähren und erregen — heißt es dort — sind abermals theils von außen, theils von innen entspringende, und zwar entweder Gefühle oder Vorstellungen. Da nemlich der Wille mit dem Lebens- triebe und überhaupt mit den Trieben genau verwandt ist und aus ihnen abgeleitet werden kann *), indem im Willen nur die freie Selbstbestimmung zum Triebe hinzukommt: so folgt, daß Alles, was das innere Leben nährt und anregt, auch auf die Kräftigung und Anregung des Willens Einfluß haben muß. Nun wird aber unsere innere Lebendigkeit eben nur durch Gefühle und Vorstellungen genährt und angeregt, folglich ist auch leicht einzusehen, daß auch der Wille, als eine Haupterscheinung unserer inneren Lebendigkeit, ein Gleiches erfahre. Es sind demnach sowohl unter den Gefühlen als den Vorstellungen, und zwar sowohl unter den von außen als den von innen kommenden, diejenigen aufzusuchen, welche den Willen zu nähren und zu

*) S. des Verf. Lehrb. d. Anthropologie S. 56: „Entwicklungsgeschichte des Willens.“

erregen vorzüglich im Stande sind, und es ist kein Zweifel, daß dieß die lebenskräftigen Gefühle und die das Leben zum Ziel und Zweck habenden Vorstellungen seyn werden." Und so ist es auch. Wir fügen nur noch hinzu, daß auch Gefühle und Vorstellungen von Zuständen, die dem Leben drohen oder seinen unverletzten Bestand gefährden, die Kraft haben, den Willen zu stärken und zu Beschüzung der Integrität des Lebens anzuregen.

§. 190. Ernährungs- und Erregungs-Mittel des Willens durch Gefühle.

Alles, was uns Freude macht, alles, was das Gefühl unseres Daseyns erhöht, ist ein Gegenstand unserer Bestrebungen, und diese kommen nie ohne den Willen zu Stande. Die Liebe zur Freude, oder, was dasselbe ist, zum Leben, ist fortwährend ein Sporn für unsere Thätigkeit, nährt und erregt unsern Willen. Ist diese Liebe ausgelöscht, so erstirbt auch unser Wille, und unser Leben schleicht thatlos und sich selbst in qualvoller Unthätigkeit verzehrend dahin. Nur in dem Maße, wie der Mensch das Leben und seinen Inhalt liebt, ist er auch thätig. Daher die mühevollen Anstrengungen der Geringen im Volk, um sich nur das Leben zu fristen, weil sie es lieben, weil der Trieb der Selbsterhaltung der stärkste Reiz, die volle Nahrungsquelle für ihren Willen ist. Um so mehr werden Diejenigen von der Liebe des Lebens zu beständiger Willensthätigkeit gekräftiget und aufgeregt, denen dasselbe mit lockenden Versprechungen und angenehmen Aussichten entgegen kommt. Nichts fast nimmt den Willen stärker in Anspruch, als die Hoffnung, es müßte denn die Liebe seyn; allein die Liebe selbst nährt sich von der Hoffnung,

„Spes facit ut vivat vinctus quoque compede fossor.“

Mehr als billig wird unser Wille von unsern Leidenschaften genährt und erregt; inzwischen sind die Leidenschaften unsere stärksten Lebensgefühle, und auf Edles und Großes gerichtet, haben sie zu allen Zeiten staunenswerthe Thaten erzeugt. Die größten Helden Griechenlands und Roms wurden, was sie waren, durch ihre Liebe zum Vaterlande. Ohne die Liebe zum Ruhm würde es keinen Alexander, Cäsar, Napoleon gegeben haben, und wenn diese Männer auch in anderer Hinsicht zu tadeln sind, so können wir doch ihrem mächtigen, zur höchsten Thatkraft gesteigerten Willen unsere Bewunderung nicht versagen, durch den sie Gefahren bekämpften, Hindernisse überwandten, Beschwerden erduldeten, Anstrengungen aushielten, für welche das gewöhnliche Leben in seinen Leistungen keinen Maßstab besitzt. Aber auch die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften hat von jeher als ein mächtiger Reiz auf die Bestrebungen derer gewirkt, denen die Kränze des Ruhms in beiden Gebieten für alle Zeiten gesichert sind, und nur durch die höchsten Anstrengungen, die Erweise einer tüchtigen Willenskraft, vermochten auch diese Männer, die klassischen Helden des Alterthums und der neueren Zeiten, zu ihrem Ziele zu gelangen. Die Meisterschaft in der Baukunst, Bildhauerkunst, Malerei, Musik, in der Kunst des Mimen, in der Poesie selbst, ist nur durch den Einsatz eines ganzen Lebens zu erreichen, und dieser setzt einen eisernen, durch keine Hindernisse zurückzuschreckenden Willen voraus. Eben so in den Wissenschaften. Die alten Naturforscher und Philosophen, und die neueren von bleibendem Namen nicht minder, ein Aristoteles, ein Newton, ein Kant, und viele andere ihnen verwandte Geister, haben ihr ganzes Leben mit nicht zu beugendem Willen ihren Forschungen gewidmet, und

nur durch diese Anstrengung und Ausdauer die Höhe erstiegen, auf der wir sie erblicken. Es ist nicht bloß das Talent oder Genie, es ist die beharrliche Cultur dieser Gaben, die nur durch die Liebe zu ihren Gegenständen angefaßt und unterhalten wird, es ist das durch diese Liebe begonnene und fortgesetzte kräftige Wollen, dem wir alle Meister in Kunst und Wissenschaft zu verdanken haben. Und warum sollen wir nicht auch die Virtuosen des Lebens selbst hieher rechnen: die frommen Helden des Glaubens, die Verkündiger und Zeugen des Heiligen, in dessen Gesetz sie wandelten, und dessen Gehalt und Bedeutung sie in Lehre und That eines ganzen unsträflichen Lebens aussprachen und nicht selten mit ihrem Blute besiegelten. Es war nur ihre fromme, vom irdischen Triebe freie, Liebe, welche sie zu solchen Anstrengungen und Aufopferungen begeisterte und ihrem Willen unüberwindliche Kraft gab. Von Abraham an bis auf Moses, von diesem, durch die Reihe der Propheten bis auf die Apostel, von diesen an durch die Schaaren der Märtyrer, bis auf Luther, haben Alle nur in ihrer Liebe gelebt und durch diese ihren Willen zu ewig bleibenden Thaten gestählt. Aber auch die Gefühle des durch Schmerz und Gefahr bedroheten Lebens erregen und kräftigen den Willen oft zu unbegreiflichen Anstrengungen und unerwarteten Erfolgen. Angst, Furcht und Schreck lähmen zwar gewöhnlich den Willen; allein in ihren äußersten Graden regen sie ihn auch zu übermäßiger Kraftanstrengung auf. Der stumme Sohn des Crösus erhielt plötzlich die Sprache, als er seinen Vater in Gefahr sah, unter dem gezückten Schwerte eines Kriegers zu fallen. Die Worte des aufgeregten Jünglings: „Mensch, tödte den Crösus nicht!“ schallen noch bis auf unsere Zeiten herauf. Wie oft hat Feuergefahr

Gelähmte von ihrem Lager zur Flucht getrieben und ein vom Blitz des Schreckes entzündeter Wille die abgestorbenen Glieder mit neuem Leben durchströmt. Die Feigsten sind in Todesgefahr beherzt geworden, und so sehen wir namentlich das schüchterne Geschlecht der Frauen durch die Gefahr, ihr Liebstes zu verlieren, mit Löwenmuth gestählt. Kurz, das Gefühl des mannschaftlich bedrohten Lebens übt öfters über den Willen eine wahre Zauberkraft aus, und gehört unter die mächtigsten Kräftigungs- und Erregungs-Mittel desselben. Jedoch auch die sanfteren Gefühle, die das Leben verschönern und beglücken, erwecken und kräftigen den Willen zu rastloser, sich im täglichen Kreise des Lebens bewogender Thätigkeit. Alle häuslichen Tugenden haben ihre schönste Blüthe diesem Einflusse zu verdanken. Namentlich ist es die stille, wohlthätige Wirksamkeit der Frauen, die durch die sanfteren Gefühle angeregt und unterhalten wird. Die zarte Theilnahme an den Bedürfnissen, an den Leiden der Armen, Schwachen und Kranken, welche unübersehbare Reihe einzelner schöner Handlungen erzeugt sie. Der milde, theilnehmende, mitleidsvolle Sinn einer zartfühlenden Hausfrau hat für jeden Hülfbedürftigen ein Wort des Trostes, eine Gabe der Liebe, eine Erquickung des gedrückten Lebens bereit. Nichts ist liebenswürdiger, ja engelsgleicher, als ein solches segenspendendes weibliches Gemüth. Göthe, in seinem Wilhelm Meister, hat uns ein solches Musterbild in Natalie aufgestellt, einem Wesen, das nur in dem Elemente der Theilnahme an Andern lebt, das nur im Aufsuchen und Auffinden des Bedürfnisses und in der Abhülfe desselben die Bestimmung seines Daseyns findet. Dieser immer strahlende Lichtäther eigentlichen Wohlthuns in einem solchen Leben ist, wie gesagt, die Blüthe und Frucht der zart-

festen Gefühle, die eine Menschenbrust beleben können; und wenn es denn nur der Wille ist, der allem, auch solchem Handeln zum Grunde liegt, so folgt von selbst, daß diese Gefühle eine große, den Willen erregende und nährende Kraft besitzen. Demnach kann man mit Sicherheit behaupten, daß die mannichfaltigen Gefühle im Menschen, die sich auf das Leben in seinen verschiedenen Kreisen beziehen, eben so viele Wurzeln sind, aus denen und durch welche der Wille seine Nahrung saugt. Je lebendiger die Quelle der Gefühle sprudelt, desto lebendiger ist auch das Handeln, und umgekehrt, je schwächer sie rinnt, je näher sie dem Versiechen ist, desto mehr stirbt auch die Thatkraft ab mit ihren Früchten, den Thaten des Menschen selbst.

§. 191. Ernährungs- und Erregungs-Mittel des Willens durch Vorstellungen.

Das natürliche und nächste Erregungs-Mittel des Willens ist die Vorstellung, und zwar die Vorstellung von einem Ziel oder Zweck. Wie der Pfeil nicht eher vom Bogen des Schützen geschendet wird, als bis dieser sein Ziel ersehen, eben so wird der Wille nicht eher in Bewegung gesetzt, als nach der Vorstellung des Ziels oder Zwecks. Das Vorstellungsvermögen und die Thatkraft sind auf diese Weise unzertrennlich an einander gekettet. Jrgend ein Zweck des Handelns muß dem Handeln immer voraus gehen. Und hier läßt sich recht deutlich erkennen, wie die Fäden des Seelenlebens eng und fest an einander geknüpft sind. Denn wiederum wird kein Zweck gedacht und kann ohne Widerspruch keiner gedacht werden, der nicht mit dem Interesse des Lebens zusammenhängt. Dieses Interesse aber wird durch das Gefühl bestimmt. Daher denn auch die Möglichkeit, wie das Gefühl den Willen erregen

kann, nemlich eben nur durch Vermittlung der Zwecksvorstellung. Wenigstens ist dieß der natürliche Gang der Handlungsweise des Menschen. Nur wo das Vorstellungsvermögen noch nicht zum deutlichen Bewußtseyn erwacht oder wo es in Krankheitszuständen wieder verdunkelt ist, oder wo es bei außerordentlichen Anlässen nicht schnell genug hervorgerufen werden kann, erhält das Gefühl eine unmittelbar bestimmende Gewalt über den Willen. So ist im Kinde Vorstellungsvermögen, Gefühl und Thatkraft noch ungesondert, wie es die Blätter der Blume in der noch unentfalteten Knospe sind, und bei dem Kinde schließt sich im ununterbrochenen Act das Vorstellen und Begehren an einander an. In dem Begehren des Kindes liegt zugleich sein Fühlen und sein Handeln. Nicht so im gereiften Menschen. Dieser kann ein Gefühl und die damit verknüpfte Begierde lange im Busen hegen, ehe sein Begehren zur That wird. Bei ihm muß vor der That der Entschluß, die gedachte Bestimmung zur That vorzugehen, und diese wird nur durch die Vorstellung des Zwecks vermittelt. Der reife Mensch handelt nur nach Zwecken, und das Vermögen der Zwecke ist der Verstand. Der Verstand ist also hier der Vermittler zwischen dem Begehrungsvermögen und dem Vermögen der That oder dem Willen; und nur zwei Fälle, wie bereits gesagt, machen hier eine Ausnahme. Der erste ist: die Verdunkelung des Vorstellungsvermögens durch Krankheitszustände, namentlich bei Seelenstörungen *), ja sogar schon bei heftig leidenschaftlichen Zuständen, in denen der Mensch seiner Freiheit nur momentan beraubt ist. Hier bestimmt das augenblickliche Gefühl, ohne vorz-

*) Ueber diesen Begriff und seine Bedeutung s. des Verf. Lehrbuch der Seelenstörungen. Leipz. v. Vogel. 1818.

hergegangene Ueberlegung und bestimmten Entschluß zur Folge einer Zweckvorstellung, das Handeln unmittelbar. Das Gefühl der Beleidigung, der Rache, überhaupt des Zorns oder der Wuth reißt augenblicklich den Menschen zu frevelhafter That hin. Man nennt dieß einen blinden Antrieb. Auf ähnliche Weise wird, von übrigen Gesunden, bei außerordentlichen Fällen gehandelt, die der Ueberlegung und der Wahl nach Zwecken keinen Raum verstatten. Ein plötzlicher Schmerz, ein heftiger Schreck, der Zustand zwischen Wachen und Schlaf, erzeugt Handlungen, an denen die Zweckvorstellung keinen Theil hat. Dieß sind aber, wie gesagt, Ausnahmen von der Regel. Der reife und besonnene Mensch handelt allezeit nach Zwecken. Allein diese Zwecke sind sehr verschieden, und nach Maßgabe ihrer Verschiedenheit mehr oder weniger kräftige Anreger des Willens. Das Leben, die Güter des Lebens, der Erwerb und der Schutz derselben, dieß sind die Hauptzwecke alles menschlichen Handelns. Nun ist zwar die Ansicht dieser Gegenstände bald höher, bald niedriger gestellt; allein einem Jeden ist die seine die höchste, und so werden denn auch die Handlungen eines Jeden von dieser seiner Ansicht bestimmt und geleitet. Uebershaupt aber, je reicher das Leben an Zwecken ist, desto kräftiger wird auch der Wille zum Handeln angeregt. Es gibt eine gewisse Gewohnheit, in Zwecken zu leben — sie ist Menschen von Charakter eigen —, welche macht, daß das Leben ein fortgesetztes Handeln wird, und Thätigkeit der Charakter eines solchen Lebens. Diese Art des Lebens ist eigentlich die genussreichste, wo das Handeln selbst zum Genuß wird; denn der Genuß, der aus der Thätigkeit quillt, ist der reinste und reichste. Aber ohne eine Reihenfolge von Zwecken, wo immer einer aus dem andern erzeugt wird, wie die

Blätter aus der Knospe immer zahlreicher hervortreten, ist ein solches nicht möglich. Der Verstand ist demzufolge der mächtigste Hebel des Willens, und ein sich immer mehr entwickelnder und ausbreitender Verstand, indem er die Kreise des Erkennens und geistigen Schaffens erweitert, erweitert auch den Kreis und das Gebiet des thätigen Willens und nährt und erregt die Willenskraft auf das ersprießlichste. Es ist aber nicht zu leugnen, daß würdige und edle Zwecke den Willen mehr kräftigen und lebendiger aufregen als unwürdige und unedle, und so kommt demnach viel darauf an, mit welchem Interesse das Zweckvermögen in Verbindung gebracht wird; und es leidet keinen Zweifel, daß das moralische Interesse gleichsam mit einer göttlichen Kraft ausgerüstet ist, die sich durch den Verstand auch dem Willen mittheilt. Man denke hier nur an die Thätigkeit und Wirksamkeit eines Luther, die rastlose, nie ermüdende, durch die Vorstellung der höchsten und reinsten Zwecke immer neu angefachte, und das hier Behauptete wird keines weiteren Erweises bedürfen. Und so ist denn hiemit auch dargethan, wie die Vorstellungen den Willen nähren und erregen, und wie man sich zu immerwährender Belebung des Willens nur ein würdiges Lebensziel zu stecken und dasselbe standhaft zu verfolgen habe. Soviel von den Ernährungs- und Erregungs-Mitteln des Willens und des Seelenlebens überhaupt.

Zweiter Abschnitt.

Thätigkeitslehre oder Ergastik.

S. 192. Thätigkeit des Seelenlebens
überhaupt.

Der Charakter des gesunden Lebens ist überall Thätigkeit. Leiden ist allezeit das Zeichen krankhafter Zustände. Allein die Thätigkeit selbst trägt, wie im leiblichen, so im Seelenleben, einen entgegengesetzten Charakter, der bloß durch ihre Richtung bestimmt ist. Eine andere ist die aufnehmende oder empfangende Thätigkeit, eine andere die den Stoff beherrschende, verarbeitende, bildende. Jene erstere ist in denjenigen Functionen des Seelenlebens geschäftig, die wir im vorhergehenden Abschnitt betrachtet haben und welche der Gegenstand der Genußlehre ist. Allein weil sie im Empfangen und Aufnehmen, kurz als Empfänglichkeit, weniger hervortritt, ist sie auch nicht unter der Rubrik der Thätigkeit aufgestellt worden, obschon die ganze Ernährung und Erregung des Seelenlebens nicht ohne wirkliche Thätigkeit Statt finden kann. Doch nur das vormalstende, sichtbare Hervortreten der Thätigkeit läßt sie uns als solche auffassen. Und so erscheint uns denn das Seelenleben ausschließlich thätig in den Beziehungen, mit welchen wir es in diesem Abschnitte zu thun haben. Und zwar zeigt es sich auf verschiedene Weise

thätig in der Sphäre des Gemüths, der Vorstellkraft (oder des Geistes im engeren Sinne) und der Willenskraft. Ein jede dieser Kräfte des Seelenlebens ist auf ihre besondere Weise thätig: das Gemüth in seiner Liebe, die Vorstellkraft in ihrem Schaffen und Bilden, und die Willenskraft, in ihrer Selbstbestimmung, als der Quelle und dem Wesen alles Handelns. Jede dieser Thätigkeiten will auf ihre eigene Weise geübt seyn; denn nur durch Uebung wird jede Kraft erhalten. Und die verschiedenen Arten dieser Uebungen, nebst den Gegenständen derselben, machen den Inhalt dieses Abschnitts aus, dessen Summe daher mit Recht die Ergastik des Seelenlebens genannt wird.

1

Erstes Kapitel.

Thätigkeit des Gemüthslebens.

§. 193. Wiefern dem Gemüth Thätigkeit zuzuschreiben.

Das Gemüth, gemeinhin Begehrungsvermögen genannt, ist, nach früheren Erörterungen (§. 21. S. 120.), nicht bloß dieses, sondern es ist auch gebendes Vermögen. Das Herz besitzt nicht bloß eine begehrende, sondern auch eine gebende Liebe (ebendas.). Diese ist es eigentlich, in welcher das Herz erstarrt. Die begehrende Liebe zehrt es auf, und so nothwendig ihm der Genuß ist, so wird es doch nie gesättiget im bloßen Genuße. Das Herz bedarf des Genusses, um zu geben; es muß haben, wovon es gebe; aber nur im Geben findet es seine Bestimmung: die Seligkeit. Würde

dieß mehr erkannt, so würde der Mensch seine Bestimmung weniger verkennen, und es würde des Elends weniger in der Welt seyn; denn das größte Elend der Menschen stammt vom Haschen nach Genüssen und von der Nichtbefriedigung durch denselben. Es ist daher dringendes Bedürfnis, das Herz auf den rechten Weg seiner Befriedigung zu leiten, d. h. dasselbe auf die ihm eigenthümliche, bestimmungsgemäße und heilsame Thätigkeit zu verweisen. Und diese ist, wie gesagt, das Herausgehen des Herzens aus sich selbst: das sich geben, gleichsam das Herausstoßen seiner Kraft und seines Lebenspulses, um mit diesem Leben auch andere Leben zu nähren und zu beglücken, und dadurch an eigenem Glück zu gewinnen; gerade so, wie das leibliche Herz in unserer Brust das Blut des Leibes nicht bloß aufnimmt, sondern das aufgenommene auch wieder in den ganzen Leib ausströmen läßt, und dadurch sich selbst erhält.

§. 194. Die echte Gemüthsthätigkeit.

Es kann aber die Hingabe des Herzens oder Gemüths leicht falsch verstanden werden, und wird auch im Leben des Tages ganz falsch verstanden. Was man in der Welt Liebe nennt, besonders wie sie in Romanen gefeiert wird, welche die treuen Spiegel der ganzbaren Empfindungen und Gesinnungen sind, das ist eine schmählische Sklaverei des Herzens, eine Hingabe allerdings, aber eine leidenschaftliche, d. h. passive. Alle Passivität ist aber das gerade Gegentheil der reinen Thätigkeit. Daß ein Individuum sich grenzenlos in das andere verliert, ganz sein Eigenthum wird, nur in ihm lebt und athmet, quitt und ledig aller eigenen Freiheit und Selbstständigkeit, diese Liebe der modernen Poesie, die auch das Leben selbst angesteckt hat und für die Quintessenz des Lebens gehalten wird,

diese Liebe, die das Geschöpf statt des Schöpfers anbetet und in dieser Anbetung eine Art von heiligem Beruf findet: sie ist die schreiendste Verletzung des wahrhaft Heiligen, ein wahrer Götzendienst, eine Hingabe nicht blos, sondern ein Wegwerfen des Edelsten, was der Mensch besitzt, was ihn als Menschen charakterisirt: der Selbstbestimmungsfähigkeit, der freien Herrschaft über seine Empfindungen, Gedanken und Handlungen. Wenn die freie Selbstbestimmung die Wurzel aller Tugend, alles würdigen Daseyns ist, so ist diese leidendliche Entäußerung derselben ein Frevel gegen unsere Anwartschaft auf ein heiliges Daseyn selbst, eine Huldigung der Sünde; denn ein Knecht der Einzeldinge und Wesen seyn, das ist Sünde. Und so ist demnach ein Herz, das sich solchem Dienste weihet, aus dem Kreise der reinen Thätigkeit herausgetreten, und die echte Gemüthsthätigkeit, von welcher hier gehandelt wird, als vom wahren Gemüthsleben, ist fern von ihm. Aus dieser Schilderung der unechten Hingabe des Gemüths läßt sich auf ihr Gegentheil, die echte Gemüthsthätigkeit, schließen. Auch sie ist eine Hingabe des Herzens; aber keine sklavische, sondern eine freie, durch reine Selbstbestimmung erzeugte, der man keinen anderen Namen als den der reinen Liebe geben kann. Diese verliert sich nicht in ihren Gegenständen, gibt sich denselben nicht knechtisch hin, sondern sie wirkt der Sonne gleich, welche, bei der reichsten Auspendung ihrer Strahlenfülle, dennoch sie selber bleibt und durch ihr Geben nicht ärmer wird, sondern gerade durch diese fortgesetzte Thätigkeit ihre Kraft immerfort erneuet und anfrischt. Denn das ist das Gesetz aller Kraft; daß sie, um zu bestehen, wirken muß. Alle Kraft aber, treu ihrer Natur und ihrem Urgeßez, wirkt nicht dadurch, daß sie sich leidendlich

bestimmen läßt, sondern, daß sie frei aus sich selbst hervortritt. So auch die Kraft des Herzens in ihrer eigenthümlichen Erscheinung als Liebe. Es ist eine heilige Nöthigung in unserm Gemüth, die uns antreibt, das Schöne anzuerkennen und liebend in seinem Gedeihen zu fördern. Und hier kommen wir auf den nächsten Punkt unserer Darstellung, welcher die Gegenstände der echten Gemüthsthätigkeit betrifft. Dieser ist nun zu verfolgen.

§. 195. Gegenstände der echten Gemüthsthätigkeit überhaupt.

Die echte Gemüthsthätigkeit ist besagter Maßen die freie Liebe; es gibt aber keine Liebe ohne Gegenstand. Der Gegenstand aller Liebe ist allezeit das Schöne, oder wenigstens das, was für schön gehalten wird. Es fragt sich: was ist schön? Früher schon (§. 182.) wurde auf diese Frage geantwortet: die Freiheit in der Schranke, und es wurden auch die Gründe zu dieser Antwort nachgewiesen. Unter der Freiheit wurde die Kraft anerkannt, und unter der Schranke das Maß; beide aber machen die Elemente des Lebens aus. Man kann also geradezu sagen: schön ist das Leben. Und dieß bestätigt sich auch in jedem Falle. Worin Einer das Leben findet, darin findet er auch seine Liebe, und der Gegenstand unserer Liebe umfaßt alles Schöne, was wir anerkennen. Täuschen wir uns über das Leben, so täuschen wir uns auch über die Schönheit, und nur wer das wahre Leben ergriffen hat, hat auch die wahre Schönheit ergriffen. Was ist nun das wahre Leben? Für uns ist diese Frage längst (s. die Vorbegriffe) beantwortet. Das wahre Leben ist das göttliche Wesen und seine Erscheinung oder Offenbarung: folglich der Geist und die Natur. Wo sich der Geist in der Natur,

oder wo die Natur den Geist offenbart, da ist Leben, da ist Schönheit. Darum ist auch das Abbild beider, oder die Kunst, schön. Und so haben wir denn mit einem Male das ganze Gebiet der Schönheit vor uns liegen: Natur, Kunst und das (reine, harmonische) Leben umfassen es. Es ergibt sich nun auch sogleich, wohin die Liebe des Gemüths, von der wir reden, gerichtet seyn muß. Ihre Gegenstände sind so bestimmt bezeichnet, daß sie sich nicht irren kann. Und so findet sich denn, daß die Gegenstände des reinen Genusses auch die der reinen oder echten Thätigkeit des Gemüths sind. Es bleibt nur übrig, die besondere Weise, auf welche sich das Gemüth nach diesen verschiedenen aber verwandten Gegenständen zu wenden hat, näher zu betrachten.

S. 196. Thätigkeit des Gemüths in Beziehung auf die Natur.

Wo Liebe ist, ist Hingabe. Ein die Natur liebendes Gemüth gibt sich demnach auch der Natur hin. Es versteht sich, daß hier von keiner sflavischen Hingabe die Rede seyn kann. Die Natur, spreche sie in sanfter oder in erhabener Schönheit zu uns, bekämpft die Leidenschaft, die Quelle aller Sflaverei, aber erregt sie nicht. Die Natur zieht uns mit ihrem Zauber an sich, aber ohne uns unserer Freiheit zu berauben; denn sie selbst bewahrt das Maß, welches der Schutz der Freiheit ist, und weist uns demnach selbst auf das Maß zurück. Eben weil die Natur die Fülle ist und hat, und in der Fülle das Maß, fühlen wir uns so unwiderstehlich, und doch nicht sflavisch, zu ihr hingezogen; denn sie besitzt, was wir suchen; und weil sie uns freiwillig gibt, was sie besitzt, so bleiben wir im ungestörten Besitz unserer Freiheit. Wir sind genöthiget, die Natur zu lieben, wie wir das Leben zu

lieben genöthiget sind, und gleichwohl ist diese Liebe kein Zwang, sondern freie Huldigung. Wir haben also an der Liebe zur Natur eine schöne Uebung der echten Thätigkeit unseres Gemüths, welche die freie Liebe ist. Mannichfaltig aber kann sich unser Gemüth an und mit der Natur liebend beschäftigen. Die ursprünglichste, einfachste und vielleicht auch die innigste Art ist die Naturpflege. Die Theilnahme an der Natur, die Anhänglichkeit und die Hingabe an ihr schönes, stilles Schaffen und Gestalten kann sich eben so sehr im kleinsten und engsten Kreise als im größten und ausgedehntesten zeigen, eben so lebhaft auf die geringsten und gleichsam kindlichsten Spiele derselben beschränken, als auf ihre vollendetsten und höchsten Schöpfungen ausdehnen. Die einfachste, und man möchte fast sagen, herzlichste Pflege der Natur ist die Blumenpflege. Das Mädchen, das ihre einzelnen Blumenstöckchen vor dem Fenster mit zärtlicher Sorgfalt wartet, wie der Blumist, der seinem Hyazinthen, Auroren- oder Tulpen-Flor auf prangenden Beeten die Stunden seiner Erholung widmet, sie pflegen beide die Gegenstände ihrer Liebe mit gleichem Genuß. Ausgedehnter und umfassender ist diese Liebe in der Gartenpflege überhaupt. In einem wohl eingerichteten und unterhaltenen Garten arbeitet der Besitzer gleichsam mit der Natur Hand in Hand, und ihre Schöpfungen sind zur Hälfte die seinigen. Zu jeder Jahreszeit, die der Ruhe ausgenommen, ist dieser Platz, von dem sein Eigner mit Lust und Liebe sagen kann:

ille mihi terrarum praeter omnes
angulus ridet,

neben dem bunten Schmuck der Blumen mit wohlgepflegten Kräutern, Gemüsen und Stauden versorgt, und an der Zucht und dem Gedeihen seiner Bäume

nimmt der sorgfältige Gärtner eben so viel Antheil, als ob es seine Kinder wären. Näher, dem Menschen gleichsam verwandter, ist diese Liebe und Pflege der Natur in den mannichfaltigen Kreisen des Lebens, welches sie erzeugt. Wie wacht der Bienenvater — der nicht ohne Bedeutung diesen Namen hat — über seine alte Zucht und deren junge Schwärme. Es ist nicht bloß der Gewinn des Honigs, der ihn zu seiner ämssigen Sorge treibt: süßer als der Honig selbst ist ihm das Hineinleben in den Haushalt der Natur, die vertraute Bekanntschaft mit der Oekonomie dieser kleinen und musterhaften lebendigen Wesen; denn das Symbol des Fleißes verdient von dem fleißigen Menschen eine eigenthümliche Anerkennung und Liebe. Will man aber noch genauer sehen, was Zärtlichkeit gegen die Leben zeugende Natur ist, so belausche man den Pfleger einer Vogelhecke, oder den, der sich Tauben zieht, oder die Versorgerin des Hühnervolks und anderen Geflügels, das unter dem Schutze und in der vertraulichen Nähe des Menschen eine Erweiterung seines Haushalts und zugleich seiner liebevollen Mühe und Pflege ist. Am vertrautesten aber ist wohl der Umgang des Menschen mit der Natur im Hirtenstande. Hier zieht der Mensch die belebte Natur gleichsam zu sich heran und an seine Brust. Es folgen dem Hirten die Schafe, die Ziegen, die Kinder auf seinen Ruf. Der Aelpler hat seine Lieblingskühe, die sich an ihn anschmiegen und anschnelcheln. So lebt der Jäger mit seinem Hunde, der Reuter mit seinem Rosse in vertraulicher Bekanntschaft, und die Pflege, die alle diese Naturmenschen ihren niederen Lebensverwandten angedeihen lassen, wird durch Anhänglichkeit, Treue und Zuneigung belohnt. Nicht bloß der Umgang mit Menschen, auch der Umgang mit der Natur und die Pflege ihrer Erzeugnisse

auf allen ihren Stufen macht das Menschenherz weicher, theilnehmend, mild, liebevoll. Ja, wenn die Menschengesellschaft oft Streit, Neid und Erbitterung erzeugt, so löscht die Naturpflege alle diese unschönen Züge im Gemählde des Menschenlebens aus und ist eine wahre Beförderin der Humanität. Ist doch der Mensch selbst ursprünglich Naturwesen, und was ist die Liebe der Mutter zu ihrem Säugling und die Freude des Vaters an seinem Ebenbilde anderes, als Naturliebe und Naturfreude? In der Pflege der Kinder finden die Eltern die schönste Schule der Liebe und Treue, die schönste Schule für ihr eigenes Herz. Soviel von der Pflege der Natur, als der ersten Art, wie sich das Gemüth in reiner Thätigkeit an die Natur hingeben und dadurch an eigener Kraft und Veredlung gewinnen kann. Durch die liebende Pflege der Natur, lernt das Gemüth auf echte Weise lieben und in seiner Liebe glücklich seyn. Derselbe Zweck wird aber auch erreicht, indem das Gemüth auf andere Weise der Natur hingegeben und mit ihr beschäftigt ist. Es geschieht dieß auf dem Wege der Naturforschung. Dem sinnigen Naturforscher sind die mannichfaltigsten Erzeugnisse der Natur eben so sehr Gegenstände seiner Liebe als seiner forschenden Aufmerksamkeit; ja, die letztere wird eben nur durch die erstere gespornt und geleitet. Mit welcher Liebe verweilt nicht der Mineralog bei der Reihenfolge seiner Fossilien! mit welcher Theilnahme sucht er die Natur in der geheimsten Werkstätte ihrer Bildungen zu belauschen, der Verwandlung ihrer Stoffe und Kräfte, der Combination ihrer einfachen Gesetze nachzuspüren! Er verfolgt den Geist der Natur ämsig gleichsam auf den ersten Schritten seiner schaffenden Thätigkeit, wie der Botaniker ihn mit gleicher Liebe in das Labyrinth der organischen Gestaltung und der

Zoolog in das Reich des Lebens verfolgt. Wer die echten Naturforscher beobachtet, bemerkt wohl, daß sie ganz in ihren Gegenständen leben, daß dieselben ihre ganze Liebe sind. An der Natur hangen und haften sie, und das einfach, kindliche Wesen ihrer Freundin und Lehrerin scheint unvermerkt und unwillkürlich auf sie selbst überzugehen und ihnen Sinn und Gemüth zu erfüllen, so wie denn auch die unverkennbare Weisheit in der Gestaltung, Einrichtung und Deconomie der Naturgebilde das Herz zu dem höheren Ursprung dieser Ordnung und Gesetzmäßigkeit hinaufleitet und in der Natur den Schöpfer erkennen und lieben läßt. Denn nicht ohne Bedeutung und Zweck ist der Trieb zur Naturforschung in den Menschen gelegt. Die Liebe, die ihn zu dieser Forschung treibt, sucht, wie jede Liebe, ihren Gegenstand, und die Natur selbst ist gleichsam nur die Leiter, auf welcher der Mensch zum höchsten Gegenstande seiner Liebe hinaufklimmen soll. So ist denn dieses Forschen selbst ein Lieben, eine Hingabe unseres Herzens auf dem Wege des auffassenden und begreifenden Sinnes und Verstandes, eine liebe thätiger Art, wie sie das Gemüth am schönsten beschäftigt und befriediget. — Aber es gibt noch einen dritten Weg, auf welchem das Gemüth sich in reiner Thätigkeit zur Natur hinwendet, sich ihr hingibt, sich gleichsam in sie hineinlebt, und so, mit dem Leben und der Herrlichkeit der Natur gesättiget, durch eigene That an eigenem Leben gewinnt. Es ist dieß der Weg der schöpferischen Nachbildung der Natur. Die Natur in ihren mannichfaltigen Formen mit reinem und treuem Auge aufzufassen, und wie sie mit Liebe aufgefaßt wurde, so auch sie mit Liebe durch kräftigen und zarten Pinsel abgespiegelt wiederzugeben, ist ein inniges Bindungsmittel zwischen dem Menschen und der Natur, das ihr

Leben mit dem feintigen gleichsam in Einen Zusammenhang verschmelzt. Allerdings streifen wir hier in das Gebiet der Kunst über; allein dieselbe wird hier nur als ein Mittel betrachtet, durch welches sich das Gemüth nach der Natur hinwendet und durch echte Thätigkeit seine Liebe zu ihr und überhaupt seine Liebe gedeihlich entfaltet. Die sinnigen Blumen- und Frucht-Mahler, die Landschaftler und Thier-Mahler, ja diejenigen, welche Menschen-Gestalten und Gruppen, wie die niederländischen Mahler, treu und unverändert wieder darstellen, sie sind die Glücklichen, denen es vergönnt ist, ihre Liebe zur Natur durch treuen Fleiß, von ihrem anhänglichen Herzen geleitet, zu beurfunden und sich in ihrem Stillleben ein stilles Lebensglück zu bereiten. Man beobachte diese kindlichen Meister, wie sie, indem sie von ihrer Meisterin lernen, die zugleich ihre Gebieterin und ihre Geliebte ist, die ganze Süße und Lieblichkeit derselben in sich saugen, und was ihr Gemüth beglückt, in dem stillen und seligen Blicke ihres Schöpferauges wiederstrahlen. Hier sieht man, wie mit deutlicher Schrift, wie sehr die reine Hingabe des Gemüths in thätiger Liebe glücklich macht. Wie ihre Seele so ganz erfüllt ist von dem kräftigen, warmen, zarten Leben der Natur! Die kristallhellen Thautropfen auf dem Rosenblatte, die schwellende, halb durchsichtige Traube, der farbige Schmetterling am Blumenkelche; dann wieder die weidende Heerde, die ihr Bild im klaren Weiher spiegelt, aus dem sie trinkt; die Sonntagsstille im kleinen Zimmer, in welches durch die runden Fensterscheiben ein heiterer Sonnenstrahl fällt und das friedliche Gesicht der Bibelleserin beleuchtet; Alles dieß bezeugt die Wärme, ja die Inbrunst, mit welcher der Naturfreund seine Gegenstände umfaßt und mit dem Leben seines eigenen Her-

zens beseelt. — Und so ist denn auf diese dreifache Weise: durch Pflege, Forschung und Nachbildung, die Natur ein eben so reicher als würdiger Gegenstand für die echte Thätigkeit, die freie Hingabe, das wahrhaft gedeihliche Leben des Gemüths; und es ist auf eine oder die andere Weise einem Jeden vergönnt, dieses Gemüthsleben am Busen der Natur zu nähren und zu kräftigen, und so ein reines Herzensglück in schöner Fülle zu genießen.

S. 197. Thätigkeit des Gemüths in Beziehung auf die Kunst.

Jedoch es treten, außer der Natur, noch andere Gegenstände dem Gemüth entgegen, an denen es seine echte Thätigkeit üben, sein innerstes und eigenstes Leben kräftigen, und seiner Bestimmung, sich in freier Liebe selig zu fühlen, nachgehen kann. Den nächsten dieser Gegenstände haben wir so eben flüchtig berührt: es ist die schöne Kunst. Die Kunstliebe ist zu allen Zeiten als eine heilige Quelle der Begeisterung und Beseeligung betrachtet worden; denn der Trieb zum Bilden und die Lust am Bilden ist dem Menschen angeboren. Es gilt aber gleich, von welcher Art oder Gestalt das Bilden sey; die Formen wechseln, aber die Liebe zur Kunst bleibt immer dieselbe. Ob das Gebild ein Tempel, oder ein Standbild, oder ein Gemälde, oder ein musikalisches oder ein dichterisches Kunstwerk ist: es fließt Alles aus einer Quelle: aus der Liebe zum Schaffen. Diese Liebe ist ganz eigentlich etwas Göttliches, und kräftiget und beseleiget das Gemüth mit göttlichem Gefühl. Aber sie gleicht der Flamme, welche genährt seyn will, wenn sie nicht verkommen soll. Drei Mittel gibt es, durch welche die Liebe zur Kunst immer rege erhalten wird. Das erste ist die Kunst

Betrachtung; das zweite die Kunstforschung; das dritte die Kunstübung selbst. Alle drei zusammen können unter dem Namen der Kunstpflege begriffen werden. Was zuerst die Kunstbetrachtung betrifft, so fällt sie mit dem Kunstgenuß in Eins zusammen, und es gilt von ihr, was von diesem (§. 182.) gesagt worden ist. Nur ist für die Kunstbetrachtung zu bemerken, daß sie einen höheren Grad des Kunstgenusses in sich schließt, als derjenige ist, welcher bloß unmittelbar durch Sinn und Einbildungskraft in das Gemüth eingeht. Denn während im gewöhnlichen Kunstgenusse das Gemüth gleichsam ganz eingegangen und verloren ist in den Gegenstand der Kunst: so zeigt es sich in der Kunstbetrachtung bei aller Fülle des Genusses frei, und unabhängig von dem Gegenstande, und gerade diese Freiheit des Gemüths ist es, welche in demselben die reinste und schönste Liebe aufschließt, die Liebe, von welcher hier, als von der echten Gemüthsthätigkeit, die Rede ist. Denn auch der Kunstgenuß kann zur Passivität werden, wie dieß der Fall bei der großen Menge ist, welcher namentlich bei theatralischen Vorstellungen eintritt. Die Kunstbetrachtung ist gleichsam eine geistige Verklärung des Gegenstandes, eine Verwandlung der äußeren Anschauung in innere; sie ist eigentlich der vollständigste Kunstgenuß, nemlich der mit Selbstthätigkeit verknüpfte; denn nur durch die Selbstthätigkeit bei unserm Genusse wird derselbe zum freien Genusse gestempelt; alles aber, was wir ohne Verlegung unseres inneren Wesens genießen sollen, muß freier Genuß seyn. Dadurch wird unser inneres Wesen, unsere Seelenkraft selbst, gesteigert, gekräftiget, veredelt. Nun ist es aber überall unser Gemüth, unser Herz, was da genießt; folglich wächst und gedeiht die Kraft und das Leben unseres Herzens

auch bei dem Kunstgenusse, welcher aus der Kunstbetrachtung hervorgeht. Die schönsten Vorschriften zur Kunstbetrachtung hat uns Göthe in seinem Wilhelm Meister, namentlich hinsichtlich theatralischer Vorstellungen und dramatischer Poesie, sodann in seinen Prosopläen, so wie in seiner Zeitschrift für Kunst und Alterthum gegeben. Eigentlich wäre es die Sache der Philologen ein Gleiches hinsichtlich des klassischen Alterthums überhaupt zu thun; wie denn auch hier und da Einer wohl gethan hat, z. B. Klotz in seinen *venusinis lectionibus*. Eben darum aber ist die Kunstbetrachtung auch fast wesentlich mit der Kunstforschung verbunden, wenigstens grenzen beide an einander an, und die letztere ist ohne erstere gar nicht einmal möglich. Es ist aber die Kunstforschung der zweite Weg, auf welchem das Gemüth, rücksichtlich der Kunst, sich in reiner Selbstthätigkeit bewegt. Denn wiewohl alle Forschung, folglich auch die über die Kunst, Sache des Verstandes und der Urtheilskraft ist, so ist doch der Grund und der Zweck derselben immer das Interesse des Gemüths; und die reine Liebe zur Kunst, wie sie selbst erst die Forschung veranlaßt, so wird sie durch die Frucht derselben: die Einsicht in das Wesen und die Gesetze der Schönheit, nur gesteigert. Das schönste Beispiel von Liebe zur Kunst, welche die Forschung derselben anregt, und von Kunstforschung, durch welche diese Liebe genährt und gekräftiget wird, hat uns Winkelmann gegeben, dieser Held, und man kann sagen, Märtyrer seines Berufs, der mit unermüdetem Eifer und mit Verzichtleistung auf allen übrigen Lebensgenuß, der Schönheit in das Heiligthum folgte, das ihr die Alten aufgebaut haben, und an ihren Altären den Maßstab niederlegte, mit welchem er das Gesetz der Schönheit, das Maß selbst, voll heiligen Ent-

zückens gemessen. Die Kunstforschung, losgetrennt von dem Interesse des Gemüths, erkennt ihr eigenes Wesen und Ziel, und geht in sich selbst unter, wie der Strom, der sich im sandigen Bette verliert. Nur getragen von den Fittigen der Liebe vermag der Verstand die Höhen der Schönheit zu erklimmen; aber auch nur durch das Auge des Verstandes vermag das Gemüth den ganzen Zauber der Schönheit in sich einzusaugen und sich seiner Liebe auf die lebendigste, d. h. auf die geistigste Weise zu erfreuen. Doch mit Unrecht würden wir den Umkreis der echten Gemüthsthätigkeit in Beziehung auf die Kunst bloß auf Betrachtung und Forschung beschränken. Die schönste Wirksamkeit des Gemüths bleibt uns übrig in der Kunstübung selbst. Wer beschäftigte sich je mit Malerei, Bildnerei, Musik, mit der Dichtkunst selbst, ohne für das Leben seines Gemüths die reichste Ausbeute davon zu tragen. Um nur bei der Poesie stehen zu bleiben, die heutzutage so Vielen eine liebe Lebens-, Gespielin und Freundin, ja Trösterin und Gefährtin durchs Leben ist: kaum lassen sich schönere Lebensaugenblicke denken, als die sind, in denen, wie im Ru, in einem geheimnißvollen Schöpfungsact, die Idee zu Belebung und Gestaltung eines poetischen Stoffes, gleich einem zarten Samenforn, das den Keim zu köstlicher Blüthe enthält, in der Seele aufgeht. Wie entzückt das innere Gewahrwerden dieses Emporknospens, dieses sich Ausbreitens der ersten Ursanfänge der poetischen Gestalt, des lebendigen Erzeugnisses unserer im Schooße des Maßes gebährenden Phantasie, die von der reinsten, schönsten Liebe des Gemüths befruchtet worden ist. Denn ohne diese Liebe wird kein lebendiges Werk der Kunst geboren; alle Kunstschöpfung wird durch sie belebt, beseelt und begeistert. Darum ist aber auch das Gemüth bei solcher

Schöpfung in seiner ganzen Lebendigkeit thätig, und kräftiget sich und erhält gedeihliches Wachsthum in dieser Thätigkeit. Das

didicisse fideliter artes

emollit mores, nec sinit esse feros,

deutet auf die freundlichste und heiterste Ausbildung des Gemüths, auf das naturgemäße Leben desselben in seiner inneren Kraftanlage. Kurz, die Kunstübung versetzt das Gemüth in einen Himmel voll Wonne, und beglückt unser Leben mit den schönsten Stunden eines seligen Daseyns, wie alle diejenigen erfahren, die ihre thätige Liebe der Darstellung der Schönheit in mannichfaltigen Formen widmen.

S. 198. Thätigkeit des Gemüths in Beziehung auf die Wissenschaft.

Was hat das Gemüth mit der Wissenschaft zu thun? könnte man nicht blos fragen, sondern diese Frage scheint auch durch diejenigen hinreichend auf verneinende Art beantwortet, welche die Wissenschaft aller Art ohne Gemüth betreiben. Aber wahr und treffend sagt Göthe: „Wer mit einem Talent, zu einem Talent, geboren ist, findet in demselben sein schönstes Daseyn.“ Und es gibt hoffentlich eben so sehr ein Talent für die Wissenschaft als für die Kunst, und unser Daseyn wird nur durch die Kraft und den Umfang, durch die Thätigkeit und den Genuß unseres Gemüths verschönert. Denn was haben wir von allem unsern Dichten und Trachten, Sinnen und Thun, wenn es nicht aus der Liebe quillt, durch die Liebe geleitet, durch die Liebe empfunden wird? Die Liebe also ist es, die uns eben so zur Wissenschaft treiben muß, als zur Kunst und Natur; und sie ist es, die aus der Wissenschaft eben so ernten muß, wie sie aus der Fülle der Natur und

Kunst erntet, wenn überhaupt der Anbau der Wissenschaft Interesse für das Leben gewinnen soll. Was wäre auch das Studium der Natur und des Geistes — und nach diesen doppelten Seiten hin verbreitet sich ja alle unsere Erkenntniß — wenn nicht das Gemüth daran Antheil nähme? auch sind alle wahren Verehrer der Wissenschaft von jeher enthusiastisch für ihre Gegenstände gewesen und haben nur in ihnen gelebt, d. h. ihre Beschäftigung ist auch ihre Liebe gewesen. Die alten Naturforscher und Philosophen Griechenlands, unter den Römern ein Plinius der ältere, ein Cicero, in neuerer Zeit ein Newton und Keppler, ein Buffon und Linné, ein Leibniß, ein Kant, und wie viele Andere, hingen sie nicht mit voller Seele an ihrer Wissenschaft? war sie nicht ihre ganze Liebe? Der Trieb zum Forschen ist ein eben so mächtiger Hebel des Gemüths als der Trieb zum Bilden. Jede Erweiterung unserer Erkenntniß erweitert unser Daseyn überhaupt; und was wünschen wir mehr als die Erweiterung unseres Daseyns? Der gesetzliche Lauf der Gestirne, der künstliche Bau der Pflanzen und Thiere, die innere Einrichtung unseres eigenen Wesens, wenn hat dieß Alles je einen Forscher kalt und ungerührt gelassen? Niemand legt ein schöneres Zeugniß hierüber ab, als der tiefsinnige Kant in der Vorrede zu einem seiner größten Werke, wenn er sagt: „zwei Dinge sind es, die mein Gemüth mit Bewunderung erfüllen: der gestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir.“ Und was das Gemüth mit Bewunderung erfüllt, sollte dieß dasselbe nicht zur Thätigkeit aufregen? Ja, das Gemüth ergibt sich allen würdigen Gegenständen der Forschung mit Liebe, und diese Liebe, und mit ihr der Vollgenuß des Lebens, wächst mit der Zunahme der Erkenntniß. Das Gemüth wird demnach

auch durch die Wissenschaft in Thätigkeit erhalten und durch diese Thätigkeit gekräftiget. Sehr schön schildert Cicero den Einfluß der Wissenschaften auf das Leben überhaupt und folglich auch auf das Leben des Gemüths in diesen Worten: „*Studia literarum adolescentiam alunt, senectutem oblectant, secundas res ornant, adversis perfugium ac solatium praebent; pernoctant nobiscum; peregrinantur, rusticantur.* Und anders, wo sagt er von einem Greise, der immer noch den Wissenschaften huldigte, daß er es that: *quasi diuturnam sitim explere cupiens.* Und so wird denn das Gemüth seine Thätigkeit nie ohne Gewinn auch auf die Wissenschaft richten.

S. 199. Thätigkeit des Gemüths in Beziehung auf das Leben selbst.

Unter dem Leben verstehen wir hier das Menschenleben, folglich das freie Leben, das eigentliche Element des Gemüths. Natur und Kunst sind nur Bilder, nur Spiegel des freien Lebens, ja selbst die Wissenschaft ist das Leben noch nicht, sondern nur das Aufsuchen der Spuren desselben in der mannichfaltigen Kraft und Geselligkeit der Natur und des Geistes. Das wahre Leben ist die Liebe, und wo das Gemüth liebt, da lebt es. Die Liebe ist daher auch der erste und letzte Gegenstand des Gemüths; und Liebe finden wir nur bei unseres Gleichen. Die ursprünglichste, vollste, lebensdigste Thätigkeit unseres Gemüths ist auf die Liebe zu unseres Gleichen gerichtet. Und diese Liebe ist es, die das Herz wahrhaft beseliget. Wie liebt nicht die Mutter ihr Kind, der Verlobte die Braut, die Gattin den Gatten, die Familie den Greis, den Stammvater des Hauses! Wie sind sie Alle in dieser Liebe glücklich! Es versteht sich, daß hier überall von freier Neigung, nicht

von zwingender, fesselnder Leidenschaft die Rede ist. Ein jeder gibt, was er ist und hat; mit Wonne dem Andern und erhält dafür dasselbe Geschenk zurück. Es ist aber das reinste und schönste Ideal des Lebens, daß wir mit solcher Liebe nicht bloß die Unfern, nicht bloß die uns wieder lieben, sondern den Menschen überhaupt, einen Jeden, der menschlich Antlitz trägt, umfassen sollen. Dieß ist die wahre Schule, der eigentliche Übungsplatz des Gemüths, auf dem es sich zu seiner Reife und Vollendung ausbilden soll. Dieß ist die wahre Anstalt für die Befeligung des Herzens, für seine Erfüllung mit göttlicher Freude, mit dem Wesen und Leben der Gottheit selbst. Ein volleres, höheres Leben kann der Mensch nicht genießen als in solcher Liebe, durch die er unmittelbar ein Mitgenosse des göttlichen Daseyns und Wirkens wird. Wer diese Liebe in sich erzeugt hat, nährt und wachsen läßt, in diesem wirkt, in ihm ist und lebt die Gottheit selbst, er fühlt das Wehen, er schmeckt die Süßigkeit des göttlichen Geistes, daß ich nicht sage, des göttlichen Herzens, in seinem eigenen. Welche schönere Bürgschaft von dem Seyn und Walten der Gottheit verlangen wir, als die, von welcher unser eigenes Herz uns Zeugniß ablegt und unmittelbare, unumstößliche Gewisheit gibt. Nur durch die Liebe, in der Liebe, und als Liebe offenbart sich Gott dem Menschen, und diese Offenbarung macht ihn unbeschreiblich selig. Nicht in unserer Weisheit erkennen wir Gott; denn unsere Weisheit ist nicht die seinige; nicht in unserer Kraft erkennen wir ihn: denn sie ist Ohnmacht gegen seine Macht; aber unsere Liebe kann ihn fassen, ergreifen und festhalten: denn sie ist seines Wesens; sie zeigt uns sein Wesen mit aufgedecktem Angesicht: sein innerstes Wesen ist die Liebe. Demnach, keine reinere Thätigkeit, des

Gemüths nicht bloß, sondern des Lebens überhaupt, können wir äußern, als die Liebe des Herzens, das seinen Brüdern gibt, was es ist und hat, nicht gezwungen, nicht leidenschaftlich, sondern in freier Hineigung, in dem schönen Drange zu geben, weil geben göttlich ist und selig macht. Und so möge sich denn das Herz üben in dieser seiner schönsten Thätigkeit, und darin erstarken und darin mächtig werden, als in der vollendeten Meisterschaft des Lebens. Denn schwer geht die Liebe, in dem Sinne, in welchem sie hier aufgefaßt worden, in das von sich selbst befangene Herz ein. Es muß das Herz sich erst seiner angeborenen und erworbenen Fesseln entledigen: denn nur das freie Herz kann lieben, wie die Gottheit liebt, und nur das also liebende Herz kann, nach dem Ausspruche eines alten heiligen Weisen: „schmecken und sehen, wie freundlich der Herr ist.“

Zweites Kapitel.

Thätigkeit des Vorstellungsvermögens.

§. 200. Thätigkeit des Vorstellungsvermögens überhaupt.

Wir sind immer in Vorstellungen thätig, wenn unsere Vorstellungen auch nicht immer reife, vollständige und geordnete Gedanken sind. Aber unser ganzes Leben wird durch Vorstellungen geleitet; es ist daher von großer Wichtigkeit, daß dieselben, was ihren Gehalt betrifft, reich und kräftig, und was ihre Form anlangt, richtig und klar seien, indem ohne diese dops

pelte Beschaffenheit derselben unser Leben selbst der Fülle und des Maßes ermangelt, als welches beides der Charakter des vollständigen, gesunden, ja des vollendeten Lebens ist. Damit dieses so weit als möglich zu Stande komme, ist es nöthig, unser Vorstellungsvermögen in allen seinen Verzweigungen, seiner Anlage und seiner Bestimmung gemäß, auszubilden. Dieß kann aber nur durch zweckmäßige und wohlgeordnete Uebung geschehen. Bedenken wir nun, durch wie viel mannichfaltige Thätigkeiten das Ganze unserer Gedanken zu Stande kommt, so ist leicht abzumessen, wie mannichfaltig auch diese Uebung seyn müsse. Der Grund, auf den unsere Vorstellungswelt aufgebaut ist, ist unsere Einbildungskraft. Sie ist es, welche die sinnlichen Anschauungen zum innern Besizthum bringt, und die verblichenen Bilder der Dinge immer mit neuen Farben anfrischt. Was die Einbildungskraft für die Anschauungen, das ist das Gedächtniß für die Begriffe. Die ganze Welt unserer Begriffe hat keinen Halt ohne das Gedächtniß. In jedem Augenblicke, wo wir denken, muß uns das Gedächtniß den Stoff der Gedanken liefern. Darum, wie die Einbildungskraft nicht lebensdig genug seyn kann, kann das Gedächtniß nicht kräftig genug seyn, sowohl was die Leichtigkeit und den Umfang des Auffassens, als was die Gewalt des Festhaltens betrifft. Unseres Gedächtnisses beraubt, fehlt es auch unsern Gedanken an Stütze, oder vielmehr die denkende Kraft unseres Geistes, die bloß auf der Leiter des Gedächtnisses in ihrem Geschäft auf- und absteigt, kann sich ohne die Sprossen dieser Leiter weder vorwärts noch rückwärts bewegen, sondern sucht vergebens einen Haltungspunkt, auf dem sie sich gleichsam verkörpern könne. Aber eben diese Denkkraft selbst, auch von dem reichsten Gedächtnisse unterstüzt, vermag

nichts ohne die Uebung ihrer eigenthümlichen Thätigkeit im Begreifen, Urtheilen und Schließen. Zwar üben wir uns hierin im täglichen Leben gleichsam instinctmäßig und unwillkürlich, und die Denkkraft entfaltet sich in unserem Innern, wie die Knospe sich am Baume aufschleßt; allein nicht bloß, oder vielmehr gar nicht, ein Werk der Naturnothwendigkeit ist unser Denken, sondern es hängt von unserer freien Thätigkeit ab, welche, je weniger sie ins Spiel gesetzt wird, desto weniger auch die Kraft zum Denken aufregt; unsere freie Thätigkeit aber kann durch keine Naturnothwendigkeit, überhaupt durch keine Natureinrichtung geboten werden oder zu Stande kommen, sondern sie ist uns selbst anheim gestellt. Je häufiger daher unsere Denkkraft durch unsere freie Selbstbestimmung zum Denken ins Spiel gesetzt wird, desto mehr wird sie geübt, folglich desto tüchtiger zu ihrem Geschäft wird sie; nur daß diese Uebung auf eine den Gesetzen der Denkkraft angemessene Weise vor sich gehe, muß durch Aufmerksamkeit auf diese Gesetze und durch Beobachtung derselben gesorgt werden. Hiebei aber, wie überhaupt bei jeder Uebung des Vorstellungsvermögens in seinen besonderen Thätigkeiten, kommt ein Punkt in Betracht, der auf keine Weise vernachlässigt werden darf. Es ist dieß die Gebundenheit unseres gesammten Vorstellungsvermögens an unsere organische Einrichtung. Unser Vorstellungsleben hängt äußerlich zunächst von unserem Gehirn- und Nervenleben ab, überhaupt von der Beschaffenheit unseres organischen Daseyns. Die durch Ernährung, Bewegung und Schlaf vermittelte Kraft unseres organischen Lebens ist der Maßstab für unsere geistige Wirksamkeit; wie dieß in der Theorie hinlänglich nachgewiesen ist. Kein psychisches Geschäft darf die Bedingungen unseres organischen Daseyns verletzen.

und geschieht es, so geschieht es nicht ungestraft: denn Schwäche und Zerrüttung des psychischen Lebens selbst, zusammt dem organischen, ist die, oft spät, aber stets sicher eintretende Folge hievon. Eben so wenig kann irgend eine psychische Thätigkeit, hier namentlich die des Vorstellungsvermögens, die gleichsam wider Willen der organischen Bedingungen unternommen wird, gut von Statten gehen. Alles, was wider die Natur geschieht, ist auch unvollkommen, krüppelhaft, verkehrt. Darum muß bei den Uebungen des Vorstellungsvermögens gar sehr auf die organischen Bedingungen des psychischen Lebens Rücksicht genommen werden, und die hiebei nöthigen Verhaltensregeln machen einen wichtigen Bestandtheil der Vorschriften aus, mit denen sich dieses Kapitel beschäftigt. Der Gesamt-Inhalt desselben zerfällt demnach in folgende Abtheilungen. Erstlich Vorschriften zur Uebung der Einbildungskraft und des Gedächtnisses. Zweitens Vorschriften zur Uebung des Verstandes und der Urtheilskraft. Drittens Vorschriften zur Uebung der höchsten freien Denkkraft oder des Vermögens der Ideen, gemeinhin Vernunft genannt; wobei aber auch zugleich Rücksicht auf Uebung der Phantasie genommen werden muß, welche gleichsam der Fruchthälter des Vermögens der Ideen, die Nährerin und Gebährerin dieser Kinder des Geistes ist. Endlich und viertens Vorschriften zu allgemeiner und besonderer Uebung des Vorstellungsvermögens, angemessen den mannichfaltigen, hierauf Einfluß habenden organischen Bedingungen.

§. 201. Uebungen der Einbildungskraft und des Gedächtnisses.

Zwar hat der Mensch schon einen natürlichen Hang die Einbildungskraft zu üben, da sie mit seinen Trieben

und Gefühlen in fast unmittelbarer Verbindung steht und auf die leiseste Berührung von denselben in Thätigkeit versetzt wird: denn die Gegenstände seiner Wünsche und Erwartungen, so wie seiner Abneigung und Besorgnisse werden ihm unausgesetzt und fast unwillkürlich durch die Einbildungskraft vor Augen geführt, und es gibt keine Freude, die nicht durch die Einbildungskraft verschönt, so wie keinen Schmerz, der nicht durch sie vergrößert würde. Allein wir werden darum auch sehr leicht ein Spielball dieser ausschweifenden Thörin, und sie verlockt uns nicht selten auf Abwege und reizt uns zu Verirrungen, von denen wir oft kaum durch die angestrengteste Kraft des Vorsatzes wieder zurückzukehren vermögen. Man sollte daher meinen, daß es nicht bloß unnöthig, sondern sogar nachtheilig wäre, eine Anlage in uns noch besonders zu üben, die sich ungerufen entwickelt und uns oft zu unserer Qual so viel im Leben zu schaffen macht. Allein wir müssen zugleich gestehen, daß die Einbildungskraft nichts dafür kann, wenn wir von ihr gequält werden, und daß es unsere eigene Schuld ist, wenn sie eine Gewalt über uns erhält und eine Richtung nimmt, die für uns verderblich wird. An sich selbst ist sie ein mächtiger Hebel unseres Lebens, und es kommt bloß darauf an, daß wir denselben richtig handhaben lernen. Dieß geschieht, wenn wir die Einbildungskraft innerhalb ihrer Schranken und auf die rechte Weise beschäftigen, so daß ihr keine Gewalt eingeräumt wird, die ihr nicht zukommt, daß sie aber doch zugleich in ihrem Kreise lebhaft und thätig erhalten wird. Denn die Einbildungskraft in ihrem Wirken zu unterdrücken, heißt eben so viel, als die Flamme zu erstickern, die uns wärmen und so manche andere Dienste leisten soll. Es muß also eine Kultur der Einbildungskraft geben, wie es

eine Kultur der übrigen geistigen Kräfte gibt. Es fragt sich: wozu und wie soll man die Einbildungskraft kultiviren? Da sie die Kraft ist, die überhaupt die äußere Welt in eine innere Vorstellungswelt verwandelt und mit unsern Trieben und Gefühlen in Verbindung setzt, so ist sie dazu anzuhalten und durch Übung zu gewöhnen, daß sie uns nur solche Gegenstände vorführe, durch welche keine Gefühle und Triebe erregt werden, die unser inneres und äußeres Leben gefährden, sondern vielmehr solche, durch welche der Gesammtzweck unseres Lebens auf die hülfreichste und gedeichlichste Weise gefördert wird. Alle Aufregung der sinnlichen und selbstischen Triebe und der Gefühle, die sich auf dieselben beziehen, ist dem inneren Menschen, ja dem Menschen überhaupt, mehr oder weniger nachtheilig. Gegenstände, welche die Wollust, die Genußsucht, die Eitelkeit, die Gefallsucht, die Habsucht u. dgl. wecken und nähren und unser Gemüth mit Gefühlen vergiften, die diesen Trieben und Richtungen unseres Strebens entsprechen, sind demnach keine passende Nahrung und Beschäftigung für die Einbildungskraft. Diese würde besser gar nicht geübt als auf solche Weise. Der Verstand also und die Vernunft haben über die Einbildungskraft zu wachen, oder vielmehr zunächst und unmittelbar über die Sinne selbst, aus denen die Einbildungskraft ihre Nahrung zieht, daß sie nicht einer unreinen und verderblichen Lebensumgebung ausgesetzt werden. Hieraus folgt von selbst, daß auf alle Weise für eine reine, der Entwicklung des echten Lebens förderliche Umgebung zu sorgen sey. Und hier bieten sich abermals drei Quellen an; aus denen wir schon früher geschöpft haben: Natur, Kunst und freies Menschenleben. Es ist nicht zu ermessen, von welchem wohlthätigen Einflusse eine schöne Naturumgebung

auf die Einbildungskraft ist. Der Aufenthalt im Freien, in Gärten, auf dem Lande, der Anblick der zart sich entfaltenden Blumen, der fruchtbeladenen Bäume, der wogenden Saaten, der alten Stämme des Waldes und ihrer Wipfel, der Anblick der Berge und von den Bergen herab der tiefen, weiten Thäler, alles dieß füllt die Einbildungskraft mit Bildern der Schönheit und Ordnung, des Lebens und Gedeihens, der Erhabenheit und des Friedens, die das Leben der Triebe und Gefühle zu entsprechender, harmonischer Stimmung anregen. Eine von der Natur genährte, an der Natur geübte Einbildungskraft gereicht daher dem ganzen Menschenleben zum Segen, und glücklich, wem es vergönnt ward, einen großen Theil seiner Tage auf dem Lande, im Schooße der Natur, zu verleben, oder von Zeit zu Zeit, zur Erholung von der Last der Geschäfte, auf Reisen durch den Anblick, den Genuß schöner Gegenden, die Einbildungskraft mit einem neuen Vorrath schöner Bilder zu bereichern. — Wie die Natur, so übt auch echte und keusche Kunst die Einbildungskraft auf höchst förderliche und wohlthätige Weise. Vor allem wirkt die klassische Kunst der Alten einfach und groß, wie die Natur, auf die Einbildungskraft, und gewöhnt sie an die Darstellung edler und reiner Formen. Auf gleiche Weise fast, nur mehr anregend und belebend, wirken die Zaubergestalten der Meister in der Malerei, von denen wir voraussetzen, daß sie keine Gegenstände üppiger Wollust darstellen, als von welchen, als Auswüchsen reiner Kunst, sich das Auge und die Einbildungskraft abwenden muß, so geneigt auch der sinnliche Mensch ist, sich von ihnen anziehen zu lassen. Die große Historien- und Landschafts-Malerei, die geistvolle Darstellung menschlicher Bildnisse, besonders großer und interessanter Charaktere,

oder zarter und gemüthvoller Seelen, ja selbst die Darstellung des stillen und reinen Naturlebens in seinen einzelnen Formen übt die Einbildungskraft bald im Wiedererschaffen von Idealen und bald in Wiedererweckung und Auffrischung der Schönheiten der Natur. Wie sehr die Musik die Einbildungskraft belebt und durch dieselbe, wenn sie anders echte Musik ist, die reinsten und schönsten Triebe und Gefühle des Menschen in Anregung bringt, bedarf kaum mehr als der Hindeutung und Erinnerung an die so oft erfahrenen und empfundenen Einflüsse der Musik. Es ist nicht das Ohr, sondern es ist die Einbildungskraft, durch welche unser Gemüth mittelst der Musik bald in sinnige Wehmuth, bald in die Schwärmereien der Liebe, bald in den erhabenen Flug der Andacht versetzt, bald wieder zu heiterer, kindlicher Freude gestimmt wird. Die Musik schließt der Einbildungskraft die Pforten zu einem wahrhaft poetischen Leben auf. Die trübe, beengte Wirklichkeit schwindet, die Fesseln des Herzens fallen ab, und die freien Gefilde eines harmonischen Lebens treten dem geistigen Blick entgegen. Alles nur durch Hülfe der Einbildungskraft, welche durch die Musik in Thätigkeit gesetzt wird. Am meisten jedoch geschieht dieß durch die Poesie; wie denn auch in den übrigen Künsten nur die Poesie im Stande ist, die Einbildungskraft in ein freies und schönes Spiel zu versetzen. Wir erfahren diesen Einfluß, so oft wir einen Dichter zur Hand nehmen, der sich nicht nur so nennt — wie jetzt fast jeder ohne Scheu thut, der eine namhafte Anzahl Verse gemacht hat —, sondern der es auch wirklich ist. Am meisten jedoch setzen die eigentlich plastischen Dichter, und darum vorzüglich die Alten, die Einbildungskraft auf eine Weise in Bewegung, wie sie der Natur eigen ist, folglich auf eine auch unserer

Natur förderliche und gedeihliche Weise. Ihre strengen und dennoch schönen Formen haben etwas ungemein wohlthätiges für unsern inneren Sinn, und durch denselben für die Gestaltung des Lebens. Das Maß, des Lebens Gesetz, tritt uns nicht willkommener entgegen als im Gewande der Schönheit, und spielend werden wir in die Kreise der Ordnung und Harmonie gezogen. Allein auch unseren neueren Dichtern darf man nicht absprechen, daß sie die Einbildungskraft erregen und üben, nur allezeit in dem Grade mehr als sie plastisch sind. Daher erweckt und übt Shakspeare die Einbildungskraft mehr als Klopstock, Göthe mehr als Schiller (seine Balladen ausgenommen, in denen er sich zu wahrer Plasticität erhob), und die italienischen Dichter mehr als die französischen, wenigstens ist der Weg, den Einige der letzteren in dieser Absicht eingeschlagen, nicht echt dichterisch zu nennen, und der Reinheit des Gemüths gefährlich. Der tägliche Umgang mit Romanen, die bei uns gleichsam eine Speise des Volks geworden sind, hat in der That die Einbildungskraft unserer Landsleute, nur bei weitem nicht immer zu ihrem Vortheil, erregt und geübt; und es ist ein Glück für unsere neueste Zeit und unsere deutschen Zeitgenossen, daß sie die Erscheinung des herrlichen Walter Scott aus den niederen Regionen eines Spieß, Kramer, Schilling u. A. zu den reinen Höhen einer schönen Dichterwelt erhoben hat, die, indem sie die Einbildungskraft auf das allerlebendigste beschäftigt, zugleich den sittlichen Sinn anregt und den Gefühlen und Trieben eine bestimmungsgemäße Richtung gibt. Der früher eben so sehr mit Unrecht vergötterte, als jetzt ungerechter Weise herabgesetzte Fouqué, ist in seiner Eigenthümlichkeit dem schottischen Dichter rühmlich vorangegangen. Unter den früheren deutschen Dichtern ist der Märchen-

Erzähler Musäus wohl derjenige, der den Zauberstab der Einbildungskraft am anmuthigsten zu bewegen versteht, und in seinen kindlichen Dichtungen viele Spätere überleben wird. — Raum darf noch etwas in dieser Beziehung vom Theater gesagt werden, welches in neuerer Zeit, fast eben so sehr als die Romanens-lectüre, eine Art von Volksmittel zur Erregung und Uebung der Einbildungskraft geworden ist, welches einen bald mehr bald weniger heilsamen Einfluß auf das Leben erzeugt hat. Auch könnten wir hieher noch die Einwirkungen des religiösen Kultus rechnen, wie er dem Katholicismus eigenthümlich ist, wenn dieser Kultus noch so allgemein wäre, und seinen Einfluß noch so mächtig äußerte, wie in früherer Zeit. — Endlich erweckt und übt auch das freie, thätige Menschenleben selbst die Einbildungskraft auf die mannichfaltigste Weise. Es gibt kaum eine Beschäftigung des freien Menschenlebens, welche nicht die Einbildungskraft in Anspruch nähme und übe. Der Handwerker, der Künstler, Jeder, der etwas bildet und gestaltet im Leben — und gestaltet nicht ein Jeder seine Welt und in seiner Welt auf eigenthümliche Weise? — Alle bedürfen sie der Einbildungskraft und sind genöthiget, sie zu üben: denn keine Erfindung im Leben ist gemacht und ausgebildet, zu welcher die Einbildungskraft nicht förderlich, ja nothwendig gewesen wäre. Ackerbau und Viehzucht, Bergbau und Industrie aller Art, alles technische Verfahren des Menschen, vielmehr noch die Einrichtung, Verwaltung und Vertheidigung der Staaten, die wissenschaftlichen Forschungen aller Art, kurz das ganze vielgestaltete und vielgestaltende Menschenleben nimmt den Erfindungsgeist in Anspruch und erregt und übt die Einbildungskraft, je zweckmäßiger und dem Leben selbst förderlicher, desto wohlthätiger

für das Seelenleben und seine Pflege. So viel hier von. — Wir gehen jetzt über zu der Uebung des Gedächtnisses. Sie ist, besagter Maßen (§. 200.) nicht minder nothwendig, als die der Einbildungskraft; auch ist dieß von jeher anerkannt und namentlich für ein wesentliches Stück bei der Erziehung und Bildung der Jugend gehalten worden, nur daß man sonst einseitiger verfuhr, und ein unverhältnißmäßiges Gewicht auf die Ausbildung des Gedächtnisses legte, wovon die ehemaligen Gedächtniß-Gelehrten ein sprechender Beweis sind. Es gibt bekanntlich Individuen, die schon von Natur mit einem ausgezeichneten Gedächtniß begabt sind. Bei diesen ist die Uebung desselben weniger wesentlich, als bei solchen, die in dieser Hinsicht von der Natur vernachlässiget zu seyn scheinen. Aber auch die Vernachlässigung der Uebung selbst trägt viel zu der Schwäche des Gedächtnisses bei, die dem Leben und seiner Wirksamkeit nachtheiliger ist, als es auf den ersten Anblick scheint. Wenn gleich nicht, wie Einige der Meinung gewesen sind, die Tugend des Menschen auf dem Gedächtniß beruht, so ist doch so viel gewiß, daß die Vergesslichkeit die Vernachlässigung einer Menge von Pflichten herbeiführt, die, obgleich nicht mit Vorsatz und Willen versäumt, dennoch alle nachtheiligen Folgen der Versäumniß überhaupt herbeiführen. Wie viel für die Stärke des Gedächtnisses durch Uebung, besonders in früher Jugend, geschehen kann, ist aus Erfahrung bekannt genug. Auch in diesem Stücke sind uns die Alten mit großen Beispielen vorausgegangen, die besonders vor Erfindung der Buchstabenschrift genöthiget waren, den Inhalt des ganzen Lebens und aller Geschichte dem Gedächtniß anzuvertrauen. Noch heutzutage bemerkt man bei Leuten aus den untern Klassen, die der Beihülfe des Lesens und Schreibens entbehren,

ein ungemein reiches und treues Gedächtniß, die Frucht vielfältig abgenöthigter Uebung. Was nun die absichtliche Uebung des Gedächtnisses selbst betrifft, so sind die Regeln derselben hinlänglich bekannt und überhaupt sehr einfach. Ganz ungeübte oder vernachlässigte Individuen müssen mit geringen und leicht zu fassenden Aufgaben den Anfang machen, so wie man dem Magnet nicht auf einmal eine zu große Last zu tragen gibt. Besonders sind es Verse, und zwar vorzüglich erzählender Art, die sich dem Gedächtnisse sehr leicht einverleiben. Die Griechen lernten ihren Homer auswendig, und es braucht nicht erinnert zu werden, daß ein anmuthiger und lehrreicher Dichter zugleich mit dem Gedächtniß die Einbildungskraft übt und den zarten Sinn für reine Schönheit weckt. Nächst dem prägen sich moralische und religiöse Sentenzen dem Gedächtnisse sehr leicht ein, um so mehr, je mehr der sittliche Sinn geweckt ist. Wir wissen, daß bei uns der gemeine Mann, wenigstens in früherer Zeit, wo die Bibel als ein Schatz von Seelenarznei angesehen wurde, wie hier und da noch geschieht, einen Vorrath dem Gedächtnisse einverleibter Sprüche, als Noth- und Hülfbedarf für das ganze Leben mit sich führte, die ihm oft in den mißlichsten Lagen zu rechter Zeit in den Sinn kamen und die heilsame Wirkung des Trostes und der Stärkung, dann, wenn sich der Mensch nicht mehr selbst zu rathen und zu helfen weiß, nicht verfehlten. Wie sehr die Bekanntschaft mit vorzüglichen Stellen der alten Klassiker, so wie mit den klassischen Stellen neuerer Schriftsteller, die sich dem Gedächtnisse eingepägt haben, ein Schmuck des gebildeten Mannes unserer Zeit ist, braucht nicht weiter bemerkt zu werden. Ganz vorzüglich kommt das Gedächtniß den eigentlichen Wissenschaften, namentlich den sogenannten

Facultäts- und Wissenschaften zu Hülfe, und ein Gelehrter, oder der es werden will, ohne Gedächtniß, ist wie ein Soldat ohne Munition, weshalb denn auch das Gedächtniß an wissenschaftlichen Gegenständen, so trocken sie auch oft seyn mögen, nicht genug geübt werden kann. Es ist zum Erstaunen, wie sehr durch solche Uebung auch ein von Natur sehr mittelmäßiges Gedächtniß gesteigert werden kann, und nicht zu berechnen ist es, wie sehr der mannichfaltige Vorrath des Gedächtnisses den übrigen geistigen Kräften, dem Verstand und der Urtheilskraft, zu Hülfe kommt, wie bereits früher bemerkt worden. Die beste Zeit, das Gedächtniß zu üben, ist entweder des Morgens oder des Abends. Am vortheilhaftesten ist es aber, diese Uebung unter beide Tageszeiten zu vertheilen, so daß der Grund zum Memoriren des Abends gelegt wird, wo sich jeder Stoff dem Gedächtniß besser einprägt, die Vollendung des Auswendiglernens aber dem Morgen anvertraut wird, wo die Reproductionskraft lebendiger ist. Nur darf nicht der ganze Morgen mit Gedächtnißübung zugebracht werden, weil dieß der Thätigkeit der selbstthätigen Vermögen des Geistes Eintrag thut, als welche des Morgens in ihrer größten Lebendigkeit regsam sind, und vorzugsweise beschäftigt seyn wollen. — Daß übrigens nicht bloß die Jugend zu Uebungen des Gedächtnisses benutzt werden müsse, sondern auch das spätere Lebensalter in dieser Uebung erhalten werde, bedarf keines Beweises, und es ist diese spätere Uebung um so mehr von Nothen, je mehr nach und nach die Leichtigkeit, im Gedächtniß zu behalten, abnimmt, und folglich durch absichtliche Uebung in Kraft und Wirksamkeit erhalten werden muß.

§. 202. Uebungen des Verstandes und der Urtheilskraft.

Zwar lockt das Leben selbst bei Jedem schon in früher Zeit den Verstand und die Urtheilskraft hervor, und wir sehen diese geistigen Vermögen schon in Kindern thätig, sobald sich ihr Bewußtseyn entwickelt; allein dennoch bedürfen sie einer besonderen Pflege und Kultur, gleich den Fruchtbäumen oder dem Weinstock, wenn sie sich zu der ihnen möglichen Vollkommenheit entfalten sollen. Und zwar bedarf der Verstand, welcher die Vorstellungen zu Begriffen verbindet, eben so sehr der besonderen Uebungen, als die Urtheilskraft, welche die Verhältnisse dieser Begriffe abschätzt. Was zunächst den Verstand betrifft, dem wir, mit Hülfe der Sinne, der Einbildungskraft und des Gedächtnisses, alle unsere Kenntnisse verdanken, so besteht bekanntlich sein eigenthümliches Geschäft darin, daß er die Merkmale der Gegenstände sammelt und nach den inneren Gesetzen seines Wesens zum Ganzen und zur Einheit verknüpft. Ohne den Verstand würde unser Vorstellungsvermögen zwar reich an mannichfaltigem Stoff aller Art seyn, aber es würde diesem Stoffe an der ihm zukommenden Form gebrechen und es würde in der Welt unserer Vorstellungen keine Ordnung und kein Zusammenhang seyn. Der Verstand gibt den Vorstellungen Halt und Stand, er ist der eigentliche Bildner oder Schöpfer der Dinge. Der Verstand wird geübt, indem er immerfort veranlaßt wird, das Mannichfaltige der Vorstellungen zur Einheit zu verbinden. Es ist zu diesem Behuf keine besondere Kenntniß der Gesetze unseres Verstandes oder überhaupt unseres Erkenntnißvermögens nöthig, eben so wenig als zum Sehen eine besondere Kenntniß des Auges und der

Gefetze des Sehens; nur der Anleitung der noch ungesübten und der Zurechtweisung der noch unsichern Verstandeskraft bedarf es, bis dieselbe die gehörige Festigkeit und Reife erlangt hat und sich des eingebornen Maßes bewußt geworden ist: demnach einer Art Verstandes-Erziehung. Ehe nemlich der Verstand sich, wie die Blume aus der Knospe, aus den Sinnen und der Einbildungskraft entwickelt, üben beide Grenznachbarn über seine Thätigkeit noch eine entschiedene Gewalt aus, und zwar auf entgegengesetzte Weise. Die Sinne nemlich halten den Verstand in ihrer bloß auf sie berechneten Gefeslichkeit fest, und indem sie ihn allerdings zur Thätigkeit aufregen und zur Stetigkeit und Aufmerksamkeit gewöhnen, verleiten sie ihn dennoch zu Täuschung und Irrthum, da, was in ihrem Gebiet Wahrheit ist, für das besondere Gebiet des Verstandes keine Gültigkeit hat. So ist es z. B. mit den optischen Täuschungen beschaffen. Für das Auge ruht die Erde und bewegt sich die Sonne; dem Fahren den zu Schiffe oder im Wagen bewegen sich für das Auge die ruhenden Gegenstände. Dergleichen Schein und Täuschung aufzudecken und durch den Begriff der wahren Verhältnisse zu berichtigen, muß der Verstand gewöhnt und so von den Fesseln der Sinne befreit werden. Es geschieht durch die Übung im Vergleichen und Unterscheiden, von welcher letzteren Thätigkeit der Verstand den Namen Intelligenz erhalten hat. Auf ganz entgegengesetzte Art aber muß sich der Verstand zur Herrschaft über die Einbildungskraft erheben. Wie der Sinn der Thätigkeit des Verstandes eine bestimmte aber beschränkte Richtung gibt, so erweitert zwar die Einbildungskraft, aber zerstreut auch zugleich die Thätigkeit des Verstandes. Ueberhaupt ist die Einbildungskraft in der Kindheit und Jugend mächtiger als der

Verstand. Die Einbildungskraft ist eine spielende Künstlerin, oder vielmehr eine Taschenspielerin, welche die Wirklichkeit zur Fiction, die Fiction zur Wirklichkeit umschafft. Wird diesem Spiele gar kein Einhalt gethan, so zieht die Einbildungskraft den Verstand mit sich fort und läßt ihn nicht zur Selbstständigkeit kommen. Er sieht dann entweder diesem Spiele müßig zu, und lernt nicht auf seine eigene Weise thätig seyn, oder er ist nur im Dienste der Einbildungskraft geschäftig und gewöhnt sich eben so wenig an die Schärfe und Bestimmtheit als an die Wahrheit der Begriffe. In beiden Fällen wird sein eigenthümliches Leben nicht geweckt. Man muß demnach bei Zeiten den Verstand an das Auffassen und Beobachten der sinnlichen Merkmale der Dinge und an das Festhalten derselben gewöhnen, wie dieß z. B. durch Betrachtung und Zergliederung von Gegenständen und Producten der Natur oder der Kunst geschieht. Eine solche Übung ist z. B. die Betrachtung und Anordnung von Mineralien, Pflanzen und Insecten, oder die Betrachtung und Zergliederung der Einzelheiten eines Bildes oder der Theile eines mechanischen Kunstwerks: einer Uhr, einer Mühle u. dgl. So wird der Verstand von der Zerstreuung abgehalten, zu welcher ihn leicht die Einbildungskraft verführt, vorzüglich wenn dieselbe zeitig und anhaltend durch Lectüre von Märchen, Romanen u. dgl. beschäftigt wird. Es gibt nichts tödtenderes für den jugendlichen Verstand, als dergleichen vorwaltende Beschäftigung. Wenn auch die Einbildungskraft ihre Nahrung verlangt und erhalten muß, so darf dieß doch nicht auf Unkosten des Verstandes geschehen, um so weniger, da der Mensch ohnehin zu allen Zeiten mehr geneigt ist, sich mühelos zu beschäftigen, wie dieß die Sache der Einbildungskraft ist, als mit Anstrengung,

ohne welche der Verstand, anfangs wenigstens, nicht thätig ist und zu welcher er erst durch Fleiß und Ausdauer gewöhnt werden muß. Daher die strengeren Verstandesübungen z. B. bei Erlernung von Sprachen, Rechnen, Mathematik u. s. w. keinen Tag ausgesetzt werden sollten. Inzwischen wird der Verstand an solchen Gegenständen immer nur auf eine abstracte Weise geübt; lebendiger, kräftiger und förderlicher übt er sich am Leben selbst und an dessen mannichfaltigen Bedürfnissen und ihrer Abhülfe. Was nur immer der Menschenhand bedarf und durch die Hand des Menschen gefertigt wird, bedarf auch des Verstandes. Daher schon die jugendlichen Spiele und Uebungen, von denen an ihrem Orte (§. 90. 91.) die Rede war, für den Verstand von Vorthell sind, weil' jede Leibesbewegung Geschicklichkeit verlangt, und jede Geschicklichkeit Anwendung und Anstrengung des Verstandes. Ueberhaupt bedarf Alles, was erlernt werden muß, um es inne zu haben und zu gebrauchen, sey es Spiel oder ernste Beschäftigung, des Verstandes: denn es muß zunächst begriffen werden, und der Verstand ist das Vermögen des Begreifens. Der Landmann, der Handwerker, der mechanische Künstler, der Mahler, Musiker, Bildhauer, Baumeister, kurz jeder, der ein Geschäft des Lebens treibt, sie müssen Alle durch die Schule des Begreifens hindurch. Nur durch fortschreitendes Begreifen bildet sich unser Verstand aus, und es ist dafür gesorgt, daß uns immer noch etwas zu begreifen übrig bleibt. Der Begriff ist die Basis des Urtheils; je weniger der Mensch begreift, desto weniger vermag er zu beurtheilen, und von unserem Urtheilen hängt unser Handeln ab. Wir müssen also den Schatz unserer Begriffe täglich zu vermehren suchen, auf Alles, was uns umgibt, genau aufmerken, die Gegenstände, die sich uns zunächst

Darbieten, sorgfältig beobachten, uns im Vergleichen, Unterscheiden und Zusammenfassen üben und dadurch unserm Urtheil die Bahn bereiten. Allein wir müssen nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Nur durch das Urtheil gewinnen wir einen Eingang in die Behandlung der Gegenstände, nur durch das Urtheil schätzen wir die Verhältnisse der Dinge ab, und eben in dem Abschätzen der Verhältnisse besteht das Urtheil. Die Urtheilskraft ist also eben so sorgfältig zu üben als der Verstand: denn dieser gibt bloß die Materialien der Einsicht her, und nur das Urtheil drückt der Erkenntniß das Siegel der Vollständigkeit auf. Sie ist in allen Gebieten unseres Erkennens geschäftig: sinnlich, ästhetisch, intellectuell und moralisch. Zunächst tritt die gesammte Sinnenwelt unserer Urtheilskraft als Gegenstand der Übung entgegen. In alle unsere sinnlichen Empfindungen schließt sich gleichsam von selbst und unwillkürlich auch das Urtheil an. Wir urtheilen über Wärme und Kälte, Härte, Festigkeit, Rauheit, Glätte u. s. w. in dem Gebiete des Gefühls; und Tastsinnes, über Ähnlichkeit und Verschiedenheit der Gegenstände des Geruchs und Geschmacks; vorzüglich aber üben wir uns unaufhörlich im Urtheilen über die Gegenstände des Gesichts, ihre Nähe und Ferne, Größe oder Kleinheit, Farbe und Gestalt und die Harmonie oder den Widerstreit der ersteren, die Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit der letzteren; ob schon diese Art von Urtheilen schon in das Gebiet der ästhetischen streift. Aber auch das Reich des Schalles, Klanges und Tones wird von unsern Urtheilen durchwebt und geordnet, und auf die verschiedenartige Beschaffenheit der Gegenstände bezogen. So beurtheilen wir z. B. aus der Stimme, unsere Freunde und Bekannte, überhaupt die Empfindungen, Gesinnungen,

Stimmungen Anderer. Wie drückt sich nicht Freude, Kummer, Verdruß, Aerger und Empfindlichkeit, Zorn, Spott, Haß, Liebe u. s. w. in der Stimme aus! Es bedarf fast nur der Aufmerksamkeit, und das Urtheil über diese inneren Zustände und Gemüthsverfassungen aus jenen sinnlichen Zeichen erwacht wie von selbst; so wie denn auch die Gelegenheit, die Urtheilskraft an mannichfaltigen sinnlichen Zeichen zu üben uns reichlich genug gegeben wird. Nicht minder häufig sind die Gelegenheiten zu Übung des ästhetischen Urtheils. Die Frauen üben es unaufhörlich an sich selbst; sie sind geborne Schönheitsrichterinnen. Den Männern ist zur Übung der ästhetischen Urtheilskraft das Reich der Künste aufgethan, und wenn die Frauen bei ihren ästhetischen Urtheilen, namentlich über die Harmonie der Farben und Formen, durch eine Art von Instinct geleitet werden, so sind es bei uns die Ideen des Schönen, Großen, Erhabenen u. s. w., welche, wenn sie richtig aus ihrem Prinzip entwickelt und in ihren Kennzeichen dargestellt sind, den Maßstab hergeben, an welchem wir die ästhetischen Gegenstände aller Art mit Sicherheit abmessen. So z. B. in der Malerei, in der Musik, und namentlich und vor allen in der Dichtkunst. Auch fehlt es nicht an Führern, die uns zu dieser Art von Übung der Urtheilskraft einweihen können. Franzosen und Engländer sind den Deutschen vorausgegangen, und die letzteren nicht hinter jenen zurückgeblieben. Winkelmann, Lessing, Herder, Göthe, Fr. Schlegel u. A. haben uns auf mannichfaltige Weise das Schöne in aller Kunst und Art mit Urtheil zu betrachten angewiesen. Die ästhetische Urtheilskraft ist aber der intellectuellen, d. h. derjenigen, die sich bloß auf Gegenstände des Verstandes, namentlich auf wissenschaftliche Gegenstände, richtet,

sehr nahe verwandt, und beide sind, genau genommen, eng mit einander verbunden. Die intellectuelle Urtheilskraft wird nicht wenig durch das Studium der Logik geschärft, welche in der neuesten Zeit unter uns Deutschen die gründlichsten Bearbeiter erhalten hat. Nächst ihr ist die Mathematik und die Anwendung derselben auf verschiedene Beschäftigungen und Künste des Lebens, auf die Mechanik, Baukunst, die Kriegswissenschaften u. s. w. ein großes Hülfsmittel zur Cultur dieses Zweiges der Urtheilskraft. Doch nicht bloß der Ernst des Lebens, sondern im eigentlichen Verstande das Spiel, namentlich in den geistvolleren Arten der Kartenspiele, wie im L'Hombre, vor allem aber das edle Schachspiel, wird zum nicht geringen Bildungsmittel der intellectuellen Urtheilskraft. Um nur bei dem letzteren stehen zu bleiben, so ist es anerkannt eine treffliche Vorschule für jeden Geschäftsmann, der es mit irgend einem Gegner zu thun hat. Der Krieger, der Arzt, der Sachwalter finden hier auf dem todten Brete und in den möglichen Combinationen seiner Figuren die Schritte vorgezeichnet, die sie in den verwickelten Verhältnissen ihres Geschäfts zur Klarheit führen. Die eigene Stellung, wie die des Feindes, die Umsicht auf die mögliche Gelegenheit zum Angriff, die rasche Erfindung, die vorsichtige Durchführung eines Planes, das Irreführen, die Benutzung der Fehler des Gegners, vor Allem aber die Uebung in der Ruhe und in der leidenschaftlosen Umsicht und Uebersicht der vorliegenden Verhältnisse schärfen den klaren und sichern Blick der Urtheilskraft: denn es ist bekannt, wie sehr alle leidenschaftliche Einmischung der Richtigkeit des intellectuellen Urtheils schadet. Und so lernt man hier im Spiele die wesentlichen Bedingungen zum gedeihlichen Gebrauch der Urtheilskraft in rein intellectuellen

Beziehungen erfüllen, was im Drange und bei dem leidenschaftlichen Interesse, welches die Lebensverhältnisse selbst mit sich führen, so schwer zu erlernen ist. — Zuletzt ist noch von der Uebung der moralischen Urtheilskraft zu reden. Wir haben zu dieser Uebung in jedem Augenblicke unseres Lebens Gelegenheit: denn jeder Augenblick ist eine Aufgabe für das moralische Handeln, es möge sich positiv oder negativ, und in der Richtung auf die moralische Regulirung unserer Gefühle, oder unserer Gedanken, oder unserer eigentlichen Handlungen aussprechen. Auch bedarf dieses Geschäft keines Apparats von künstlichen Begriffen, keiner Schule und keines Lehrers, außer dem dem Geiste, der in uns ist, und den wir schlichthin das Gewissen nennen. Er wacht immerfort, dieser Geist, in uns, und ist thätig an unserer moralischen Belebung und Ausbildung, wenn nur wir nicht schlafen und durch unsere Trägheit und Widerspenstigkeit seinem Bemühen um uns Hindernisse in den Weg legen. Zwar bestreifen wir hier das geistige Leben in seiner innersten Tiefe; berühren folglich einen Gegenstand, der in seinem ganzen Umfange nicht hieher gehört; allein wiefern wir es doch sind, die unsere moralischen Verhältnisse selbst beurtheilen, geleitet von dem sittlichen Regulativ, das in uns ist, in so fern kommt uns wohl eine selbstthätige Uebung in diesem Geschäft zu, obwohl wir durch dasselbe noch nicht in das geistige Leben eingehen; denn dieses besteht durchaus im Thun nach dem Gesetz, nicht bloß in der urtheilenden Anerkennung des Gesetzes und seiner Heiligkeit. Es muß aber dieses Urtheil und diese Anerkennung dem Thun erst vorausgehen, und jemehr wir uns in dieser moralisch-intellektuellen Thätigkeit d. h. in der Anwendung unserer moralischen Urtheilskraft auf unsere Lebensverhältnisse geübt haben,

desto klarer wird uns die Ansicht des Pfades, den wir wandeln sollen. Gewöhnen wir uns daher schon in dem Kreise unseres psychischen Lebens alle unsere Stimmungen, Vorstellungen und Triebe dem moralischen Urtheil zu unterwerfen, das uns gleichsam von selbst entgegen kommt, und wir werden uns auf eine würdige Weise für das geistige Leben vorbereiten. Es ist hiezu nichts nöthig, als genaue Aufmerksamkeit auf uns selbst, auf unser Thun und Lassen; unser Dichten und Trachten, und eine eben so genaue Aufmerksamkeit auf die richterliche Stimme, die sich jedesmal entweder zu Gunsten oder zum Nachtheil der Lebensstellung erhebt, die wir uns so eben gaben: und wir werden bald eine Fertigkeit erlangen, uns selbst in immerwährender moralischer Controle zu erhalten. Leider üben wir gewöhnlich unsere moralische Urtheilskraft mehr in Bezug auf Andere; denn auf uns selbst; allein das Verfahren, welches wir hiebei beobachten, kann uns zur Richtschnur dienen für das, was wir zu thun haben, wenn wir gegen uns selbst eben so gerecht seyn wollen, als wir bei der mangelhaften Kenntniß fremder Eigenthümlichkeit ungerecht gegen unsere Mitmenschen sind.

S. 203. Uebungen des Vermögens der Ideen und der Phantasie.

Das Denkvermögen, der Verstand im weitesten Umfange, ist immer nur an schon gegebenen Gegenständen geschäftig; daher er auch das Vermögen der Wissenschaft oder der Erkenntniß ist. Fordert nun die Welt und das Leben den Verstand jeden Augenblick zur Thätigkeit auf, so gibt es dagegen auch Zeiten, wo dasjenige Vermögen in Wirksamkeit gesetzt werden will, durch welches wir uns selbst eine Welt und ein Leben erschaffen, wozu uns die Wirklichkeit nur die Elemente,

oder vielmehr nur die Grundlage hergibt, auf welcher das Gebäude unserer eigenen Schöpfung ruht. Es ist die Erfindungskraft, die Seele alles Schaffens, von welcher hier die Rede ist. Um sie zu üben, bedarf es allerdings der Anlässe von außen, dergleichen weder den Kindern noch den Erwachsenen ermangeln. Bedürfnisse aller Art heischen unaufhörlich das Aufgebot der schöpferischsten unserer Kräfte, die zugleich eine zeugende und gebärende ist: das erste, als Vermögen der Combination, das zweite als Phantasie. Indem erstes aus disparaten Elementen mit ausgleichender Gewalt, die sich dem Strahl des Blickes vergleichen läßt, einen neuen Gedanken (Idee) erschafft, fällt derselbe auch sogleich in den Schooß der Phantasie, und reift in ihr zur vollständigen Gestalt eines neuen Gebildes. Dieser geistigen Thätigkeit verdanken wir den Ursprung und Fortgang aller Wissenschaften und Künste. Allerdings ist nicht jedes Individuum zu solchem Geschäft geboren; aber in denjenigen, die mit diesem Talent zur Bildung begabt sind, kündigt sich dasselbe auch frühzeitig an, und es kann nicht sorgfältig genug gepflegt werden. So sehen wir in Göthe eine solche bildende Natur, und vernehmen auch aus der Darstellung seines Lebens, wie er diesem Hange und Drange von früher Jugend an auf mannichfaltigen Wegen gefolgt ist. Von ihm können wir auch, deutlicher als von andern Meistern in Kunst und Wissenschaft, lernen, wie das productiv Vermögen zu üben und zu vervollkommen sey. Es übt sich ursprünglich in der Nachahmung oder Nachbildung von Erzeugnissen der Natur oder des Geistes, bleibt aber nicht lange auf dieser Stufe stehen, sondern, nachdem es auf diesem Wege die Weise der Bildung ergriffen, strebt es dieselbe in eigenen freien Productionen zu offenbaren, zu

denen ihm zwar meist der Stoff von außen kommt, der aber nur als anregender Reiz zum Erguß der gestaltenden Kraft dient. So entstanden die Meisterwerke: Iphigenie, Tasso, Faust u. a., und eben so die genialen, noch nicht genug anerkannten, Beiträge zur Farbenlehre, so wie die originellen Versuche den Typus im Baue der Pflanzen und Thiere zu begreifen, die seit Göthe so manchen Nachfolger und erweiternden Bearbeiter gefunden haben. Es gehört demnach zur Uebung des Productionsvermögens zunächst ein sorgfältiges Studium der Natur und Kunstgebilde; sodann, nachdem der Sinn im Auffassen mannichfaltiger Form und ihrer Entstehungsweise geübt ist, vorerst eine Zeitlang ein Verweilen in dem Gebiete des Nachbildens und Nachschaffens, hierauf aber ein allmähliches sich „selbst“ Versuchen und gleichsam Hervortreten in eigenbildender Kraft und Thätigkeit. Wobei zu bemerken ist, daß man auf der Stufe der Nachahmung nicht über die Gebühr zu verweilen habe, weil dadurch der Geist gelähmt und nicht gewöhnt wird, sich im eigenen Aufschwunge zu versuchen.

§. 204. Allgemeine Regeln für die Uebung der geistigen Kräfte.

Wer es bedenkt, wie sehr unser erkennender und schaffender Geist dem Acker gleicht, welcher nicht jedes Jahr die gleiche Frucht, und überhaupt nicht unausgesetzt Frucht zu tragen vermag, sondern theils der Abwechslung in der Aussaat, theils der Erholung nach anhaltender Anstrengung bedarf, der wird auch so billig seyn, anzuerkennen, daß wir mit der Uebung und Beschäftigung unserer wissenschaftlich oder künstlerisch bildenden Geisteskraft haushälterisch verfahren müssen. Nicht jede Stunde, nicht jeder Tag, auch nicht jede

Lage und jedes Lebensverhältniß ist dem Geschäft des Erkennens und Bildens günstig. Wir hängen gar zu sehr von äußeren Umständen und von den dadurch veranlaßten inneren Stimmungen ab; ja, ohne alle bemerkliche äußere Einwirkung, hat überhaupt der Zustand unseres leiblichen Lebens auf den Stand und die Beschaffenheit unserer psychischen Energie den größten Einfluß. Eine schlaflose Nacht, eine gestörte Verdauung, die durch körperliche Anstrengungen mittelbar erschöpfte geistige Kraft, wie sehr hindert uns alles dieß, bei dem heißesten Triebe von innen, bei dem dringendsten Aufrufe von außen, immer auf die Art und in dem Grade geistig thätig zu seyn, wie wir es so gern möchten, und so nöthigend dazu aufgefordert werden. Mit übermäßigem Aufwand von Selbstzwang ist hier nichts gethan: denn die Natur — und auch unser geistiges Vermögen gehört ihr auf gewisse Weise an — läßt sich nicht zwingen, oder dient, gezwungen, auch nur auf unvollkommene, ungnügende Art, so daß wir nicht selten genöthiget sind, in besseren Stunden wieder einzureißen, was wir in weniger günstigen aufgebaut haben. Es ist daher eine Deconomie mit unseren geistigen Kräften, zum besseren Gedeihen derselben und unserer selbst, durchaus von Nothen. Die Erfahrung hat den Verfasser dieses gelehrt, daß eine stufenartige Behandlung derselben das beste Mittel ist, dieselben im ganzen Umfange des Lebens auf die vortheilhafteste Weise zu Gebote zu haben. Zuvörderst ist Rücksicht zu nehmen auf die Tages- und Jahreszeiten. Am frühen Morgen sind wir geneigter zu aller Beschäftigung, welche mehr Selbstthätigkeit als bloße Receptivität verlangt. Daher des Morgens das eigene Denken und eigene Bilden am besten gelingt. Verstand und Phantasie sind in der Frühe des Tages am lebens-

digsten und dem Geschäft der eigenen, wissenschaftlichen oder künstlerischen Production am förderlichsten. Keine fremden Einflüsse stören und zerstreuen uns, unsere selbstthätige Kraft ist noch frisch und vom erquickenden Schlafe her gesammelt, und fremde Gedanken, Bilder und Antriebe haben uns noch nicht in Anspruch genommen. Es ist daher ein großer Fehler, eine Vergeudung unserer selbstthätigen Kraft, wenn wir gleich am Morgen, anstatt selbst zu schaffen, uns mit der Aufnahme fremden Stoffs, z. B. in Lectüre, beschäftigen. Wir finden auch, bei einiger Aufmerksamkeit, ein inneres Widerstreben der Elasticität unseres denkenden und bildenden Vermögens, das, noch in sich selbst reich und unerschöpft, der fremden Nahrung vor der Hand nicht bedarf. Wir sind in der Lage kräftiger, zur Arbeit aufgelegter Menschen, die, ohne Bedürfnis, Nahrung an Speise und Trank zu sich nehmen sollen. Alle Nahrung zur Unzeit widersteht dem kräftigen Leben. Daher die ersten Stunden des Morgens allezeit der eigenen geistigen Selbstthätigkeit gewidmet seyn sollten, solche Tage ausgenommen, wo, in Folge früherer Einflüsse, unsere Kraft ihrer selbst nicht Meisterin ist. In solchem Falle allein ist es erlaubt, sich ausnehmend zu beschäftigen mit fremden Gedanken und mit fremden Bildungen überhaupt. Hingegen, in dem Maße, wie wir selbstthätig, denkend oder überhaupt bildend, geschaffen haben, nimmt die Spontaneität ab und die Empfänglichkeit zu; daher wir auch in den Nachmittags- und Abendstunden das Bedürfnis der Aufnahme fremden Stoffs lebhafter empfinden; weshalb denn diese zur Lectüre aller Art am geeignetsten sind. So sind auch die Stunden der Nüchternheit bekanntlich den Studien aller Art günstiger, als die der Sättigung. *Plenus venter non studet libenter.* —

Nächst den Tageszeiten sind die Jahreszeiten zu berücksichtigen. In der sinnlichen Belebung und Zerstreuung, die der Frühling herbeiführt, in der schmelzenden Sommerhize, ist der Geist weniger concentrirt und zu innerer Selbstthätigkeit aufgelegt, als zur Herbst- und Winterzeit, wo der Mensch mehr auf sich selbst zurückgewiesen wird und mehr in sich selbst gesammelt ist. Doch mag dieß nach der Eigenthümlichkeit verschiedener Individuen Abänderungen erleiden. Nun aber ferner: die natürlichen oder künstlichen Lebensverhältnisse mögen seyn, welche sie wollen, so ist ausgemacht, daß wir nicht immer gleich aufgelegt zu geistiger Thätigkeit sind, oder, wenn wir es sind, daß wir nicht anhaltend in gleicher Intension thätig seyn können. Es sind deshalb in dieser Hinsicht bestimmte geistig-diätetische Regeln festzustellen, von denen sich von selbst versteht, daß sie nur für diejenigen gültig sind, die sich besonders im Kreise der denkenden oder bildenden Thätigkeit bewegen. Bei ihnen ist die nächste und eine häufige Folge ihrer Thätigkeit, daß sie sich, nach übermäßiger Anstrengung, abgespannt und abgestumpft fühlen. Hier gilt das Göthische:

„Heße dich nicht zur bösen Zeit:
denn Füll' und Kraft sind nimmer weit.
Hast in der bösen Stunde geruht,
ist dir die gute doppelt gut.“

Also Ruhe ist in diesem Falle das beste Kräftigungsmittel; wie denn überhaupt die Unruhe in keiner Angelegenheit des Lebens von Nutzen ist. Ruhe aber kann der nicht haben, - der nicht geduldig aushält in aller Art von unangenehmen Zuständen. Daher muß sich unmittelbar an die Ruhe die Geduld anschließen, oder vielmehr die erstere muß aus der letzteren, als ihrer Bedingung, hervorgehen. Geduld aber erwirbt man

nur durch Übung, sie muß ganz eigentlich erlernt werden, wo sie nicht etwa schon eine der sogenannten Temperamentstugenden ist. Eine Tugend, d. h. eine Kraft, ist sie auf jeden Fall, nemlich eine Kraft der Bändigung des immer vorwärts eilenden Triebs, wie dieser das Eigenthum sanguinischer und cholerischer Individuen ist. Geduld und Ruhe sind die retardirenden Kräfte, die gleichsam wie Gegengewichte dem allzu lebhaft erregten Triebwerke der geistigen Thätigkeit eingehängt werden müssen, damit sich dieses nicht selbst aufreibe und zerstöre. Durch Ruhe und Geduld wird die Thätigkeit, die vom Triebe ausgeht, nicht aufgehoben, sondern gezügelt, und wo sie erschöpft ist, wieder hergestellt: denn Ruhe ist, geistig wie physisch, das Erweckungs- und Belebungs-Mittel der erschöpften Kraft. Weder der Künstler noch der Denker kann sie entbehren, wenn er in seinem Geschäft gedeihlich und anhaltend wirken will. Demnach gibt es nach geistiger Anstrengung und Erschöpfung kein anderes Wiederherstellungsmittel als die Geduld, und durch die Geduld die Ruhe. Ist nun aber die Kraft wieder einigermaßen gesammelt, so bedarf sie der neuen Anregung; denn vermöge eines natürlichen Hanges zur Trägheit, mögen wir gern in dem Zustande der Ruhe, wenn er einmal Statt findet, verharren, und stehen so mit uns selbst im Widerspruche des Triebs, der uns anregt, und der Kraft, die dem Triebe nicht folgen will, eben weil ihr die Ruhe behagt. Hier ist Anstrengung von Nothen: denn sie allein ist es, die uns aus der Trägheit herausreißen kann. Sonderbar genug, daß, wenn einmal der Kraft die Ruhe vergönnt worden, sie sich nun auch zu leicht an diesen Zustand gewöhnt. Läßt man sich hierin gehen, so gewinnt die Neigung zur Unthätigkeit im Verhältniß mit der Dauer der letzteren

immer mehr Gewicht, und es kostet oft nicht wenig Mühe, sich aus diesem Zustande heraus zu reißen. Ein herzhafter Entschluß, der allerdings Anstrengung kostet, kann allein hier Aenderung bewirken, und diese Anstrengung darf nicht nachlassen, bis die Kraft wieder in den gehörigen Schwung gebracht ist: denn sie ist, in Folge der Ruhe, allerdings wieder vorhanden, tritt aber ohne besonderen Aufruf nicht wieder hervor. Auch hier heißt es: *c'est le premier pas qui coute*. Ist dieser Schritt geschehen, sind ihm einige mit gleicher Anstrengung gefolgt, so ist der Sieg über die Trägheit errungen, und der Lohn folgt auf der Stelle in dem Bewußtseyn der neu thätigen Kraft und in der Wahrnehmung des Gelingens ihrer Bemühungen. Mit der Anstrengung und Übung selbst wächst die Kraft, und es ist nun nur darauf zu sehen, daß sie sich nicht so bald von neuem erschöpfe. Dieß geschieht durch eine vierte Art des Verfahrens, nemlich durch Mäßigung. Wie das Maß in allen Dingen unsere Vorschrift seyn sollte, so auch bei der begonnenen und glücklich fortschreitenden Thätigkeit. Das Maß besteht hier in dem Gleichgewicht der Ruhe und der Thätigkeit, als der beiden Elemente des Lebens. Alles Große, Schöne und Tüchtige, was der Mensch thut, kommt auf diese Weise zu Stande. Es ist die Wirksamkeit der Natur und des Schöpfers, bei aller Thätigkeit ruhig, bei aller Ruhe thätig zu seyn. Jedem großen Charakter, jedem großen Talent ist das Siegel der Mäßigung aufgedrückt. Die Kraft spielt schaffend im Maße, und wie ohne Kraft kein Maß — denn Maß ist Zügelung des Strebens —, so ohne Maß keine Kraft: denn die sich selbst nicht zügelnde Kraft verliert, zerstreut sich in das Nichts. Die Mäßigung ist die höchste Stufe der Kraft; Thätigkeit, und nachdem der Bestand der Kraft

durch Geduld und Ruhe begründet, durch Anstrengung erregt und in lebendige Wirksamkeit versetzt ist, kann nur die Mäßigung diese letztere zunächst vor Ausschweifung und fernerhin vor Stillstand bewahren. Mäßigung ist demnach die höchste und letzte Regel der geistigen Thätigkeit, die uns aus allen Meisterwerken der Wissenschaft und Kunst entgegenleuchtet. Das Maß liebende Volk der Griechen gibt uns hiezu die schönsten Belege. Eine durch den Verstand gezügelte Phantasie und ein durch die Phantasie belebter Verstand spricht sich überall in ihren, gleich den Werken der Natur, streng abgewogenen künstlerischen und wissenschaftlichen Werken aus, die in dieser Hinsicht als ewige Muster vor unsern Augen stehen.

Drittes Kapitel.

Thätigkeit des handelnden Lebens.

§. 205. Uebung der Thatkraft überhaupt.

Der Wille ist die Kraft des Handelns, die Thatkraft. Jede That des Menschen ist eigentlich nichts anderes, als ein in äußere Wirksamkeit, in die Erscheinung, getretener Wille. Der Wille ist eine eigenthümliche Kraft des Menschen, nicht, wie die Psychologen fälschlich behaupten, eine bloße Thätigkeit und Erscheinung des Begehrungsvermögens. Das Begehrungsvermögen geht dem Willen nichts an, liegt außer seinem Kreise, und ist von dem Willen eben so verschieden, wie die Attractionskraft in der Natur von der Repulsionskraft. Das Herz begehrt, aber der Wille

handelt. Der Wille ist die Kraft der Selbstbestimmung, eine selbstständige, für sich bestehende Kraft, die, wie sie auf eigenthümliche Weise thätig ist, auch eigenthümlich geübt seyn will. Unser Begehren kommt uns gleichsam von selbst und unwillkürlich, im Begehren werden wir von den Gegenständen unseres Begehrens afficirt, verhalten uns gleichsam passiv, fühlen bloß das Bedürfniß des Gegenstandes und uns selbst zu demselben hingezogen, kurz, das Begehren ist ein bloßes Verlangen, führt aber nicht zum Erlangen. Dieß thut nur der Wille, die Kraft des Entschlusses und der That. Erst wird begehrt, dann wird (nach vorausgegangener Ueberlegung und Einwilligung) gehandelt. Ohne Willen handeln wir nicht, und der Wille selbst ist die handelnde Kraft. Zu allem unserm Thun bestimmen wir uns bloß durch den Willen, nicht einmal durch den Gedanken. Der Gedanke an sich ist keine That (obschön eine Thätigkeit), wird auch nicht zur That, bis die Kraft des Willens sich an ihn schließt, und ihn ganz eigentlich aus, heraus in die Wirklichkeit führt. Wohl geht, wie gesagt, das Begehren und das Denken dem Wollen voraus, aber es ist kein Wollen. Ohne den Willen wird keine That weder begonnen noch ausgeführt. Der Wille ist gleichsam der belebende Funke, der Erzeuger der Handlung. Wir besitzen in unserm Willen einen Antheil an der Schöpferskraft selbst. Der Wille gebet, so geschieht's, und nichts geschieht, nichts wird wirklich in That und Leben, was der Wille nicht geboten. Der Wille ist mehr als Trieb: denn der Trieb zwingt mit blinder Nöthigung; aber im Willen ist Freiheit, er ist der Sitz und Quell der Freiheit selbst. Der Wille ist eine erhabene Kraft; er ist die Urkraft unseres Wesens. Selbst der Gedanke wird aus dem Willen geboren, die

Weisheit aus der Kraft, Minerva aus Jupiters Haupte. Um zu denken, müssen wir wollen; das Denken selbst geht durch einen ursprünglichen Entschluß hervor. Unser ganzes im Bewußtseyn getragenes Leben ist ein fortgesetzter Willens-Act: wir müssen leben wollen, um zu leben. Ziehen wir unsere Einwilligung zum Leben zurück, so ist Selbstmord die nothwendige Folge. Noch leben wollen und ein Selbstmörder werden, ist ein Widerspruch. So viel hängt vom Willen ab: er ist der Träger des psychischen Lebens. Je kräftiger und fester der Wille, desto kräftiger und fester dieses Leben und umgekehrt. Der Wille ist gleichsam das psychische Lebensmark. Ihn zu kräftigen und kräftig zu erhalten, ist also eine nothwendig zu lösende Aufgabe für den, der geistig leben will. Allein der Wille kräftiget sich, wie der Magnet, nur durch seine eigene Thätigkeit. Die Uebungen dieser vorzuzeichnen, ist die Begründung einer psychischen Macrobiotik. Da nun der Wille die Seele alles Handelns ist, jede einzelne Handlung aber einen Anfang haben muß, so ist der Wille auch die Kraft des Anfangens, und muß als solche zunächst geübt werden: denn wer nie anfängt, vollendet auch nie. Zur Vollendung aber gehört die Ausdauer. Demnach ist der Wille, als welcher, wie die Kraft des Anfangens, so auch die der Ausdauer ist, auch in dieser zu üben. Nun steht aber aller Willensübung nichts so sehr und so unmittelbar entgegen, als die Trägheit, der Hang im gewohnten Zustande zu verharren: denn dieser lähmt alle Willensthätigkeit, deren Wesen aber darin besteht, den vorhandenen, gleichsam feststehenden Zustand durch freie Veränderung zu unterbrechen. Je größer die Trägheit, desto geringer die Fähigkeit dieß zu thun, oder, desto unkräftiger der Wille. Die Trägheit muß also, in einer dritten Art

der Willensübung, überwunden werden. Endlich sind wir auch noch, vermöge mannichfaltiger Verwöhnung und Vernachlässigung, durch verschiedenartige äußere Hindernisse in dem freien Gebrauche unseres Willens gehemmt. Die Beseitigung dieser Hindernisse durch die Thätigkeit des Willens macht die letzte Art der Uebungen desselben aus. Hat der Wille alle diese Schulstudien glücklich vollendet, so ist er zur Tüchtigkeit oder Tugend gebildet, kräftig und frei, und keine Hemmung steht dem handelnden Leben, so weit es vom Willen abhängt, mehr entgegen. Alle diese Uebungsstufen des Willens sind jetzt zu verfolgen.

§. 206. Uebung im Anfangen.

Nicht mit Unrecht sagt Horaz:

Dimidium facti, qui coepit, habet.

Wir scheuen uns nur bei schwierigen, oft sogar auch bei leichten, Leistungen die Kraft des Thuns aus ihrem Schlummer zu wecken, während dessen wir uns gleichwohl nicht zum Besten befinden. Wir leben nur in regsamem, nicht in stockender Thätigkeit: diese letztere führt momentan zum Zwiespalte und zur Unzufriedenheit mit uns selbst, auf die Dauer aber zu geistiger Auflösung, weil sie ganz gegen die Natur unseres Wesens ist. Darum müssen wir uns immer in Thätigkeit zu erhalten suchen, und wodurch anders als durch die Wirksamkeit der Thatkraft? Da diese aber eine freie Kraft ist, so muß sie sich auch selbst helfen, muß sich durch sich selbst in Thätigkeit versetzen, d. h. ihr Thun durch sich selbst beginnen. Allein dieß wird dem nicht leicht, der sich lange Zeit hingehen lassen, ohne selbstthätig zu seyn. Und dennoch kostet es nur einen Entschluß, und der Anfang zum Thun ist gemacht; und dieser Entschluß ist das Werk eines Augenblicks.

Nur eine augenblickliche Anstrengung also ist zu allem Anfangen nöthig, und es kommt hier bloß auf einen Versuch an, um uns unserer Fähigkeit des Anfangens zu jeder Zeit, wenn es uns beliebt, zu versichern. Die Kraft des Anfangens steht immer in unserer Gewalt. Wir dürfen nur wollen, und der Beginn der That ist da, und mit dem Beginn ist auch schon die volle That im Gange. Uns also recht oft von freien Stücken zum Handeln bestimmen, führt zur Gewohnheit des Thuns, und mit dieser ist Alles gewonnen. Denn was der Mensch leistet, leistet er durch seine Thätigkeit. Sich selbst also öfters auf die Probe stellen, ob man auch thätig seyn könne, führt zum Anfange, zum Aufschwunge der Thätigkeit selbst. Haben wir nur den ersten Versuch gemacht, so sehen wir, daß das Beginnen nicht so schwer ist, als man gemeinhin dafür hält: denn wir haben uns hiezu keine Kraft von außen her zu erwerben, sondern bloß die wir wirklich und von Natur besitzen, in Anwendung zu bringen. Man setze sich hier nur nicht die Erreichung zu großer Zwecke auf einmal vor, sondern beginne mit der einfachsten und leichtesten Thätigkeit, und wenn es auch nur eine körperliche Bewegung wäre, eine Beschäftigung mit der Hand, die ganz eigentlich und ursprünglich ein Handeln, ein Handiren ist. Man räume z. B. herumliegende Papiere und Bücher auf, die oft ein Beweis eingerissener Unordnung sind, weil man sich scheute, durch Thätigkeit Ordnung zu erhalten. So wie man sich nur einmal in Gang gebracht hat, so geht alles gleichsam von selbst weiter. Die Erfahrung lehrt, daß, um das thätige Leben, wie eine Uhr, in Gang zu bringen, nur der erste Pendelschwung nöthig ist. Und diesen uns zu geben, müssen wir täglich, und, am natürlichsten, sogleich des Morgens versuchen,

wenn die Kraft noch am erregbarsten ist. Wer vom ersten Morgen an versäumt sich in Thätigkeit zu versetzen, dem wird es den übrigen Theil des Tages hindurch immer schwerer. Und dennoch nicht unmöglich. Es kommt uns hier das Gefühl des Drucks zu Statte, der jederzeit mit der Unthätigkeit verbunden ist. Er läßt sich nicht eher heben, als bis wir anfangen thätig zu seyn. In dem Augenblick, wo wir dieß thun, verschwindet auch jener Druck, und wir genießen die Wonne des Kraftgefühls. Es ist höchst angenehm sich der Kraft des Anfangens bewußt zu werden; wir treten mit diesem Bewußtseyn gleichsam in ein neues Leben ein. Wir werden gewahr, daß unser (geistiges) Leben immer nur durch sich selbst angefacht wird, und daß wir es also immer in unserer Gewalt haben geistig fortzuleben. In wem demnach noch nicht aller Reiz eines höhern Daseyns verschwunden ist, der wird, eigener Erfahrung zufolge, wenn er gleich weiß, daß die erste Anstrengung Mühe kostet, sich dennoch nicht scheuen diese Anstrengung zum öftern zu versuchen, d. h. sich in der Kunst des Anfangens zu üben, und wird auf diese Weise bald in derselben Meister werden. Wer Meister im Anfangen ist, ist auch Meister im Vollenden: denn das Vollenden ist nur ein fortgesetztes Anfangen. Man übe sich also zum öftern sich den ersten Impuls zu geben, den der geringste Versuch sogleich hervorbringt. Vom ersten Impuls hängen die größten Unternehmungen ab, und aus geringen Anfängen entstehen oft die wichtigsten Resultate. Wer aber den Ausgang scheuet, kann auch das Ziel nicht erreichen. Darum, so schwer es auch zuerst falle, nur anfangen, nur versuchen. Ein geringer Einsatz bringt oft großen Gewinn. Und überhaupt treibt uns schon unsere Natur zur Thätigkeit; warum sie verschies

ben? Da uns die Quelle derselben immer von innen heraus, in unserm freien Vermögen geöffnet ist. Freilich sind sich nicht alle Stunden gleich, was von zufälligen Umständen abhängt, um so mehr müssen wir aber diejenigen benutzen, wo wir gleichsam von selbst am meisten zur Thätigkeit angetrieben werden; in ihnen wird das Anfangen am leichtesten. Alles hat seine Zeit. Allein es ist auch etwas Verführerisches, und wir täuschen uns selbst, wenn wir nur eine bequeme Zeit zum Anfange alles unseres Thuns abwarten wollen.

Rusticus exspectat dum defluat annis.

Das hier Gesagte soll also nicht gelten um unserer Trägheit und Unentschlossenheit Vorschub zu leisten: denn die rechte Zeit des Anfangens ist allemal die, wo dieses nöthig ist; und kein Augenblick unseres Lebens ist von dieser Nothwendigkeit frei; es sollte mit Obigem nur so viel gesagt seyn, daß zu den Uebungen im Anfangen unsere Thatkraft zu einer Zeit mehr als zur andern aufgeregt ist, weshalb wir jene vorzüglich benutzen müssen, ohne doch von diesem Bemühen zu irgend einer Zeit dispensirt zu werden; ja es ist im Grunde vortheilhafter uns zum Handeln zu entschließen und den Anfang damit zu machen gerade wenn es uns am schwersten ist: denn hier lernen wir unsre Thatkraft und ihr Vermögen am besten kennen. Nur Schwache müssen sich nach allen Stützen ihrer geringen Kraft umsehen.

§. 207. Uebung in der Ausdauer.

Schwieriger noch als das Anfangen ist die Ausdauer in der Thätigkeit: denn sie setzt nicht bloß den Springquell der Thatkraft voraus, den wir Alle in uns tragen, sondern auch eine besondere Energie dieser

Kraft, die nicht von Hause aus vorhanden ist, sondern, wie die des Magnets, nur durch Uebung erworben werden kann. Ohne diese Uebung sind wir nur zu sehr geneigt in unserer Anstrengung bald nach dem Beginnen nachzulassen, um so mehr, je weniger wir von Jugend an durch Ernst und Strenge der uns Bildenden zur Ausdauer gewöhnt sind. Die Ausdauer hängt von der Gewohnheit ab wie jede Tugend; aber die Gewohnheit selbst ist nur das Werk der Uebung. Ehe nun die Kraft durch die Uebung gestärkt ist, ist ihr Ermatten natürlich, und eben so natürlich das lästige Gefühl der Ermüdung, welches uns von fernerer Anstrengung abhält. Daher so häufig die Scheu vor dem Anfang des Thuns, weil man sich vor der Fortsetzung desselben und ihren Folgen scheut: denn der Mensch flieht den Schmerz. Nichts ist aber der Kraft des Handelns nachtheiliger, die gänzliche Unthätigkeit ausgenommen, als das Flattern von einer Beschäftigung zur andern ehe noch das Werk der ersten vollendet ist. Der natürliche Gang des Menschen zum Wechsel und zur Veränderung, so wie die eben erwähnte baldige Ermüdung nach ungewohnter Anstrengung führt, besonders bei lebhaften, reizbaren Temperamenten, die Gewohnheit der Unbeständigkeit herbei, welche, wenn sie sich einmal eingeschlichen hat, schwer auszurotten ist. Und gleichwohl ist ohne Ausdauer kein Gelingen irgend einer schwierigen Unternehmung denkbar, sowohl im eigentlich praktischen Leben, als in der Wissenschaft und Kunst. Es ist also durchaus nöthig, solche Naturen, die schon in früher Jugend zur Veränderlichkeit, zum Wankelmuth hinneigen, durch Ernst und Strenge zur Ausdauer zu nöthigen, und ihnen z. B. nicht eher ein Vergnügen, eine Erholung zu vergönnen, als bis sie die aufgegebenen Arbeit voll-

endet haben. Sehr förderlich ist es in diesem Falle, dergleichen den Wechsel liebenden Individuen alle Gelegenheit zur Zerstreuung während der ihnen aufgetragenen Beschäftigungen abzuschneiden. In späterer Zeit hilft oft die Noth und das Bedürfniß nach, wenn ohne strenge und anhaltende Thätigkeit diesen dringenden Mahnern zur Anstrengung nicht begegnet werden kann. Wo diese aber schweigen, wo durch Gunst der Umstände allen zwingenden Reizen eines thätigen Lebens der Eingang verschlossen ist, da bleibt nichts übrig, als durch richtige Leitung der Einsicht die Vortheile eines anhaltend beschäftigten Lebens und der Ausdauer in der Thätigkeit klar vor Augen zu haben und zu der Erkenntniß zu kommen, daß nur der fortwährend thätige Mensch ein glücklicher Mensch ist. Und wirklich macht uns auch nichts so heiter und mit uns selbst zufrieden, als die Beharrlichkeit in einmal angefangenen Unternehmungen, vorausgesetzt, daß sie verständigen und vernünftigen Zwecken angemessen sind. Demnach, immer das Ziel vor Augen zu haben, und sich gewöhnen diesem Ziele festen Schrittes entgegen zu gehen, ist eine Übung, welche sich sehr bald und reichlich belohnt: denn mit jedem Schritte vorwärts wird die Bahn leichter, die Aussicht heiterer, und das Gefühl der errungenen Kraft wohlthätiger. Es gibt aber keinen größeren Genuß als den der sich ihrer selbst bewußten Kraft d. h. des kräftigen, seiner Wirkung gewissen Willens. Eine tägliche Übung in der Ausdauer, die von kleinen Anfängen beginnt und mit wachsender Thatkraft immer weiter schreitet, bringt bald eine Fertigkeit und Leichtigkeit im Handeln hervor, welche, nächst dem Anfangen selbst, die Bedingung jedes gedeihlichen Unternehmens ist. Verstand, Gefühl und Phantasie müssen den anfangs leicht ers

mattenden Willen bei diesem löblichen und vortheilhaften Streben unterstützen: der Verstand, indem er klar und bestimmt die Nothwendigkeit und den Nutzen anhaltender Anstrengung erkennen läßt; das Gefühl, indem sowohl das Unbehagen stockender Thätigkeit, als auch das erfreuliche Wahrnehmen der durch Uebung wachsenden Kraft ein Sporn für die Ausdauer in der Thätigkeit wird; endlich die Phantasie, indem sie den Preis des Gelingens mit schönen und lockenden Farben ausschmückt. Und so muß denn der Wille so lange von außen angeregt und ermuntert werden, bis er, in sich selbst gestärkt und zur Rüstigkeit gefördert, keiner solchen fremden Anregungen zu anhaltender Anstrengung mehr bedarf.

§. 208. Ueberwindung der Trägheit.

Fast mehr noch als der Hang zum Wechsel steht die Trägheit der Ausdauer entgegen, eben so wie sie sich dem Anfangen widerseht. Gegen diese Feindin alles Thuns und des Beharrens in demselben muß ganz besondere Anstalt getroffen werden. Sie hängt ab von physischen Bedingungen, vom Temperament, von zufälligen Umständen, und von Verwöhnung. Die physischen Bedingungen sind ein mit Nahrung überladener, oder von dickem Blute strotzender, oder von der Atmosphäre gedrückter, oder von Anstrengungen erschöpfter Körper. Jedermann fühlt sich nach einer starken Mahlzeit zur Arbeit jeder Art unaufgelegt. Diesem Uebel ist durch Mäßigkeit sowohl im Essen als im Trinken abzuhelpen: denn auch das Trinken, namentlich von geistigen Getränken, welches Mancher zur Ermunterung und Anspornung der Kräfte als Hülfsmittel wählt, hat den entgegengesetzten Erfolg: es macht müde und schläfrig. Nur nach vollbrachter Ar-

beit ist Erquickung der abgespannten Kräfte durch anregende Getränke, wie der Wein, nöthig und heilsam für diejenigen, die daran gewöhnt oder von schwächer Leibesbeschaffenheit sind. Man sollte sich aber nicht einmal an solchen Genuß gewöhnen, weil die Gewohnheit seiner heilsamen Wirkung schadet. Die Müchternheit, wenn sie nicht von dem Gefühl der Schwäche begleitet ist, bringt allein jene Munterkeit hervor, welche zu Arbeiten aller Art aufgelegt macht. Dicks und schweres Blut, als die zweite physische Ursache der Trägheit, ist die endliche Folge einer allzureichlichen Ernährung des Körpers und zugleich eines Mangels an hinreichender körperlicher Bewegung. Die Quellen der Abhülfe dieses Uebels liegen zu Tage, nämlich: Mäßigkeit, reichliches Wassertrinken statt der allzu nahrhaften Getränke, vorzüglich des Bieres, und endlich öftere und anstrengende körperliche Bewegung. Wo diese selbst aber ein Grund der Trägheit ist, da ist theils Mäßigung derselben, theils die nöthige Ruhe bis zur wiedergesammelten Kraft anzupfehlen. Gegen die Einflüsse der Atmosphäre, besonders im Sommer bei schwüler und drückender Luft, gibt es freilich, die kalten Flußbäder, kühlendes Getränk, karg zugemessene Nahrung, und einen kühlen Aufenthalt ausgenommen, welches alles jenen Einfluß wenigstens mindert, keine vollkommene Abhülfe; inzwischen ist jene Beschaffenheit der Atmosphäre und ihr Einfluß auf die ganze Stimmung auch nur vorübergehend. Wohl pflegt auch übermäßige Stubenhitze im Winter träg zu machen; allein diese ist zu vermeiden. Was nun zunächst das Temperament anlangt, so ist das phlegmatische das eigentlich geborne träge Temperament. Dieses muß durch starke, sowohl körperliche als geistige Reize, vorzüglich aber durch Zwang einer immer fortgesetzten

Uebung zur Thätigkeit angeregt werden bis sie diesem Temperamente zur Gewohnheit wird, von welcher es dann eben so wenig ablassen kann als früherhin von dem Hange zur Ruhe. Die zufälligen Umstände anlangend, welche die Trägheit begünstigen, so liegen diese zunächst in einem Mangel an Aufforderung zu wirksamer Thätigkeit, d. h. in einem Mangel an Gegenständen der Thätigkeit selbst; sodann in einem Mangel an Reizen der Gegenstände, welche zur Thätigkeit auffordern, endlich in einem überflüssigen Entgegenkommen der Mittel zur Befriedigung der mannichfaltigen Lebensbedürfnisse, und an allzuhäufigen und reichlichen, die Empfänglichkeit in Anspruch nehmenden Vergnügungen und Zerstreuungen. Alles dieß muß nothwendig beseitigt werden. Niemand soll müßig gehen, Jeder soll und kann sein Amt und Geschäft haben, oder sich auf ein solches vorbereiten. Wer demnach nur Gegenstände seiner Thätigkeit sucht, wird sie auch finden; wer aber schon zur völligen Arbeitscheue gekommen ist, dem ist nur durch drückende Noth abzuhelfen, die denn auch nicht versäumt sich früher oder später bei dem Arbeitscheuen einzufinden. Was den Mangel an Reiz der Gegenstände unserer Thätigkeit anbetrifft, so ist dieser meist nur die Folge einer falschen Wahl, mitunter freilich auch wohl der Macht der Umstände. Im ersten Falle muß ein herzhafter Schritt gethan, und ein Kreis von uns anwidernder Thätigkeit mit einem solchen vertauscht werden, der unsern Anlagen und Kräften, so wie der Neigung und Richtung unserer Fähigkeiten am angemessensten ist. Wo wir aber gezwungen sind auf bestimmte Weise, obschon gegen unsre Neigung, thätig zu seyn, da hilft die Nothigung selbst der Trägheit ab, und wir gewöhnen uns zuletzt an das Unvermeidliche. Am übelsten ist es,

wenn uns Vergnügungen und Zerstreuungen von der Thätigkeit abhalten. Diese sind wahre Lebensstöcker, denn das Wesen des Lebens ist Thätigkeit, und das Leben erstickt im bloßen Genuß. Es gibt nichts Lähmenderes für den kräftigen Willen, als die schmeichelnde Gewalt des Genusses. Hier gilt es sich loszureißen, sich zu mäßigen, zu entbehren; ja sogar um des Genusses selbst willen, und um die Empfänglichkeit dafür nicht abzustumpfen, welche Abstumpfung ebenfalls der Tod des Lebens ist, sind jene Maßregeln nothwendig. Der Sklav des Genusses kann nie Herr seiner selbst werden, und wer dieß nicht ist, ist eine leichte Beute aller Unfälle des Lebens. Dadurch daß wir unsern Genüssen Schranken setzen, ja daß wir uns gewöhnen, von Zeit zu Zeit dieselben zu entbehren, üben wir unsere Willenskraft unmittelbar: denn diese ist es gerade, die hier zunächst in Anspruch genommen wird; und durch nichts kräftiget sich der Wille so sehr, als durch den Zwang zur Mäßigung, ja zum Entbehren, den wir uns selbst anthun. Hier lernen wir das königliche Vermögen der Herrschaft über uns selbst am besten kennen; und es sind deshalb keine Willensübungen näher und eindringlicher zu empfehlen, als die Uebungen in der Mäßigung und in der Enthaltksamkeit. Sie geben unserer natürlichen Trägheit gleichsam elektrische Erschütterungen, und bereiten am schönsten zu den anstrengenden Geschäften des Lebens und zu der Ausdauer in denselben vor. — Endlich ist die Verwöhnung als die letzte Quelle der Trägheit genannt worden. Alle die bisher genannten Ursachen der letzteren führen diese Verwöhnung herbei, welche wie ein Bleigewicht auf das Leben drückt, und wenn sie einmal eingerissen ist, uns zu unsern eigenen Feinden und zu Feinden des Lebens selbst macht. Die Beseitigung

jener Ursachen ist also zugleich das kräftigste Mittel gegen die Verwöhnung zur Trägheit. Indessen hat diese auch noch eine innere Quelle, welche in der den Menschen überhaupt, wo nicht ursprünglich beherrschenden, doch wenigstens eingebornen Schwerekraft liegt. Auch ohne alle physische und Temperamentsveranlassung, ohne alle Einmischung zufälliger Umstände liegt in uns, besagter Maßen, der Hang zur Unthätigkeit, die Scheu vor der Anstrengung. Ein Jeder sucht so lange als möglich in dem Mittelpunkt der Ruhe zu verharren, in dem er sich einmal befindet. Nur unsere frühzeitige und meist abgezwungene Gewöhnung an Thätigkeit macht, daß wir diesen natürlichen Hang weniger in uns gewahr werden. Wir erinnern abermals an Kant's Wort: „der Mensch ist von Natur faul.“ Wir sehen dieß an allen uncultivirten Menschen und Völkern, welche, so bald die dringendsten Bedürfnisse mit abgezwungener Thätigkeit abgethan sind, kein süßeres Vergnügen als die Ruhe kennen. Die Lust am Spiel, die besonders in Kindern bemerklich ist, kommt hier nicht in Betrachtung: denn das Spiel ist eben keine Anstrengung, und kostet keine, sondern es ist nur eine Befreiung von der überschüssigen und, wenn sie nicht auf eine leichte Weise verwendet wird, lästigen Lebenskraft. Kostete das Spiel Anstrengung, so würde der Mensch auch nicht einmal an dieser Aeußerung seiner Thätigkeit eine natürliche Lust finden. Alle nachdrückliche Aeußerung der Menschenkraft muß durch den Stachel der Noth hervorge lockt werden. Und gegen diesen Stachel sträubt sich der Mensch so sehr und so lange als möglich. Je geringer die Noth, desto träger der Mensch. Wie sind wir unthätiger als wenn wir den freiesten Spielraum zur Thätigkeit haben. Nur wenn wir durch mancherlei Druck und

Schranke eingeengt werden, fangen wir an uns das gegen zu stemmen und zurück zu wirken. Das sind die thätigsten Menschen, denen es am Härtesten ergangen ist. Wie leicht, wie natürlich ist also nicht die Verwöhnung zur Trägheit, da wo diese wohlthätig reizenden Stacheln des Lebens fehlen. Auf alle Weise hat also der Mensch gegen diese Verwöhnung zur Trägheit anzukämpfen; und es ist ein Glück für uns, daß wir da, wo wir keine äußere Veranlassung zur Thätigkeit finden oder suchen, immerfort einen inneren Mahner zu derselben an unserer Vernunft, gemeinhin Gewissen genannt, zur Seite haben, wodurch wir erinnert werden, daß wahre Ruhe und Zufriedenheit nur durch eine unserer Bestimmung angemessene Thätigkeit zu erlangen ist. Die Vernunft also, mit ihrem praktischen Antriebe, ist es, die uns am kräftigsten gegen den Hang zur Trägheit bewahren kann und muß; und zu ihr müssen wir jederzeit unsere Zuflucht nehmen, wenn uns dieser Feind, der in unserem innersten Selbst wohnt, überwältigen will.

§. 209. Ueberwindung äußerer Hindernisse.

Das eigentlich praktische Leben, so wie das Leben in Wissenschaft und Kunst, bietet denen, die durch Beruf und Verhältnisse sich in einem oder dem andern bewegen, die mannichfaltigsten Veranlassungen zu Ueberwindung von Schwierigkeiten dar. Landmann, Handwerker, mechanischer Künstler, Geschäftsmann, Krieger und Staatsmann, ein Jeder von der untersten bis zur obersten Klasse praktisch thätiger Menschen hinaus, nicht minder der Mathematiker, der Philosoph, der Naturforscher, desgleichen der Musiker, der Maler, der Dichter, kurz, Alle, die irgend eine wissenschaftliche oder künstlerische Richtung verfolgen, finden theils in den Gegenständen ihres Strebens und ihrer Thätigkeit selbst,

theils in den besonderen Umständen, Lagen und Verhältnissen, in denen sie sich befinden, Gelegenheit genug, die ganze Kraft ihres Willens aufzubieten, um durch die ihnen entgegenstehenden Hindernisse hindurch zu dringen und zu ihrem Ziele zu gelangen. Oft aber reicht auch der kräftigste und beste Wille für sich selbst nicht aus. Sie werden entweder von der Last und Menge der zu verarbeitenden Gegenstände gedrückt und überschüttet, oder von der Verwicklung, Verworrenheit, Dunkelheit derselben zurückgeschreckt, oder sie werden durch mancherlei feindselige Einflüsse und Störungen gehemmt und beschränkt; kurz, es gibt überall Veranlassung genug zur Muthlosigkeit und Verzagttheit, zum Mißtrauen in die eigene Kraft und die Begünstigung glücklicher Ereignisse, daß durch Alles dieß nicht selten das Streben des Müßigsten und Kühnsten gebrochen werden kann. Gegen alle diese Feinde eines gedeihlichen Wirkens sind Vorkehrungen und Abhülfen zu treffen; und da dieselben nicht von außen zu erwarten sind, als woher eben die Hindernisse aller Art herbeiströmen, so muß der Schatz unseres Inneren sich erschließen, um den Willen mit der Kraft auszurüsten, welche mächtig genug ist, alle Anstöße eines erfolgreichen Wirkens aus dem Wege zu räumen. Und hier bieten sich uns drei Quellen der Willenskräftigung dar. Schon ein altes Wort sagt:

„Lust und Liebe zu einem Ding
macht alle Müß' und Arbeit gering.“

Wie wahr dieß ist, sehen wir an Allen denen, die etwas mit Lust und Liebe unternehmen. Ihnen wird jede Arbeit leicht, jedes Hinderniß verschwindet ihnen unter den Händen, und der rauheste Weg ebnet sich unter ihren Tritten; sie winden sich durch die tiefsten Labyrinthe, sie wälzen die größten Lasten von sich weg, und kaum daß sie selbst wissen, wie es ihnen gelang, sind sie am

Ziele. Wie aber diese Lust und Liebe sich zu eignen machen? Ein Dichter erster Größe, der sich ebenfalls mit Lust und Liebe wacker durch alle Hindernisse hindurch gearbeitet, und wie er selbst von sich sagt „auch Einer ist, der sich es hat sauer werden lassen,“ gibt uns hierüber die beste Auskunft. Göthe spricht in den Lehrjahren Meisters: „Wer mit einem Talent zu einem Talent geboren ist, findet in demselben sein schönstes Daseyn.“ Und so ist es. Der Trieb und der Sinn für irgend ein Geschäft im praktischen Leben, oder für eine Wissenschaft, für eine Kunst, findet gleichsam instinctmäßig den rechten Weg; und diese Leichtigkeit des Findens vermöge des eingebornen Sinnes und Triebes ist es, welche jene Lust und Liebe erzeugt, an welcher man den Beruf zum bestimmten Geschäft erkennen kann. Ein Jeder folge also nur seinem ursprünglichen Zuge in der Richtung seiner Thätigkeit auf das Leben: und jene den Willen belebende Lust und Liebe wird nicht außen bleiben. Der Wille, ohne Lust und Liebe angeregt, wirkt nur im gezwungenen Dienst und trägt nur kümmerliche Frucht; allein wo diese belebenden Reize einwirken, da gedeihet die Saat des Lebens. Leider läßt sich die hier angegebene Maßregel in späteren Jahren, wo längst das Loos über die bestimmte Lebensthätigkeit geworfen ist, nicht immer anwenden; nur muthige, energische Naturen was gen es, dem Steuerruder ihres Lebens eine andere Richtung zu geben, wenn sie gewahr werden, daß sie nach einem Ziele ausgelaufen waren, welches nicht das ihre ist: darum sind, wo nicht ein mächtiger Trieb dem Menschen auf die für ihn geöffnete Lebensbahn zurückruft, andere Abhülfen nöthig, und wo Lust und Liebe, als die erste Quelle der Willenskräftigung mangelt, da muß eine zweite aufgesucht werden, die jene erste so gut als möglich ersetze. Wir suchen und finden sie im Verstande.

Ist Jemand durch die Macht der Umstände in eine Lebenslage gekommen, in die er sich fügen muß, so muß er sich durch Hülfe des Verstandes, durch Nachdenken und Ueberlegung das Schwere leicht, das Verworrene klar, das Verwickelte einfach zu machen suchen, überhaupt seinen Gegenstand von allen Seiten kennen zu lernen bemüht seyn. Durch die vertraute Bekanntschaft mit demselben, welche hieraus entsteht, erfolgt eine Annäherung, ein Interesse, welches die natürliche Lust und Liebe einiger Maßen ersetzt. Der Verstand, welcher überhaupt der Leiter des Willens ist, führt die Thatkraft auf dem kürzesten und leichtesten Wege durch eine Menge von Hindernissen und Schwierigkeiten, welche ohne seine Hülfe nicht zu beseitigen wären; und nur wenn beide Hand in Hand gehen, wird die Arbeit leicht und das Gelingen gesichert. Durch den Verstand gewinnt der Wille selbst an Kraft, denn er erspart sich die fruchtlose Verwendung derselben, und weil er leichtere Arbeit findet, ermüdet er nicht sobald, und der thätige Mensch, der zugleich ein verständiger ist, legt in der kürzesten Zeit den weitesten Weg zurück. Er gleicht dem Wanderer, welcher die Straße kennt, die ihn am nächsten zum Ziele führt, und erspart sich die Um- und Abwege, welche den Eifrigen aber Unbedachten erschöpfen und verspäten. — Endlich ist eine dritte Quelle zur Besiegung der Hindernisse der Reiz des Gelingens und des Preises. Manche Arbeit, die ungern unternommen wird, besonders wenn sich die Schwierigkeiten häufen, wird durch jenen Reiz erleichtert und beseitiget; und der Kranz des Ruhmes und der Preis des Siegers am Ziele hat zu allen Zeiten Heroen geschaffen und Thaten der Unsterblichkeit erzeugt. Nichts steigert den Willen so sehr zu fast übermenschlicher Kraft, als der Stachel der Ehre und des Nachruhms; und wenn die Ehr- und Ruhmsucht als Leidenschaft zu

tadeln ist, so ist sie wenigstens als der mächtigste Sporn zu außerordentlicher, das Maß gewöhnlicher Kräfte übersteigender, Wirksamkeit zu bewundern. Welche Seele zu dieser Leidenschaft entzündet ist, eine solche kennt keine Furcht, keine Gefahr, keine unübersteigliche Schwierigkeit, kein unbesiegbares Hinderniß. Mit der zermalmenden Gewalt des Bliges macht sie sich Bahn durch Felsen und über Meere; und ohne sie würde die Weltgeschichte von keinem Alexander und Cäsar, von keinem Columbus und Napoleon zu erzählen wissen. Wenn nur der Genius sich über das Gemeine empor schwingen kann, so ist es doch auch nur der Fittig, die Adlerschwinge eines kräftigen Willens, welche den kühnen Aufflug beginnt und vollendet. Ohne die Kraft des Willens bleibt der kühnste und erhabenste Gedanke unausgeführt, und nur wer den Willen in sich ansacht und in Thätigkeit unterhält, kann Anspruch auf das Gelingen aller seiner Unternehmungen machen. Wird nicht sogar die Zauberkraft der lebensmagnetischen Heilung dem kräftigen Willen zugeschrieben?

Dritter Abschnitt.

M a ß l e h r e.

Erstes Kapitel.

Vom Maß überhaupt, als dem Lebensgesetz der Seele.

§. 210. Wesen und Quelle des Maßes.

Wir müssen hier abermals einen Blick zurück auf die Theorie werfen. Das Maß, seinem Wesen nach, wurde (§. 19.) bestimmt als eine Grenze zwischen zwei thätigen Kräften, die sich einander wechselseitig bestimmen. Durch das Maß wird der Einfluß und die Gewalt jeder Kraft gleichsam abgewogen, es wird durch dasselbe verhütet, daß nicht die eine Kraft die andere gänzlich zurückdränge und dadurch beide sich in ihrer Wirksamkeit stören, ja zerstören. Es war dort von dem Leben oder der Erregbarkeit überhaupt, als durch entgegengesetzte Kräfte bedingt, die Rede, und eine jede dieser Kräfte wurde betrachtet als der andern die Grenze oder das Maß ihrer Wirksamkeit vorschreibend. Das Maß ist demnach, seinem Wesen nach, eine begrenzende oder beschränkende Kraftäußerung, aber auf

solche Weise, daß durch diese Begrenzung die Thätigkeit der also beschränkten Kraft nicht überhaupt aufgehoben, daß dieselbe also nicht durchaus beschränkt wird, sondern nur in soweit, um auch der andern Kraft freien Spielraum zu ihrer Wirksamkeit zu überlassen. Nun sind aber die innerhalb des Kreises der Erregung einander beschränkenden Kräfte nicht wirklich getrennt und geschieden, sondern nur Erscheinungen, Ausbrüche gleichsam einer und derselben Grundkraft, nämlich der Kraft des Lebens selbst. Das Maß ist also dem Leben wesentlich angehörig, ihm eingeboren. Das Wesen des Maßes ist also eine Eigenthümlichkeit des Lebens selbst, wiefern dasselbe eine sich durch entgegengesetzte Kraftäußerungen beschränkende Erregbarkeit ist. „Im Maße liegt der Begriff der ihrer selbst mächtigen, sich selbst gleichen Kraft (§. 182.).“ Betrachten wir aber diese Erscheinung des Maßes in der Kraft des Lebens genauer, so finden wir zugleich mit dem Wesen desselben auch seine Quelle. Es ist nämlich der Charakter der Freiheit, welcher der ihrer selbst mächtigen, sich selbst gleichen, Kraft durch dieses Attribut zugeschrieben wird: denn die ihrer selbst mächtige, sich selbst gleiche, Kraft ist frei. Wenn nun solchergestalt die Kraft des Lebens nur durch das Maß frei ist, so kann hinwiederum das Maß nur aus der freien Kraft hervorquellen: die Freiheit wird zur Maßgebung vorausgesetzt. Maß und Freiheit heben sich dadurch nicht auf, sondern bedingen einander gegenseitig, doch so, daß die Freiheit die erste Bedingung der Erscheinung des Maßes ist. Sie ist also allerdings als die Quelle desselben anzusehen. Ohne Maß kann die Freiheit nicht bestehen, ohne Freiheit aber das Maß nicht als Lebenserscheinung hervortreten. Und soviel über das Wesen und die Quelle des Maßes.

§. 211. Das Maß als Lebensgesetz der Seele.

Daß, wenn von der freien Kraft des Lebens die Rede ist, nur die Seele gemeint seyn kann, liegt am Tage: denn nur die Seele erweist sich als eine solche Kraft. Kann nun aber, dem eben Gesagten zu Folge, die freie Kraft ohne das Maß nicht bestehen, so ergibt sich von selbst, daß das Maß das Lebensgesetz der Seele ist. Auch hierüber hat die Theorie (§. 21.) nicht bloß den ausführlicheren Beweis im Allgemeinen geführt, sondern auch in Bezug auf die besonderen Zweige des Seelenlebens die Natur-Einrichtung nachgewiesen, so daß wir es hier nur mit der praktischen Anwendung des dort theoretisch festgestellten Verhältnisses zu thun haben. Das innerste Leben unserer Seele, welches nur in dem Bewußtseyn und in der Aufrechterhaltung der Freiheit besteht, ruht auf Bewahrung des Maßes, der Sichselbstgleichheit, der Selbstbeherrschung. Das Maß ist der Gränzhüter der Freiheit. Ein fortgesetztes Maßgeben und Maßhalten kann dir allein die Freiheit, dein Lebenselement sichern und bewahren. Ueberschreite das Maß, und du trittst aus dem Kreise des Lebens heraus und in die ungeheure Wüste der Vernichtung hinein. Jede Maßverletzung ist ein geistiger Selbstmord. Du fühlst dich mit unnennbarem Schmerz zerrissen, dein innerstes Lebensgewebe aufgelöst, wenn du es wagst, deiner Natur und Einrichtung zuwider, die freie Kraft als unfreie zu behandeln, Verzicht zu leisten auf das Vermögen der Maßgebung, der Selbstbeschränkung, und dich vom Strome des Unmaßes treiben und fortreißen zu lassen, eine Beute der wilden, zerstörenden Kräfte, die außerhalb des Zauberkreises der Freiheit ihr Wesen treiben. Nur in der Gränze des Maßes bist du sicher

vor aller Lebensverletzung: denn das Maß ist die Regel der Einheit und Unverletztheit selbst; und diese Einheit ist das Heilige, das Unverletzbare, welches auf eine wunderbare Weise in der Kraft der Freiheit verborgen ist und aus ihr hervorquillt, so gewiß und wesentlich als sie die Kraft der Freiheit ist. Es ist ihr eingebornes Gesetz, die Bedingung ihres Lebens. Die Seele lebt wahrhaft nur im Genuß der Schönheit, in Erkenntniß der Wahrheit und in Ausübung der Gerechtigkeit. Die Ideen der Schönheit, Wahrheit und Gerechtigkeit sind sämtlich vom Maße gleichsam durchdrungen und beseelt. Wie das Maß das Gesetz der Schönheit ist, ist ausführlich (§. 182.) dargethan worden, indem gezeigt wurde, daß in der Kunst, wie in der Natur, durch die Beschränkung der freien Kraft in das Maß, in die strenge Abgemogenheit der Gegensätze, die Auflösung der letzteren zur Harmonie hervorgebracht wird. Wie dieß im Gebiete der Anschauung für die Schönheit geschieht, so geschieht es im Gebiete des Gedankens für die Wahrheit. Die Erkenntniß der Wahrheit kommt nur durch die Ausgleichung der Gedanken, Gegensätze zu Stande; und diese Ausgleichung, diese Auflösung der Elemente der Erkenntniß in die Einheit des Begriffs, ist das alleinige Werk des Maßes, welches eben durch das Gleichsetzen des Denkenden und des Gedachten sich als Maß erweist. Eben so ist dieses der Fall bei der Ausübung der Gerechtigkeit, nämlich des Erweises vom Maße im Handeln. Die Gerechtigkeit ist eben nichts anderes, als die strengste Maßgebung rücksichtlich der Befriedigung fremder Ansprüche auf unsere freie Kraft. Niemanden beeinträchtigen, Jedem das Seine geben, das ist Gerechtigkeit; und was ist dieß anders als ein Zumessen dessen, was einem Jeden gebührt? Lebt nun die Seele wahrhaft

nur in Schönheit, Wahrheit und Gerechtigkeit, und ist das Maß der Schöpfer aller dieser geistigen Erzeugnisse, so ergibt sich hieraus von selbst und durch die That, daß das Maß das Lebensgesetz der Seele ist.

§. 212. Maßgebung, die normale Thätigkeit der Seele.

Es ergibt sich aus dem Vorhergehenden, daß unsere Seele, wenn sie immerfort ihrer Natur und Einrichtung nach thätig seyn, wenn sie dem Gesetz ihres Lebens folgen will, sich durchaus mit nichts Anderem, als mit Maßgebung beschäftigen darf. Von allen Seiten her wird ihr der mannichfaltigste Stoff geboten, den sie aufnehmen, den sie bildend verarbeiten soll. Empfangend aber oder selbstthätig kann sich ihr Wirken nur durch Maßgebung als normal erweisen, und nur in diesem normalen Wirken kann sie gedeihen. So wächst und gestaltet sich die Pflanze nur durch Ausgleichung der Gegensätze, welche sie in der Form von Elementen aus Luft und Licht, aus Wasser und Erde an sich zieht. Theilen wir nun das ganze Lebensgeschäft der Seele in Genuß und That, in Aufnahme und Ausbildung der Kräfte, die ihr Leben erhalten, so folgt, daß das Geschäft ihrer Maßgebung einer doppelten Richtung folgen muß, daß sie eben sowohl im Gebiet des Genusses oder der Aufnahme, als in dem der That oder der Ausbildung maßgebend verfahren muß. Allein sowohl ihr Genuß, als ihre That ist in verschiedene Gebiete vertheilt; wie dieß denn in der Diätetik und Ergastik der Seele hinlänglich auseinander gesetzt und behandelt ist. Gemüth, Geist und Wille bedürfen der Aufnahme ihrer verschiedenartigen Lebens- elemente; und Gemüth, Geist und Wille sind jedes auf seine eigene Weise thätig, diese Elemente zur Lebens-

erhaltung selbst zu verarbeiten. Maßgebung in diesem ganzen verflochtenen Geschäft ist also die stete Aufgabe der ganzen Seelenwirksamkeit; und von dieser Seite ist denn nun die Seelenpflege ebenfalls zu verfolgen. Es ist zu zeigen, wie das Maß überall dem Seelenleben seine Geschlichkeit, seine Normalität sichern muß. Maßlose Aufnahme, maßlose Thätigkeit, Beides im Gebiete des Gemüths, Geistes und Willens, ist gleich verderblich. Nur das Maß erhält, wie es schafft; und ohne dasselbe geht die ganze Oekonomie des Seelenlebens, wie alles Lebens überhaupt, ihrer Auflösung entgegen. So viel zur Darlegung der Wichtigkeit dieses Punktes der Betrachtung und dieses Zweiges der Seelenpflege.

Zweites Kapitel.

Vom Maß im Genuße.

§. 213. Maß in den Ernährungs- und Erregungsmitteln des Gemüths.

Wlicken wir zurück auf die mannichfaltigen Ernährungs- und Erregungsmittel des Gemüths, so sehen wir, daß sie theils aus äußeren, theils aus inneren Quellen fließen. Die ersteren entspringen aus der Natur, der Kunst und dem freien Menschenleben, die letzteren aus dem inneren Leben des Menschen selbst. Wir betrachten sie sämmtlich in Beziehung auf das Maß nach ihrer früher (Abschn. I. Kap. I.) aufgestellten Aufeinanderfolge. Was zunächst die Nahrungs- und Erregungsmittel des Gemüths aus der Natur betrifft, den

sogenannten Genuß der Natur in allen Erscheinungen und Formen der verschiedenen Jahres- und Tageszeiten, so wie der verschiedenen Localitäten, so ist so viel ausgemacht, daß das Gemüth, auch da, wo ihm Genuß von Nöthen ist, nicht immer in dem der Natur schwelgen kann. Leicht wird es von dem überschwenglichen Reichthum der Natur übersättiget. Wer im Frühlinge den ganzen Tag unter Blüthenbäumen liegen und den schmelzenden Tönen der Nachtigall lauschen wollte, würde bald für diesen reizendsten aller Naturgenüsse abgestumpft werden. Ueberhaupt ist die Idee eines arcadischen Schäferlebens, eines Gefner'schen Idyllenlebens, wenn sie realisirt werden könnte, weit entfernt, das Gemüth immer in einer seligen Stimmung zu erhalten, viel eher geeignet, dasselbe in einen Zustand von Trägheit, Schläfrigkeit und Ueberdruß zu versetzen: denn unsere Empfänglichkeit ist, wie jede unserer Kräfte, beschränkt, und nur eines gewissen Maßes der Ernährung und Aufregung fähig, welches, wenn es erschöpft ist, das unangenehme, ja höchst widrige Gefühl der Uebersättigung erzeugt. Was wir hier nur in Einem Beispiele betheiliget haben, bezieht sich auf den Gesamtgenuß der Natur überhaupt, in ihren erhabensten, wie in ihren zartesten Erscheinungen. Der Anblick des Meeres, des gestirnten Himmels, so mächtig er auf das Gemüth wirkt, auf die Länge hin verliert er seinen Einfluß, und man sehnt sich nach einiger Zeit des Genusses, von dem höchsten Berge, der Länder unter seinem Fuße hat, wieder herab, und aus dem reizendsten Tempe, in welchem das Paradies eingeschlossen scheint, wieder heraus. Wir können nicht immer in einer und derselben Gemüthsstimmung bleiben, so wie wir überhaupt nicht immerfort Gemüth seyn können; am wenigsten aber will das Gemüth immer auf eine und dieselbe

Weise genährt und aufgeregt seyn. Glücklicher Weise kommt uns die Natur selbst gewisser Maßen zuvor, daß wir uns an ihr nicht übersättigen. Nur vorüber schwebt der Frühling, nur auf den Herbst eilt der Sommer los, und kaum ist der fruchtgeschmückte Baum seiner Last entledigt, als er uns die kahlen Aeste zeigt und sich in die allgemeine farblose Decke des Winters hüllt. So wechselt der trübe Tag mit dem heiteren, und die Schatten der Nacht verwischen die Fußtapfen des erfreulichen Lichts. Der Finger der Natur zeichnet auf jedes ihrer Blätter das Gesetz des Maßes; und ein aufmerksamer Sinn weiß dasselbe zunächst für den Genuß des Gemüths zu benutzen. Hast du, in heiterer Stunde des Morgens, in der ruhigen des Abends, Erquickung und Kräftigung des Gemüths an dem Busen der Natur in dich gesogen, so wähne nicht, daß gleicher Genuß dir für den ganzen Tag bestimmt und vorgeschrieben sey. Die Schönheit der Natur ist nur das Werk ihrer stillen, aber unausgesetzten Thätigkeit; und zu dieser ermahnt sie auch dich, nachdem dein Gemüth durch ihren Anblick erheitert und gekräftigt worden ist. Wie sie, sollst du, von Kraft geschwellt, schaffen und bilden; und das weise Zurücktreten aus dem Gebiete des Genusses, und das Vorwärtsschreiten in das der That, ist der Beweis, daß du das Gesetz des Maßes, von der Natur selbst vorgeschrieben, anerkannt hast. Allein dieses Maß bezieht sich nicht bloß auf die Dauer des Genusses, sondern auch auf die Gegenstände desselben und ihren Wechsel. Die Natur scheint fast nur deswegen so reich zu seyn, um uns durch ihren Wechsel vor der Ubersättigung zu bewahren. Willst du immer in deinem Blumengärtchen verweilen, wenn es dich treibt, dein Gemüth an der Natur zu erfrischen? Willst du nicht auch ihrer künft-

lerischen Geschäftigkeit in Wies' und Wald dich erfreuen? Willst du nicht den Strom beschiffen oder den See, um dich an den Gemälden seiner Ufer zu weiden? oder erwacht das Sehnen deines Gemüths nicht nach der Ferne jener blauen Berge, die dich mit dem Dunkel ihrer Schluchten, mit der Sonnenhelle ihrer Höhen locken? Tausendfach schön ist die Natur, sie spricht das Gemüth in den verschiedensten Tönen an; und ihr Wechsel selbst ist der Ausdruck ihres Maßes. — Nicht anders als mit dem Genuß der Natur ist es mit dem Kunstgenuß beschaffen. Es gibt nur Eine Natur, aber es gibt mannichfaltige Künste, die, so verschieden sie in dem Elemente ihres Schaffens und in ihren Schöpfungen selbst sind, doch darin sich sämmtlich gleichen, daß das Maß ihr allgemeines Gesetz ist. (§. 182.) Sie alle halten uns dasselbe gleichsam wie in einem Spiegel vor; und so werden wir durch sie unaufhörlich erinnert, Maß, wie in jedem Genuße, so auch in dem ihrer Anschauungen zu halten. Auch werden wir, wenn wir dieß nicht thun, durch Uebersättigung, Abspannung und Ueberdruß gestraft. Nicht öfter haben wir Gelegenheit, diese Erfahrung zu machen, als auf Reisen, wo wir, gleichsam Alles mit den Augen verschlingend, halbe Tage in Betrachtung der Kunstschätze von Gemäldegallerien, Antikensammlungen u. dgl. zubringen. Das Gemüth, welches an dem Anblicke Eines oder weniger Meisterwerke wie in einem Himmel schwelgt, wird durch eine überreiche Fülle in eine peinliche Spannung versetzt, und unsere Sinne selbst verweigern uns zuletzt ihre Dienste in dem Auffassen der uns im Uebermaße zufließenden Kunstindrücke. Wie dieß bei den plastischen Künsten der Fall ist, so auch mit dem überirdischen-Zauber der Tonkunst. Die herrlichste Musik, wenn uns ihr Genuß mehrere Stunden hinter einander ge-

boten wird, ermüdet und betäubt uns zuletzt; und die schöne Gemüthsstimmung, in welcher wir uns zu Anfang befanden, geht am Ende ganz verloren; was wir häufig in den sogenannten Concerten oder musikalischen Akademien erfahren, bei allem Wechsel, den sie uns in der Aufeinanderfolge von Symphonien, Gesangstücken, Concerten einzelner Instrumente, auf denen sich Virtuosen hören lassen, zur Unterhaltung darbieten. Es tritt hier derselbe Fall wie bei Betrachtung von Gemäldegallerien ein, daß wir nämlich die Eindrücke nicht alle fassen und fest zu halten vermögen, weil sie uns in überreichlicher Fülle zufließen. Wozu noch kommt, daß wir von Stimmung zu Stimmung fortgeführt, oder vielmehr sprunghaft fortgerissen werden, indem wir jetzt z. B. durch ein Allegro ermuntert und erheitert, jetzt durch ein Adagio in den Zustand schwärmerischer Trauer versetzt, und dann wieder durch ein Scherzando in das Gebiet des Ländelnden herübergezogen werden. Alles dieß nicht ohne Gewaltthätigkeit, die dem Gemüth nichts weniger als willkommen ist. Hier kann uns der übermäßige Wechsel nicht erfreuen: denn das Gemüth ist immer nur zu einer oder der anderen Stimmung aufgelegt, und befindet sich nicht wohl bei der entgegengesetzten. Auf ähnliche Weise werden wir übersättigt bei allzu langen Theaterspielen, namentlich bei den Trauerspielen, besonders bei solchen, wo die tragischen Scenen über die Gebühr gehäuft sind und wo wir des Gräßlichen zu viel zu kosten bekommen. Auch die großen, sogenannten heroischen, Opern, bei aller Mannichfaltigkeit ihrer Constücke, übersättigen uns am Ende, weil sie unsere Aufmerksamkeit gar zu lange in Anspruch nehmen. Und so ist es denn endlich auch mit dem Genuß der Poesie selbst, besonders der lyrischen, oder mit Dichterwerken aus dem

Gebiet des Humor's. Ein tief empfundenes Lied bewegt und rührt unser Gemüth, eine Ode voll erhabenen Schwunges reißt uns mit sich zu gleicher Stimmung himmelan; allein sollen wir eine Reihe von Liedern oder Oden hinter einander in uns aufnehmen, so werden wir übersättiget und auf lästige Weise ermüdet, auch wenn die Harfe eines Klopstock selbst uns ertönte. Der Humor eines Sterne, eines Jean Paul, wie fesselt er uns! Allein es ist mit dieser süßen Kost wie mit aller Süßigkeit: wir dürfen davon nicht zu viel genießen, weil wir nicht zu viel davon vertragen können. Je mehr unser ganzes Gemüth vom Dichter in Anspruch genommen wird, desto mehr müssen wir uns den Genuß desselben zumessen; und ganze Tage in Dichtern schwelgen, heißt sich die edelste Geisteslabung verkümmern. Wie ermüdet nicht schon das Lesen eines auch wohlgeschriebenen Romans, wenn es zu lange fortgesetzt wird. Die Einbildungskraft, durch welche hier hauptsächlich unser Gemüth angeregt wird, kann eine zu lange fortgesetzte Anspannung nicht vertragen; und die bunten Lebensgemälde, welche hier vor unserem geistigen Auge vorübergehen, und die uns eine Zeit lang die Gegenwart oder Vergangenheit mit aller ihrer Unannehmlichkeit vergessen lassen, gewähren uns auf die Länge keine Unterhaltung mehr; sondern, wie das Del, das im Uebermaß der Lampe zugegossen wird, verlöschen sie die Flamme, die sie nähren sollten. Aller Kunstgenuß bedarf einer Empfänglichkeit des Gemüths, und muß, wenn dieselbe erschöpft ist, bei Seite gesetzt werden. Ueberall ist nur das im rechten Maß Genossene gedeichtlich; und die Kunst, welche, wie gesagt, in sich selbst das Maß ist und hat, sollte durch unmäßigen Genuß um den Lohn ihrer Mühe und Arbeit, um den eigentlichen Zweck ihres Daseyns gebracht

werden, uns selbst auf die heiterste und anmuthige Weise das Gesetz ihres und unseres Lebens anschaulich und eindringlich zu machen? Procul ite profani! Entzweihet die Kunst nicht durch unmäßig : gieriges Verschlingen ihrer Schöpfungen! Nahet ihren Altären zur rechten Zeit und Stunde, bedürftig der Erquickung und Erhebung von der Last der Alltäglichkeit, des Aufschwunges von den engen und beschränkenden Geschäften des Tages zu dem schönen Reiche der Ideen und der Ideale, welches gleichsam der Vorhof des Himmelsreichs selbst ist und uns die Wahrheit im Abbild der Schönheit erblicken läßt. Und wie wir zur Unterhaltung und Belehrung heute diesen, morgen einen andern Freund besuchen und uns dadurch die Gesellschaft eines jeden immer neu und frisch erhalten: eben so ist es zuträglich, zur Zeit, wo Kunstgenuß ein Bedürfniß ist, mit den Künsten selbst, die uns ihn reichen, abzuwechseln, wenn sich uns sonst die Gelegenheit dazu nicht versagt, und auch darin dem Gesetz des Maßes zu folgen, daß wir uns nicht einseitig an den Schöpfungen der einen ergößen, während wir die übrigen vernachlässigen. Wer z. B. in freien Stunden nur der Musik sein Ohr leihet, nicht auch der plastischen Kunst sein Auge, oder der Poesie seine Einbildungskraft, wird im Kunstgenusse einseitig und zugleich ungerecht, indem der innere Mensch vielseitig angeregt seyn will, und die Schönheit, wie das Licht, sich in mannichfaltigen Farben bricht, deren jede ihren eigenthümlichen Reiz hat. — Endlich verlangt auch der Genuß des freien Menschenlebens sein besonderes Maß. Man kann nicht immer allein seyn, man soll sich aber auch nicht übermäßig in der Gesellschaft herumtreiben. Es gibt Leute, die ohne tägliche Gesellschaft gar nicht leben können. Hat die Stunde geschlagen, so eilen sie in

ihren Klubb, um mit Spiel oder Gespräch die Zeit zu verkürzen, oder sich auch wohl unter fröhlichen Genossen beim Becher gütlich zu thun. So nöthig und heilsam die Erholung in Gesellschaft ist, so darf sie doch nicht das Maß überschreiten und zur zwingenden Gewohnheit werden. Diese letztere stumpft ab für den Genuß der Einsamkeit und unserer selbst, und bringt uns um die Vortheile stiller Betrachtung und des Umganges mit höheren Gegenständen, die dem Leben inneren Gehalt und äußere Festigkeit verleihen, und von welchem in Gesellschaft selten oder nie die Rede ist, um so weniger, je mehr es in der Gesellschaft auf bloße Zerstreuung oder Erholung abgesehen ist. Die wenigsten Menschen haben so viel inneren Gehalt, daß sie durch das Zusammenseyn mit ihnen für das Opfer entschädigten, welches wir ihnen an unserer Zeit bringen; und nichts ist lähmender, als eine flache Unterhaltung. Im Gegentheil sollten wir uns einer solchen, so viel als möglich, gänzlich ent schlagen, obschon wir es kaum je ganz vermeiden können, stundenlang trivialer Unterhaltung ausgesetzt zu seyn. Allein aufsuchen sollten wir sie nicht um nur das Bedürfniß der Gesellschaft befriedigen zu können. Allerdings gewährt uns eine geistreiche, heitere Gesellschaft in mancher Hinsicht großen Gewinn, und wir können und dürfen sie eben so wenig verabsäumen, als den Genuß der Natur oder Kunst: jedoch genießen wir in dem Maße größeren Vortheil von ihr, als wir auch in diesem Genuße Maß und uns die Empfänglichkeit dafür erhalten, welche sich eben durch die allzu häufig gesuchte Gelegenheit ab stumpft. Von Zeit zu Zeit unter Freunden fröhlich seyn, ist ein köstlich Ding, und erheitert und hebt das Leben aus seinen engen Kreisen heraus und empor; aber dieser Genuß gleicht der köstlichen Würze, die nur

sparsam gebraucht werden muß, wenn sie uns nicht durch allzu starken Reiz für die gewöhnlichen Reize uns empfänglich machen soll. Der schalste Genuß ist der der Gesellschaft an öffentlichen Orten; und obwohl es angenehm ist, viele Menschen beisammen zu sehen, die sich friedlich und behaglich neben einander befinden, so ermüdet doch die Leere eines solchen Beisammenseyns sehr bald, und nur Volks-Ergötzlichkeiten und Spiele machen hier eine Ausnahme, wenn sie nicht den Geist der Rohheit zu deutlich aussprechen, wie nicht selten der Fall ist. Demnach mitunter einmal sich in dem Gewühle der Menge herum bewegen, ist wohl ergötzlich, nur darf es nicht zu häufig und zu lange geschehen, wenn nicht entweder allzu große Zerstreuung oder weinliche Langeweile die Frucht hiervon seyn soll. Aber auch die Versammlungen zu ernsteren Zwecken des Lebens, wie die Versammlung der Gemeinde in der Kirche, so anregend und erhebend sie an sich sind, verlieren ihren heilsamen Einfluß auf das Gemüth, sobald die Theilnahme an demselben zur zwingenden Regel wird; und Individuen, die sich einer solchen Regel unterworfen haben, können einer gewissen Starrheit und Einseitigkeit, einer gewissen Lebenseinengung nicht entgehen, um so weniger, je mehr der Geist aus den Andachtsübungen gewichen, wie dieß bei dem Messe, Lesen und Hören der Katholiken der Fall ist. Das Menschen-Leben hört unter solchen Verhältnissen auf etwas Freies zu seyn, und wird zur abgestorbenen, mechanischen Bewegung, die dem Gemüthe, nur auf andere Weise, eben so nachtheilig ist, als es Ergötzlichkeiten frivoler Art sind. Daher ist eine einfache und kürzere Erbauung in der Gemeinde dem inneren Menschen und seinem Leben weit zuträglicher, als ein künstlich verschlungener und übermäßig in die Länge

gedehnter Ritus. Bei den Protestanten ist in dieser Hinsicht nicht sowohl die Ueberladung des Gottesdienstes mit religiösen Ceremonien, als vielmehr das allzu gedehnte Absingen monotoner und in die Länge und Breite gezogener Kirchenlieder und die Ausdehnung gerade der am wenigsten gehaltreichen Predigten zu übermäßigem Umfange zu berücksichtigen. — Es sind nun noch einige Worte über die innere Erregung und Ernährung des Gemüths durch eigene geistige Thätigkeit, namentlich und vorzüglich mittelst der Einbildungskraft, zu sagen, wie fern auch hier Maß und Ziel ein nicht zu verletzendes Lebensgesetz ist. Eine so angenehme Lebensgefährtin wir auch an der Einbildungskraft besitzen, so ist es dennoch mehr als gleichgültig, es ist bedenklich, ja gefährlich, ihr einen zu freien Spielraum, wenn auch nur in geschäftlosen Stunden, etwa bei dem einsamen Spaziergange, zu überlassen. Man sagt unserem Genuße überhaupt nach, daß er größtentheils in der Einbildung bestehe. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, wie weit dieser das Leben entwürdigende Vorwurf gegründet ist. Inzwischen läßt sich nicht läugnen, daß Viele, an dem, was sie sich einbilden, Genuß finden. Offenbar ist dieß ein schädlicher Gebrauch der Einbildungskraft. Alle gewöhnlich sogenannte Einbildung ist etwas Falsches und Leeres, ein bloßer Schein; und der Mensch, der bestimmt und angewiesen ist, immerfort nach dem Wahren zu streben, sollte sich nicht bloß am Scheine weiden. Die Kunst selbst würde hier keine Ausnahme machen, wenn sie eben nur, wie Manche dafür halten, ein schöner Schein wäre. Die Kunst hat den schönen Beruf, uns die Wahrheit im Bilde zu zeigen; und thut sie dieß, so ist sie mehr als Schein, so ist sie die Wahrheit selbst, nur im Gewande der Schönheit. Wir bilden uns also

nichts Leeres oder Falsches ein, wenn wir uns der Betrachtung der Kunstschöpfungen hingeben; und wohl uns, wenn unsere Einbildungen Kunstschöpfungen wären. Das sind sie aber in der Regel nicht, sondern nützige Gebilde, die sich auf die Wünsche unseres Herzens beziehen. Wenn sich z. B. ein junger Mensch, oder ein junges Mädchen, aus verschiedenen Aeußerungen des Gegenstandes ihrer Liebe, ein Gewebe von Liebeszeichen in ihrer Einbildung zusammen setzen, so ist dieß sehr häufig ein Selbstbetrug, eine Täuschung, auf den Nebelgrund des Scheins gebaut. Junge Leute sind fähig und geneigt, sich Tage lang im Stillen, und mit Beiseitesetzung aller übrigen Thätigkeit, an solchem Scheine, dem Erzeugnisse ihrer Einbildungskraft, zu weiden. Dieß ist ein wahrhaft das Leben auszehrendes Spiel, oder vielmehr Geschäft. Außer der Verabsäumung der ernstesten Geschäfte des Lebens nährt sich das Gemüth vom Wahn und zehrt auf seine eigenen Unkosten, die Einbildungskraft aber wird die despotisirende Gebieterin des ganzen Menschen. Dergleichen Einbildungen sind nicht bloß in den Kreis des Maßes zu bannen, sondern sie sind gänzlich aus dem Kreise des inneren Lebens zu verbannen. Allein es gibt Beschäftigungen der Einbildungskraft, die eben so wohlthätig, als angenehm sind, und deren Darstellung früher (§. 184.) ihre Stelle gefunden hat. Sich an dem durch den Zauberstab der Einbildungskraft wieder hervorgerufenen Genuße vergangener schöner Tage zu weiden, sich eine trübe Gegenwart oder ungewisse Zukunft durch heitere Bilder zu verklären und zu beleben, wie es an sich nicht tadelnswerth ist, so kann es unter manchen Umständen nützlich, sogar nothwendig seyn: allein es ist bei dergleichen ideellen Compensationen reeller Mängel oder Leiden gar sehr darauf zu sehen, daß sie nicht

das Maß überschreiten. Je länger und anhaltender, je ernstlicher und tiefer man sich mit dergleichen Vorstellungen beschäftigt, desto mehr wird man in ihrem Gebiete einheimisch, desto tiefer wurzeln sie in dem Grunde des Gemüthes ein, desto weiter tritt die wirkliche Welt mit ihren Verhältnissen in den Hintergrund des Lebens zurück, und Herz und Sinn wird vom Leben selbst, wie es ist und auf uns einwirkt, entfremdet, ja geneigt, die Umgebung der Gegenwart als etwas Feindseliges zu betrachten, was sie nie ist, indem Alles, auch das Widrigste, auf die Förderung unserer Bildung zum Rechten und Guten berechnet ist. Es tritt dann Trägheit und Lässigkeit ein; die Dinge, wie sie sind, unsere gesammten Lebensverhältnisse, haben keinen Reiz mehr für uns, und der Unzufriedenheit, dem Mißmuth, den eben so ungerechten, als vergeblichen Klagen und Beschwerden ist Thor und Thüre geöffnet. Dieß ist besonders bei denen der Fall, die eine allzu lebhafte Einbildungskraft besitzen, obschon in der Regel die Einbildungskraft nur durch eine übergroße Nachsicht den Grad von Stärke erreicht, der ihr ein Uebergewicht über die übrigen geistigen Vermögen gibt. Wie sie aber auch zu dieser Präpotenz gelangt sey, so ist sie, wenn sie einmal Herrin im Hause geworden ist, dem Lebenshaushalte selbst gefährlich: denn es ist nicht zu läugnen, daß die ersten Keime des Wahnsinns und der Melancholie, wenn sie auch im Gemüth liegen, dennoch durch die Einbildungskraft entwickelt, gepflegt, und zur Reife gebracht werden. Sie ist es, die dem sehnsüchtigen Gemüth die Gegenstände seines Begehrens so lange vorhält und so nahe bringt, daß zuletzt die allzu wirksame Einbildung eine eingebildete Wirklichkeit erzeugt; und in dieser besteht das Wesen des Wahnsinns. Eben so ist es die Einbildungskraft, welche den Ab-

grund der Vernichtung und Verzweiflung vor dem in sich selbst zerrissenen Gemüth aufthut und dasselbe mit magnetischer Gewalt zu den finsternen Untiefen hinabzieht. Demnach ist, wenn je, so hier, bei der stillen Thätigkeit der Einbildungskraft, Wachsamkeit und Maß von Nöthen; daß nicht die Flamme ihre Gränzen überschreite und das Leben, statt es zu erwärmen, verzehre. Nur in der Stunde des Bedürfnisses, nur in niedergedrückten, freudeleeren Zuständen, wo anderer Zuspruch, Trost und Rath ermangelt, mag uns die Einbildungskraft mit ihren Rindes, oder Paradieses, Träumen erquicken, wir selbst aber mögen dabei nicht vergessen, daß es eben Träume sind, an denen wir uns für den Augenblick erlaben, Spiele der müßigen Kraft, die nur für Spiele gelten dürfen, und nur als solche Lebensbalsam in sich tragen. — Schlußlich ist jetzt noch von dem höchsten gemüthlichen Genuße, dem Genuße der Liebe und Freundschaft, zu reden. Auch in der Liebe Maß? auch in der Freundschaft? allerdings. Ueber Alles sollen wir nur die Gottheit lieben. Menschen über Alles zu lieben, heißt sie vergöttern, und weil wir Andere nie ohne Bezug auf uns selbst lieben, uns selbst Altäre weihen. Es wird dieß gemeinhin nicht eingesehen, nicht anerkannt. Der Mensch ist so sehr in seine eigenen Angelegenheiten, zu denen dann auch Liebe und Freundschaft gehört, versunken, der Kreis seines Daseyns ist so ganz von seinem Ich ausgefüllt, daß er sich täuscht, wenn er meint, daß auch noch etwas Anderes in diesem Kreise Platz habe. Unsere Liebe, unsere Freundschaft, ist unser Bedürfniß; nur weil wir des Geliebten, des Freundes bedürfen, nur weil Beide zur Ergänzung, zur Ausfüllung, zur Befriedigung unseres Wesens gehören, suchen wir sie, halten sie fest, opfern ihnen Alles auf, auch unser Leben,

weil wir für unsere höchste Befriedigung Alles hingeben. Indem wir opfern, meinen wir nicht einzubüßen, sondern zu gewinnen; und wir gewinnen auch in der That die höchste Befriedigung, gegen die der Schmerz des Scheidens vom Leben nicht in Anschlag kommt. Wir selbst kommen demnach nie bei unsrer Freundschaft und Liebe aus dem Spiele. Und hiebei folgen wir eben so einer Natureinrichtung, wie die Mücke, wenn sie nach dem Lichte fliegt. Dieß ist aber der rechte Standpunkt unseres Daseyns, unserer Bestimmung nicht. Unser Selbst muß aus dem Spiele bleiben, wenn wir thun wollen was wir sollen. Lieben sollen wir Alle, und Allen sollen wir Freund seyn: denn dieß ist göttlich; und das Göttliche sollen wir thun. Aber uns verlieren in die Gegenstände unserer Liebe und Freundschaft, nicht bloß uns selbst, sondern auch Gott vergessend, das sollen wir nicht. Wir sollen das Geschöpf nicht gleich dem Schöpfer lieben. Es ist ein niedrig; selbststisches Sophisma, das da behauptet: der Mensch liebe in dem Geschöpf den Schöpfer, wenn er den Schöpfer über dem Geschöpf vergißt. So eine Mutter, welche verzweifelt und sich das Leben nehmen will, wenn ihr Lieblingskind, ihre Lieblingspuppe, ihr entrissen werden soll. Ist ihr, in diesem Zustande, Gott etwas? Nein, nichts; ihr Kind ist ihr Alles. So soll es nicht seyn. Leib und Leben für seine Freunde lassen, wo es gilt, das ist edel; aber nur nicht darum, weil es uns gilt, weil unser Herz zerrissen wird, wenn wir die Geliebten leiden sehen. Dieß ist menschlich, aber göttlich ist es nicht; und wenn von dem Maßstabe unseres Thuns die Rede ist, so gibt es keinen höheren als den der Liebe, die da spricht: „wer Vater und Mutter lieber hat denn mich, der ist mein nicht werth.“ Eine harte Rede; und dennoch eine wahre.

Darum Maß und Ziel auch in Freundschaft und Liebe! Schlüßlich ziehen wir noch in Eins zusammen, was eigentlich der Gegenstand dieser ganzen Auseinandersetzung gewesen ist, daß das Gemüth, welche Art von Genüssen auch immer ihm gereicht werden möge, sey es der der Natur, oder der Kunst, oder des freien Menschenlebens, oder des innigen Wechselverkehrs mit Freunden und Geliebten, folglich, welche Art der Freude ihm auch immer zu Theil werden möge, doch in dieser seiner Freude jederzeit an das Maß gewöhnt werden müsse. Zwar ist die Freude das ursprüngliche Streben des Gemüths, und nur in dem Genuß der Freude findet es das Element seines Lebens: allein die wahre Freude geht mit der Freiheit Hand in Hand, und nur das Maß in der Freude vermag das Gemüth im freien Zustande zu erhalten. Es ist deshalb von jeher eine Lehre der Weisen gewesen, daß der Mensch den Becher der Freude nie bis auf den letzten Tropfen leere, weil bei ihrem Genuße, eben so wie bei dem der leiblichen Nahrungsmittel, Uebersättigung als der größte Feind des Lebens zu fürchten ist. Der erste und letzte Zuruf an den gemüthlich genießenden Menschen bleibt demnach stets: halte Maß in der Freude!

S. 214. Maß in den Ernährungs- und Erregungs-Mitteln der geistigen Vermögen.

Es ist hinlänglich erwiesen (§§. 186 — 188.) und durch allgemeine Erfahrung bekannt, daß ohne die Ernährung und Erregung der geistigen Vermögen keine geistige Thätigkeit denkbar ist, wie ohne Nahrung und Erhaltung des Leibes keine Bewegung der leiblichen Glieder. Gedächtniß und Einbildungskraft, Verstand und Urtheilskraft, ja selbst das Vermögen der Ideen

mit seiner Gehülfin, der Phantasie, bedürfen immerfort der Ernährung und Anregung durch die ihnen angemessenen Nahrungsstoffe; kurz, weder das erkennende, noch das bildende Vermögen können ihre eingeborne Kraft thätig erweisen, ohne einen immer erneuerten Vorrath von Gegenständen, an denen sie sich üben kann. Die Gegenstände der Natur und der Geschichte, der Kunst und des freien Menschenlebens, ja der Gesammtinhalt des Bewußtseyns, Alles dieß bietet den verlangten Stoff in überflüssiger Menge dar. Allein unsere Empfänglichkeit, auch auf Seiten der geistigen Vermögen, hat ihre Grenzen, deren Ueberschreitung nur Abstumpfung und Ueberdruß hervorbringt. Nirgends ist dieß sichtbarer, als bei den eigentlich sogenannten Gelehrten von Profession, die aus Folianten und Quartbänden, nebenbei auch aus der unendlichen Fluth von Zeitschriften, unaufhörlich beschäftigt neue Vorräthe in dem Magazin ihres Gedächtnisses, oder wenigstens ihrer Collectaneen, aufzuhaufen, vor der unermesslichen Aufnahme des Stoffes nicht zur Verarbeitung desselben gelangen. Sie darben bei allem Reichthum, denn sie sind ihres Besizthums nicht Meister, und die bildenden geistigen Kräfte unterliegen der Last des aufgespeicherten Stoffes, und der Anstrengung denselben fest und beisammen zu halten. So gibt es z. B. Naturforscher, so wohl im Gebiet der sogenannten Naturgeschichte, als der eigentlichen Physik, welche vor allem Sammeln von Naturprodukten, Erscheinungen und Thatsachen, nicht zur eigenen Ansicht, zum eigenen Urtheil über ihre Gegenstände gelangen, ja zuletzt, bei ihrem übermäßigen Bestreben fremde Relationen, Ansichten und Meinungen zusammenzutragen, sogar die Fähigkeit zum eigenen Urtheil ganz zu verlieren scheinen. Wo nur

immer das Gedächtniß und die Einbildungskraft un-
 ausgefüllt beschäftigt und jenes mit Zahlen und Wor-
 ten, diese mit Bildern überladen wird, wo der Ver-
 stand nur gebraucht wird um fremde Begriffe und
 Urtheile nachzudenken, da wird allmählich das ganze
 geistige Geschäft mechanisch und die freie Geisteskraft
 gelähmt: eine Folge jener übermäßig, einseitigen Be-
 schäftigung. Es ergibt sich also von selbst, daß in der
 Uebung der aufnehmenden geistigen Kräfte Maß zu
 halten sey, und daß namentlich Gedächtniß und Ein-
 bildungskraft nicht bis zur Ueberladung angefüllt wer-
 den dürfen. Diese Regel ist schon in der frühesten
 Jugend und bei der ersten Bildung des jugendlichen
 Geistes zu beobachten; und so ist denn theils das über-
 mäßige Auswendiglernen bei Kindern, theils, wenn
 sie nun schon bis zur Selbstbildung herangereift sind,
 die übermäßige Pflege der Einbildungskraft durch die
 Lektüre von Romanen, Schauspielen u. dergl. zu ver-
 hindern. Ueberhaupt ist in der Jugend das Romanen-
 lesen nicht bloß der sittlich, nachtheiligen Wirkung wegen,
 sondern auch darum nicht zu empfehlen, weil durch
 die meist übertrieben idealisirten Charaktere und Lebens-
 verhältnisse die Jugend nur allzusehr der wirklichen
 Welt entfremdet und in Regionen einheimisch wird,
 welche nur in der Einbildungskraft der Romanenschrei-
 ber ihren Grund und Boden haben, und den jugend-
 lichen Sinn von der ernsteren Betrachtung und Wür-
 digung des Lebens und von der Vorbereitung zum
 tüchtigen Einwirken in dasselbe abziehen; so wie ihnen
 denn auch durch die spielende Beschäftigung mit der
 Einbildungskraft eine gewisse Scheu vor der Anwen-
 dung und Uebung der höheren Geisteskräfte beigebracht
 wird, eine Scheu, die sich in späteren Jahren kaum
 oder nur mühsam überwinden läßt. Aber auch wo die

höheren Kräfte geübt werden, ist das bloße Anlernen und Umbilden fremder Gedanken nur mit einer gewissen Beschränkung zu verfolgen. Alles was uns als Wissenschaft beigebracht wird, ist von dieser Art. Und sich bloß der Aufnahme fremder Begriffe hinzugeben, wie zum Beispiel und namentlich bei dem Studium der Philosophie, wie dasselbe besonders früher betrieben wurde, erzeugt leicht bloße Nachbeter; und nichts ist bedenklicher, ja gefährlicher, als da, wo man eigen thätig wirksam seyn soll, sich bloß auf Treue und Glauben der Leitung Anderer anzuvertrauen. Es kommt die Zeit, wo wir durch Einwürfe Andersdenkender und Gesinnter, oder auch durch eigene Zweifel, gegen unsere angelernten Ueberzeugungen mißtrauisch und in denselben schwankend gemacht werden, ohne uns doch durch eigenes Vermögen ins Klare und in Sicherheit bringen zu können; und dieser Mangel an eigener Haltung, die Folge jenes Hingebens an fremde Leitung, führt dann die größten Unannehmlichkeiten, Verstim mung und innere Uneinigkeit mit uns selbst, herbei, welches Alles dann nicht ermangelt uns auch, oft auf lange Zeit, im Praktischen irre zu führen. Dieses: jurare in verba magistri, pflegte sonst auf Univer sitäten an der Tagesordnung zu seyn, und ist es noch bei Allen, die nicht frühzeitig eine gewisse Selbststän digkeit im Denken erlangt haben. Eine Menge Wust und leerer Kram wird auf solche Weise nicht bloß in das Gedächtniß, sondern auch in den Begriff aufge nommen, und wir finden uns zuletzt, statt mit wahrer Einsicht bereichert, nur mit opinionum commentis vollgepfropft. Noch gibt es Lehrer an Universitäten, welche ihren Schülern keine höhere Weisheit beizu bringen wissen, als daß sie dieselben mit einem Katas log verschiedener Ansichten und Meinungen bekannt

machen, welche nur durch strenge, eigene Prüfung zu einigem Nutzen gereichen können; allein die Anleitung zu solcher Prüfung unterlassen sie weislich, sey es aus Bequemlichkeit, oder aus Unfähigkeit, anzugeben; wobei denn das Uebelste ist, daß das Wiedererzählen solcher angelernter Floskeln für den Inbegriff echter Geslehrsamkeit gilt, und in öffentlichen Prüfungen auf das Ausgezeichnetste belobt wird. Die sogenannten Facultätswissenschaften mit ihrer Behandlung geben überflüssige Belege dieses Uebelstandes. — Hiemit soll nicht gesagt seyn, daß eine historische Bekanntschaft mit dem Gange jeder Wissenschaft, welcher wir uns widmen mögen, etwas Ueberflüssiges oder Entbehrliches sey; aber davor soll gewarnt werden, daß man den Inbegriff der Erkenntniß in der bloßen Kenntniß des Ueberlieferten suche und finde. Demnach ist auch hier Maß und Ziel anzuempfehlen, und alles Anlernen und Anbilden muß die Grenze der Anregung der freien und selbstthätigen Denkkraft nicht überschreiten. — Es ist in dem Gebiete der Kunst nicht anders als in dem der Wissenschaft; und obschon Nachahmung und Nachbildung in jeder Kunst eine unerlässliche Besingung für den Anfänger ist, so kann doch nie die Meisterschaft bloß durch dergleichen Einseitigkeit des Studiums und der Uebung errungen werden; auch pfllegt sich das echte Talent dagegen zu sträuben, und nur eine mittelmäßige Natur damit zu begnügen.

§. 215. Maß in den Ernährungs- und Erregungsmitteln des Willens.

Nicht bloß das Vorstellungsvermögen, sondern auch das Vermögen des Thuns, der Wille, gleicht der Flamme, welche der Nahrung und Erregung durch das ihr angemessene Lebensöl bedarf, wenn sie wacker und

ausdauernd brennen soll. Der Wille wird durch Motive genährt und erregt, die entweder aus dem Gefühlsvermögen oder aus dem Vermögen der Zwecke ihren Ursprung nehmen (§§. 189 — 191.). Sie sind an den angeführten Orten hinlänglich auseinander gesetzt worden. Der Genuß und Besitz der mannichfaltigen Freuden und Güter des Lebens ist auf gewöhnlichem Wege und im gewöhnlichen Leben zunächst ein mächtiger Hebel des Willens. Wie strengt sich der Mensch nicht an, wie sauer läßt er es sich nicht werden, um durch mannichfaltiges Thun sich Freude oder Besizthum, überhaupt Vortheile aller Art zu erwerben. Allein so nothwendig dieß Alles dem Leben ist, so sind es doch nicht bloß diese und solche Motive, welche den Willen in Bewegung setzen sollten. Ein Leben, welches bloß nach den Polen des Genusses und des Vortheils steuert, ist noch kein edles, kein der Menschensbestimmung vollkommen gemäßes Leben. Die Vernunft mit ihren Anforderungen nimmt den Willen nicht weniger in Anspruch; ja wo diese letzteren zur Sprache kommen, müssen die ersteren zurückstehen, oder wir gerathen mit uns selbst in Widerspruch. Doch nur zurückstehen sollen sie, nicht gänzlich bei Seite gesetzt werden. Eben darum aber dürfen sie sich auch nicht gänzlich und ausschließlich der Lenkung des Willens bemächtigen. Aus diesem Grunde muß unserem Bestreben nach Genuß und Vortheil Maß und Ziel gesetzt werden. Ein grenzen- und maßloses Streben nach beiden, und ein Handeln in Folge dieses Strebens verdrängt alles edlere Daseyn. Wer demnach bloß nach Freude jagt oder Vortheile zu erringen trachtet, dem bleibt für sein Handeln kein anderer Spielraum übrig. Eine scharfe Grenzlinie muß also gezogen werden, über welche hinaus die genannten Motive

des Handelns nicht gehen dürfen. Das Bedürfnis, das wahre, nicht das eingebildete, muß den Einfluß unseres Verlangens nach den Freuden und Gütern des Lebens bestimmen. Und wenn wir bedenken, wie wenig im Grunde der Mensch bedarf um sich zur Heiterkeit und zum Frohsinn zu erwecken und um sein Daseyn durch Besitz sicher zu stellen, so wird dem Einflusse des Begehrungsvermögens und des berechnenden Verstandes auf unser Handeln ein sehr beschränktes Ziel gesteckt; um so mehr, da sowohl Heiterkeit und Frohsinn, als die wahre Sicherheit des Daseyns durch das Handeln nach den Gesetzen der Vernunft am allergeeignlichsten gefördert wird, und wir sogar bemerken, daß alle Freuden und Güter des Lebens, auch wenn wir auf das reichlichste mit ihnen gesättiget werden, die genannten Zwecke sehr häufig nicht erreichen, sondern uns oft im höchsten Grade unbefriediget lassen. Demnach was wir zur Noth bedürfen, an irdischer Freude und irdischem Besitz, muß das Maß seyn, nach welchem unser Wille durch Motive solcher Art zum Handeln bestimmt wird. Wozu noch eine Betrachtung kommt: daß der Mensch durch Entbehren und Mäßigung nicht ärmer und beschränkter wird, und nicht in peinliche, qualvolle Zustände geräth, sondern umgekehrt durch das Entbehren erfahren lernt, wie viel er ohne Noth und Bedrängniß entbehren kann und wie sehr er durch das Gefühl der sich selbst genügenden inneren Kraft schadlos gehalten wird, durch die Mäßigung aber seine Fähigkeit des größeren und verlängerten Genusses gesteigert findet. Jedoch es gibt Gefühle und Zwecke, welche die Kraft des Handelns nähren und anregen und nichts mit dem Streben nach Genuß und Besitz gemein haben, sondern, ob schon nicht unmittelbar aus der Vernunft abgeleitet, dennoch edlerer

Art sind. Die Gefühle des Mitleids und der Theilnahme, des Wohlwollens und der Liebe, so wie die Zwecke alles wissenschaftlichen und künstlerischen Bemühens sind von dieser Art. Jene Gefühle könnte man schöne Instinkte nennen, die, weil sie natürlich sind, auch der Vernunft angemessen sind; die Zwecke des wissenschaftlichen und künstlerischen Bemühens aber, weil sie zur Bildung hinstreben, sind ebenfalls der Vernunft verwandt, die ja selbst das höchste bildende Prinzip ist. Allen diesen Motiven ist nicht bloß ein geringer Einfluß auf den Willen zu gestatten, sondern man könnte denselben diesen Führern gänzlich anvertrauen, wenn nicht auch sie sämtlich geneigt wären das Maß zu überschreiten, in dem Grade, daß sie den Verstand selbst nicht bloß zum Schweigen bringen, sondern auch auf ihre Seite ziehen und zu ihrem Dienste nöthigen, so daß sich die Vernunft mit ihrem eingebornen Gleichmaße ins Mittel schlagen und ihnen die richtige Grenzlinie ihrer Einwirkung vorschreiben muß. Denn Mitleid, Theilnahme, Wohlwollen und Liebe, indem sie, eben als Gefühle, auf einzelne Gegenstände gerichtet, oft unser ganzes Thatvermögen in Anspruch nehmen, geben unserer Kraft eine einseitige Richtung, und hindern uns nach andern Seiten hin thätig zu seyn, nach denen und ihren Gegenständen unsere Einwirkung ebenfalls nothwendig ist, so daß wir nicht selten, indem wir uns auf der einen Seite allzufreigebig mit unserm Wirken und Schaffen erweisen, auf einer oder mehreren andern ungerecht sind. Eben so ist es mit dem wissenschaftlichen und künstlerischen Triebe beschaffen. Beide reißen den, der sie hegt und pflegt, nicht selten dergestalt mit seinem ganzen Thun in ihre Kreise hinein, daß er über dem Sinnen und Schaffen des Denkers und Künstlers den Menschen vergißt d. h.

Das was er den Ansprüchen der reinen Menschheit in sich schuldig ist; abgerechnet, daß das Leben selbst durch grenzenlose Hingabe an einzelne Thätigkeiten gefährdet und die Kraft des Lebens erschöpft wird, gleichwie der Seidenwurm sich in seinem eigenen Gespinste sein Grab bereitet. Hier muß also die Vernunft die Zügel ergreifen und festhalten, daß nicht die Leidenschaft des Wissens oder Schaffens die Thätkraft über alle Grenzen hinaustreibe. Und so sind also die Ernährungs- und Erregungsmittel des Willens, gleich denen des vorstellenden und empfindenden Vermögens, unter das Gesetz des Maßes zu bringen; und nur in einem Stücke ist hier vom Maße nicht die Rede, nämlich bei dem Einflusse, den die Vernunft selbst über unsere Handlungen haben soll: denn wir können nicht zu vernünftig seyn.

Drittes Kapitel.

Vom Maß in der Thätigkeit der psychischen Kräfte.

§. 216. Maß in der Thätigkeit des Gemüths.

Das Gemüth ist thätig in seiner Liebe. Die Liebe ist aber eben so wohl eine begehrende als eine gebende; und in beiden Richtungen seiner Thätigkeit kann das Gemüth oder Herz das Maß überschreiten. Beide Fälle sind zu erwägen. Was zuerst das Begehren des Herzens betrifft, so wissen wir Alle wohl, daß gerade das Herz als Begehrungsvermögen dem Menschen die größte Noth und Qual im Leben bereitet und daß das Leben selbst durch dieses lebendigste und ursprünglichste

Vermögen nicht selten auf das gewaltsamste zerrissen und auf das traurigste verbittert wird. Wie der Mensch überhaupt auf das Unendliche gestellt ist, so ist auch sein Begehren unendlich; und je reicher er mit Kräften ausgestattet ist, desto ungebändigter tritt sein Begehren vor. Daher auch nicht selten die kräftigsten Naturen in ihrem Begehren und durch dasselbe untergehen. Nur Wenigen ist gleichsam eine angeborene Gnügsamkeit gegeben; und diejenigen, welchen sie von Natur versagt ist, müssen sie durch Uebung in der Mäßigung zu erwerben suchen, wollen sie sich anders ein heiteres Loos des Lebens bereiten, als welches nur dem Gnügsamen zu Theil wird. Groß aber ist ihr Verdienst wie ihr Lohn: denn das Herz zu bändigen ist die schwerste aller Künste. Daher auch die Meisten den Versuch gar nicht wagen, oder doch im Versuche scheitern. Denn nachdem es einige Male gelungen das Herz in Maß und Schranken zu setzen, bricht dem Sorglosen und Unverwahrten der Damm plötzlich um so gewaltsamer ein, und des Begehrens wilder Strom vernichtet im Nu die mühsamen Pflanzungen eines erzwungenen Genügens. Wie demnach die Nothwendigkeit des Maßes im Begehren am Tage liegt, so auch die Schwierigkeit desselben. Um so mehr ist auf diese Kunst Fleiß und Sorgfalt zu verwenden, und das schwere Geschäft so viel als möglich durch zweckmäßiges Verfahren zu erleichtern. Die erste Erziehung ist es, welche, wie überhaupt für die Bildung des Menschen und sein künftiges Wohl oder Wehe, so auch insbesondere für die Bändigung seines begehrenden Herzens von dem größten Einflusse ist. Die Mutter vor Allen, dann aber auch wer nur auf die Bildung des werdenden Menschen Einfluß hat, vermag unmittelbar und mittelbar beschränkend und bändigend auf das junge Wes

gehrungsvermögen einzuwirken. Sinnlich zuerst und in Bezug auf die Sinnlichkeit, aber durch diese auf das Gemüth selbst. Die Regel ist hier in Beziehung auf alles kindliche und kindische Begehren: „Gieb dem Kinde, nicht, was es begehrt, sondern was es bedarf.“ Das erste Begehren des Kindes geht auf Nahrung, das zweite auf das Spiel. Man darf dem Kinde weder Alles was es zu essen, noch Alles was es zum Spielen verlangt, geben. Hier ist schon die erste Grenze gesetzt; und das Kind gewöhnt sich leicht an Beschränkung und Maß. Kinder zu oft und zu reichlich nähren und sie mit Spielzeug zu überladen, heißt den Grund zur Begehrlichkeit und Unmäßigkeit legen. Eben so ist es der heranwachsenden Jugend nachtheilig, sie vorzeitig mit Ergötzlichkeiten bekannt zu machen, die nicht für ihr Alter sind, z. B. mit dem Theater. Ihr Begehren wird dadurch über die Grenze ihrer Lebenssphäre hinausgerückt. Mit je geringeren Genüssen sich der Mensch begnügen lernt, desto glücklicher ist er. Darum ist es gut, die Jugend bei Zeiten daran zu gewöhnen, daß sie sich durch Arbeit verdiene was sie genießen soll. Wenn der Umfang des Genusses durch den der Thätigkeit bestimmt wird, wird auch nicht leicht ein Uebermaß eintreten. Und diese Regel muß auch späterhin im Leben festgehalten werden. Auf diese Weise wird das Begehrungsvermögen durch das Pflichtgefühl beschränkt. Wir wagen dann nicht zu begehren was wir uns nicht durch irgend eine pflichtgemäße Thätigkeit verdient haben. Das beste Gegengewicht gegen das Uebermaß im Begehren des Gemüths ist aber die entgegengesetzte Wirksamkeit desselben, nämlich die gebende Liebe. Je mehr diese letztere vorwaltet, je mehr wir unser Herz daran gewöhnen im Geben sein Glück zu finden, desto mehr wird es ein übermäßiges Begehren

verschmähen lernen, schon darum, weil, nach dem alten Wort, Geben seliger ist als Nehmen. Wie das Begehren vom Bedürfniß zeugt, und auch immerfort neues Bedürfniß erzeugt, so zeugt das Geben, das aus der Liebe entspringt, von Fülle und Vermögen; und das aus Liebe gebende Herz wird nicht ärmer, sondern reicher. Auch hiezu kann und soll der Mensch in früher Zeit gebildet werden; und wir bemerken auch schon frühzeitig an den Kindern einen Hang zu dieser schönen Herzensthätigkeit, welcher sorgfältig angeregt und gepflegt werden muß, weil er der Keim zur edelsten Lebensäußerung ist. Je früher und leichter das Herz geben lernt, desto früher und leichter lernt es auch entbehren; und die Kunst des Entbehrens ist mit der des Nichts oder mäßig Begehrens auf das innigste verwandt. Allein die edelste Tugend kann in Schwäche ausarten, wenn sie sich des Menschen dergestalt bemächtigt, daß sie nicht mehr ein Werk freier Selbstbestimmung, sondern ein Zwang der Gewohnheit und eine Art von passiver Nothwendigkeit wird. Es gibt gutmüthige Seelen, die, wie man zu sagen pflegt, Alles aus dem Leben heraus geben, entweder getrieben vom Anblick fremder Noth, oder weil sie ungestümen und zudringlichen Bitten nicht widerstehen können. Die Noth ist oft das Werk schwerer Verschuldung, und das wirksamste, ja einzige Mittel gründlicher Besserung. Wenn Jemand durch Unordnung, lüderliche Wirthschaft und Ausschweifungen aller Art in Noth gerathen ist, so wäre es thöricht, ihm durch Geben mit vollen Händen den Vorschub für seine Verkehrtheit zu leisten. Man würde einem solchen Menschen nicht helfen, sondern schaden: denn er würde nur immer tiefer in den Strudel der Verwirrung hineingerathen. In solchem Falle ist zwar Hülfe nöthig, aber eine weise berechnete und

abgemessene. Ein gutes Herz, welches seines Lebens keine Grenzen kennt, würde, indem es hier Maß und Ziel überschritte und nur Del ins Feuer gösse, einen großen Beweis von Schwäche von sich geben. Und gleichwohl finden sich solcher Herzen, zur Ehre der Menschheit, aber nicht der nöthigen Vorsicht und Klugheit, nicht wenige. Die gebende Liebe ist bei ihnen zur Leidenschaft geworden; und alle Leidenschaft überschreitet das Maß; das Maß aber ist das Siegel der Kraft und der Herrschaft, ohne welche die Tugend keine Tugend ist. Wenn nun die gebende Liebe die höchste Tugend ist, die der Mensch an sich ausbilden kann, indem sie ihn am gottähnlichsten macht: so ist um so mehr darauf zu sehen, daß sie von allem Anstrich der Schwäche und Passivität frei bleibe; was auf keine andere Weise geschehen kann, als indem man sich gewöhnt auch dieser liebenswürdigsten aller menschlichen Eigenschaften durch Maß und Ziel das gehörige Verhältniß zum Leben überhaupt und zu dem Vermögen eines jeden beschränkten Lebens zu geben, wie es das menschliche in hohem Grade ist. Denn nicht ward uns verliehen, wie es der Gottheit eigenthümlich ist, aus unerschöpflichem Vorn des Lebens und Reichthums zu spenden: sondern uns ist in aller Kraft, auch in der des Lebens, eine Grenze gesetzt, die wir nicht überschreiten dürfen, ohne aus dem Gleichgewicht des Lebens zu kommen, in welchem allein alles Leben, und auch das unsrige, gedeihen kann. Es ist demnach durchaus nöthig, die gebende Liebe unseres Herzens unter die Aufsicht eines unparteiischen und einsichtigen Vermögens zu bringen; und dies ist kein anderes als unser Verstand. Der Verstand ist der Vater der Vorsicht und Klugheit, und vorsichtig und klug zu seyn — was eigentlich dasselbe ist — ist kein Verbrechen, sons

dern im Gegentheil ein Mittel, alle Tugend zu fördern, obwohl an sich selbst noch keine Tugend, weil auch der Verbrecher und Lasterhafte dieser Eigenschaft im hohen Grade Meister seyn und werden kann. Der Mißbrauch jedoch einer Kraft schließt ihren Gebrauch zum guten Zwecke nicht aus: denn zur Prüfung und Ueberlegung ward uns der Verstand gegeben; und prüfen, wie viel man geben kann, ohne sich im Geben zu erschöpfen, und Wem und Wie man geben darf, ohne durch die Gabe zu schaden, dieß ist der Charakter des Maßes, dem sich auch die gebende Liebe, wie jede andere Kraft, unterwerfen muß.

§. 217. Maß in der Thätigkeit des Vor-
stellungsvermögens.

Allerdings ist die Welt, in der wir leben und uns bewegen, eine Vorstellungswelt, und alles unser Empfinden, Denken und Thun ist durch Vorstellungen vermittelt. Wir können uns von unsern Vorstellungen überhaupt, auch wenn wir wollten, nicht losmachen: sie sind das Element, in welchem wir leben. Allein immer sind die Vorstellungen doch nur etwas Vermittelndes; und uns bloß mit Vorstellungen zu beschäftigen, ohne sie an wirkliche Gegenstände des Empfindens und Thuns zu knüpfen, würde nur ein Traumleben seyn. Es gibt zwar Leute, die nur an ihren Vorstellungen hängen und brüten, allein dieß sind auch Kranke, und Kranke von der schlimmsten und unglücklichsten Art. Nur eine passive Verwöhnung hat sie in diese unheilbringende und unselige Verstimmung gezogen. Schon darum also ist Maß in dem Geschäft des Vorstellens ein unverletzliches Gesetz des Lebens. Unser eigentliches Leben ist ein Thun, oder soll ein Thun seyn, welches durch gesetzliche Vor-

stellungen d. h. durch Zweckbegriffe, entsprechend den Forderungen der Vernunft, geleitet werden soll. Alles Denken soll dem Thun dienen; und die Wissenschaft des Denkens selbst, ja alle Wissenschaft überhaupt, hat zuletzt einen praktischen Zweck, oder soll ihn haben, wenn sie gleich in ihrer eigenen Sphäre sich nicht um das Thun bekümmert. Es ist eine falsche Ansicht, obwohl dormalen eine sehr begünstigte: daß die Wissenschaft sich selbst Zweck sey. Sagt sich die Wissenschaft von der Beziehung auf das handelnde Leben los — eine Beziehung, die sie haben muß, wäre auch dieselbe durch noch so viele Mittelglieder bedingt — so gräbt sie sich ihr eigenes Grab, indem sie bloß dem Spiele einer müßigen Neugierde, oder dem Dünkel des Zielwissens dient. In beiden Fällen vernichtet sie sich selbst: denn die Neugierde treibt zu weit, und der Dünkel zu hoch. Auch das Wissen und das Streben um das Wissen muß gezügelt werden: denn wir können nicht alles, und nicht alles gründlich wissen. Bei vielen Gegenständen des Wissens müssen wir uns mit bloßen Um- und Schatzenrissen begnügen. Die Wissenschaft unserer Tage konnte keine größere Thorheit begehen, als sich eine absolute Aufgabe, Vollendung, als Ziel hinzustecken. Sie that es, indem sie ihren letzten Zweck, das handelnde Leben, vergaß. Dieses hat seine Grenzen und beschäftigt sich bloß innerhalb gewisser Grenzen: und so ist ihm auch nur ein bedingtes, begrenztes Wissen nöthig und brauchbar. Auch kann sich Niemand, bei allem Streben, eines unbegrenzten Wissens rühmen. Warum sich nun ein Ziel stecken, das man nicht erreichen kann? Es liegt hierin ein Widerspruch, den aber ein hochfahrender Sinn, zu seinem eigenen Nachtheile, überspringt. Wir erinnern hier nur an einige sich selbst überfliegende Philosophen unserer Tage. Kurz die Frage: wie weit

der Mensch im Forschen kommen kann und gehen darf, kann nicht oft genug wiederholt und erörtert, die Grenzen des menschlichen Erkenntnißvermögens können nicht scharf genug ausgemessen und nicht genau genug bewahrt werden. Und diese Grenzbewahrung ist der allgemeine Erweis des Maßes in der Thätigkeit des Vorstellungsvermögens. Allein auch ganz insbesondere, und gleichsam zum täglichen Hausbedarf, ist eine Oeconomie in dieser Thätigkeit von Nöthen. Und zwar in zweierlei Hinsicht. Es gibt bekanntlich Leute, die sich mehr mit der Einbildungskraft, andere, die sich mehr mit dem Verstande beschäftigen. So nothwendig beide Thätigkeiten, und so hülfreich sie für einander gegenseitig sind, so thun sie sich doch eben so gegenseitig Eintrag, wenn eine derselben einseitig und vorzugsweise in Wirksamkeit gesetzt wird. Zu viele Beschäftigung mit der Einbildungskraft schadet dem Verstande, ja auch jener im Uebermaß thätigen Kraft selbst. Je leichter und angenehmer die Beschäftigung mit der Einbildungskraft ist, je mehr man dadurch verlockt wird, sich ihr vorzugsweise hinzugeben, desto mehr kommt der Verstand in Nachtheil, dessen Ausbildung der Anstrengung bedarf, und nicht ohne Ueberwindung von Schwierigkeiten zu Stande kommt, demnach mehr vermieden als gesucht wird. Da jedoch die Einbildungskraft immerfort der Vormundschaft des Verstandes bedarf, wenn sie nicht ausschweifen und sich ihr eigenes Spiel verderben soll, so leidet sie selbst unter der Vernachlässigung des Verstandes und wird eine Herumschweiferin, die sich je länger je mehr in ihren Bildungen von der Grenzlinie der Schönheit entfernt und sich am Ende ganz in dem Gebiet der Sinnlichkeit verliert. Einen eben so großen Nachtheil, nur auf andere Weise erfährt der Verstand, wenn er ausschließlich geübt und beschäftigt wird. Er

geräth nehmlich in das Gebiet dem Leben entfremdeter, unfruchtbarer, todter Begriffe, der Calcul und die Analyse engen ihn immer mehr zusammen, und trennen ihn immer mehr vom Leben los, so daß der Verstand desmensch ein kalter und theilnahmloser Zuschauer bei dem Farben- und Glanzreichen Wechsel des Natur- Kunst- und Menschenlebens bleibt; als wodurch für die Bildung und das Gedeihen des eigenen Lebens selbst der größte Nachtheil entsteht. Demnach ist das Maß auf alle Weise auch in der Thätigkeit des Vorstellungsvermögens geboten, und diese Thätigkeit darf daher besagtermaßen weder im Ganzen das empfindende und handelnde Vermögen beeinträchtigen, noch sich in ihrem eigenen Gebiete allzusehr der einseitigen Richtung freier oder gesetzlicher Beschäftigung überlassen.

§. 218. Maß in der Thätigkeit des Willens.

Obwohl das Menschenleben seinen wahren Bestand und seinen sichersten Haltungspunkt im Thun findet, so daß dieses gleichsam die Axt ist, um welche das ganze Menschendaseyn sich zu bewegen bestimmt ist, und obwohl den Menschen nichts fester stellt im Leben als ein kräftiger Wille, demnach der Wille, auf dem der Charakter des Menschen ruht, einer ganz eigenen und sorgfältigen Pflege bedarf (§§. 205. — 209.): so ist dennoch auch der Thätigkeit dieser Urkraft des menschlichen Wesens Maß und Ziel zu setzen, wenn sie nicht der Dekonomie des Gesamtlebens nachtheilig werden, ja sich selbst in ihrem Wirken schaden soll. Der Wille, immersort von früher Zeit an vorwaltend gehandhabt und geübt, artet leicht in Eigenwillen und Starrsinn aus; und ein Mensch, der einmal auf das Handeln gestellt ist, geräth leicht in Gefahr, Alles, was er im

raschen Entschlüsse begonnen, nicht selten zum größten Nachtheil aller seiner Verhältnisse durchzusehen, und am Ende doch wohl unter der Last und in dem Gedränge der sich anhäufenden Hindernisse und Schwierigkeiten zu scheitern. Ein auffallendes Beispiel hievon hat uns der willenskräftigste Mensch unserer Zeit, Napoleon, gezeigt. Obgleich mit einem ungewöhnlichen Maße von Intelligenz begabt, überwältigte dennoch sein eiserner Wille den Einfluß dieser Macht, welcher er so viel zu verdanken hatte, und die Stärke des Charakters, durch die Energie seines Willens erzeugt, eines Charakters, der nur in den kräftigsten Charakteren des klassischen Alterthums seines Gleichen und seinen Maßstab findet, hat ihn, wie sie ihn aus dem Staube zu Schwindel, erregender Höhe hinaufgehoben, auch wieder, rücksichtlich seiner äußeren Lebenswendung, in den Staub hinabgestürzt; obwohl dieser Charakter, seine innere Haltung betreffend, sich erst nach jenem ungeheuern Sturze vollständig bewährt hat. — Der Wille darf nie aus der Bahn heraustreten, die ihm die Intelligenz vorzeichnet; oder er gleicht dem Strome, der aus seinen Ufern tritt und die Umgegend verheert, die er durch seinen lebendigen Lauf mit Segen erfüllen sollte. Aber gegen diese Ausartung ist bei guter Zeit anzukämpfen; und wie andere Richtungen der Bildung in früher Jugend genommen werden müssen, so auch diese. Wie die Kinder frühzeitig zum Thun angehalten und gewöhnt werden müssen, so auch frühzeitig und in eben dem Maße zum Gehorsam. Die früh erwachende Willkür muß auch zeitig gezügelt werden, damit sie nicht in Eigenwillen und Starrsinn ausarte. Die verstocktesten Charaktere sind die, denen der Eigenwille in früher Jugend nicht gebrochen ward. Der Mensch wird dadurch kein Sklav, daß er gehorchen lernt, wenn er nur

nicht auf despotische Weise zum Gehorchen, d. h. wenn er nicht zum sklavischen Gehorchen genöthiget wird. Der schönste Gehorsam ist der Gehorsam der Liebe; und für diesen sind Kinder ganz besonders empfänglich. Mit Liebe gehorchen, heißt frei gehorchen; und geschieht dieß, so erlangt der Wille seine gehörige Disciplin, und das freie Thun wird dennoch nicht gefährdet. Entwickelt sich nun in reiferen Jahren die eigene Intelligenz, so daß der Mensch der fremden Vormundschaft entlassen werden muß, so findet sie an dem zum freien Dienste gewöhnten Willen einen willigen Vollstrecker ihrer Befehle, und das schöne, reine Verhältniß tritt in das Leben ein, welches zwischen den obersten Mächten desselben immerfort bestehen soll, und ohne welches kein Gedeihen des Lebens selbst denkbar ist. Aber darum muß auch auf alle Weise für die gehörige Entwicklung der Intelligenz gesorgt werden, indem sie die Quelle alles Maßes, und folglich auch des Maßes für die Willensthätigkeit ist. Die Zügelung des Temperaments und der sinnlichen Triebe, die Gewöhnung der Kinder an Aufmerksamkeit, an Bedachtsamkeit, Besonnenheit und Ueberlegung — wozu sich jeden Tag über die vielfältigsten Gelegenheiten vorfinden, die nur ergriffen und benutzt werden dürfen — ist die erste und nöthigste Bildungsschule zur Entwicklung der Intelligenz, welche, wie jede Kraft, der äußeren Anregung und Leitung bedarf, wenn sie zu ihrem eigenthümlichen Lebensgeschäft gedeihlich heranreifen soll. Und das Geschäft der Intelligenz ist kein anderes, als das der Zügelung und Richtung der Willenskraft. Glücklich ist der Mensch, dem bei guter Zeit diese doppelte Pflege wurde: die des Willens im thätigen Gehorsam, und die der Intelligenz, als erster und höchster Führerin des ganzen Lebens. Aber wo dieß nicht geschehen ist,

wo ein ungebändigter Wille in die Welt hineintobt, und die Intelligenz nicht Kraft genug besitzt, ihn zurück und in den heilsamen Schranken zu halten: da möge wenigstens der das Leben immerfort begleitenden ernstesten Lehrmeisterin: der Erfahrung, Gehör gegeben werden. Sie macht uns durch die Folgen unserer Verkehrtheiten auf die Ursachen derselben aufmerksam; und gerade daß dieß auf eine schmerzhafteste Weise geschieht, und nicht anders geschehen kann, ist uns zum Heil, oder soll uns dazu gereichen: denn der Schmerz, der erste Lehrer unsers Lebens, bleibt auch unser Führer und Wohlthäter in dem weiteren Laufe desselben. Hat uns ein ungesünder Trieb und Mangel an Ueberlegung in unvorsichtiges Thun gestürzt, und haben wir die Folgen davon schmerzhaft zu empfinden, so möge uns ein zweites Mal das gleiche verkehrte Unternehmen nicht übereilen; und die heitere Erfahrung, die wir machen, wenn wir zwar mit festem und kräftigem Willen, aber nach reiflicher Ueberlegung und mit fortgehaltener Besonnenheit handeln, möge uns anreizen, dieses Verfahren immerfort zu beobachten. Nie hat noch die Verwahrung des Maßes einen Menschen in Schaden gebracht, aber jederzeit die Verletzung desselben. Und so sey denn auch der Willenskraft, dieser Flamme unseres Lebens, die eben so verzehrend als wohlthätig werden kann, ihr Maß und Ziel der Thätigkeit unberrückt vorgesteckt von der Bewahrerin alles Maßes, der treuen Hüterin und Wächterin unseres Lebens, der im Tageslichte schaffenden Intelligenz.

Vierter Abschnitt.

Verwahrungslehre oder Prophylaktik.

Erstes Kapitel.

Von den Gefahren und Verwahrungsmitteln des
Seelenlebens überhaupt.§. 219. Stellung des Seelenlebens gegen
die Welt.

Die Seele, des Menschenlebens innerste Kraft und Wesenheit, gleicht dem Keime, der im mütterlichen Schooße der Erde ruht und sich durch die Erdenkräfte entfaltet. Die Kräfte und Reize des leiblichen Lebens sind es, welche das Seelenleben aus seinem Schlumner wecken und es zunächst zu Gefühlen, Trieben und Vorstellungen anregen (§§. 8 — 15.). Das leibliche Leben selbst aber zieht seine Nahrung aus den Welt-Elementen, und bringt die Seele mit dem Welt-Ganzen in Verbindung. Der Leib ist das Medium der Gemeinschaft der Seele mit der Welt. Nur unter dem Einfluß der Weltreize kann der Leib erregend auf die Seele einwirken. Und so sind es zuletzt jene Reize, welche die Entwicklung der Seele beginnen, fördern und vollenden, so weit diese Entwicklung von außen

her vollendet werden kann. Unser Seelenleben hängt ursprünglich in seinen Gefühlen, Trieben und Vorstellungen ganz von der Welt und ihrem Einflusse ab. Wir sind und werden nichts ohne die Welt. Sie ist die Erregungsquelle und der Gegenstand unserer gesammten psychischen Thätigkeiten. Die Luft, der Sonnenstrahl, die Nahrungsmittel, sie beleben nicht nur unsern Leib; sondern sie erwecken auch unsere Seele. Unser Begehren, unsere Sehnsucht, unsere Lust und unser Schmerz hängt von äußeren Einwirkungen ab; unser Bewußtseyn selbst wird von denselben angefaßt und entzündet. Wir werden unserer selbst zunächst an den Gegenständen der Welt bewußt, an ihren Farben und Tönen, an allen ihren auf uns einwirkenden Sinnesreizen. Und hat sich die Welt für uns gestaltet, so wird sie unser Wohnhaus, in dem wir schaffen und weben, die Vorrathskammer unserer Vorstellungen und Begriffe, und die Spenderin und Bewahrerin unserer Besitzthümer und Güter, so lange wir keine besseren kennen. Kurz, die Stellung unseres Seelenlebens gegen die Welt ist, wenigstens ursprünglich, eine durchaus abhängige. Wie sich aber auch, nach voller Entwicklung des Seelenlebens, die Verhältnisse desselben zur Welt umgestalten mögen, in Einem Stücke bleiben sie doch stets unverändert; und dieses betrifft gerade das Wesentliche unserer Stellung gegen die Welt: es ist das Verhältniß der Erregung und Gegenwirkung. Die Welt hört nie auf, so lange unser Seelenleben wacht, erregend auf uns einzuwirken, und wir selbst hören nie auf, so lange wir diese Einwirkung erfahren, uns zurückwirkend gegen die Welt zu verhalten. Durch dieses Doppelverhältniß wird unser Seelenleben immerfort unterhalten, wie das lebliche durch seine Nahrung von außen, und die innere Verarbeitung derselben. Es ist

also dieses Verhältniß von der höchsten Wichtigkeit; und da es, wie alles Naturverhältniß, gesetzlich ist, so würde die Entwicklung und Reife des Seelenlebens unter seinem Schutze eben so gesichert seyn, als die des Pflanzenlebens unter dem Einflusse seiner Erregungsgesetze: wenn nicht Störungen eintreten könnten, und in der Regel auch einträten, welche jene Entwicklung und Reifung auf mancherlei Weise gefährden. Diese Störungen können nicht in der Gesetzmäßigkeit, sondern nur in der Regellosigkeit liegen, demnach von außen her wie von innen nicht das Werk der Natur, sondern nur das der Willkür seyn. Nämlich die Welt, die uns umgibt, ist ja nicht bloß eine Natur, sondern auch eine Menschenwelt. Im menschlichen Schoosse wird der Mensch erzeugt, und in den Schoos der Menschheit wird er aufgenommen, wenn er geboren ist. Menschliche Hände pflegen den Neugeborenen, menschliche Rede löset das Band seiner Zunge, menschlicher Unterricht impft ihm die Keime zu einer Welt von Vorstellungen ein, kurz, menschliche Umgebung bildet größtentheils den Menschen nach ihrem eigenen Bilde. So ist der Mensch gleich von seinem ersten Entstehen an gleichsam in das Element der Menschenwelt eingetaucht und saugt aus ihm die Nahrung seines innern Lebens; und diese Menschenwelt ist ein Gewebe mannichfaltigthätiger Willkür, so wie an der Spitze des sich entwickelnden Seelenlebens ebenfalls die Willkür steht. Von beiden Seiten demnach, von außen so wie von innen, entstehen Gefahren für das Seelenleben, welche seine Entwicklung, so wie seinen Bestand, wenn auch nicht stets zu vernichten, doch allezeit zu beeinträchtigen drohen: denn die Willkür ist nur in so weit eine wohlthätige Kraft, als sie sich dem Gesetz fügt, gegen welches sich aufzuslehnen sie eine natürliche Neigung hat.

§. 220. Gefahren des Seelenlebens in seiner Stellung gegen die Welt.

Da das Verhältniß des Seelenlebens zur Welt ein Erregungsverhältniß ist, da die Seele nur in sofern entwickelt wird, als sie von den Reizen, die ihr von außen kommen, erregt und zur Zurückwirkung erweckt und aufgeschlossen wird, so kommt es darauf an, wie sie erregt wird und wie sie zurückwirkt. Die Naturwelt regt die Gefühle, Triebe und Sinne gesetzmäßig auf. Nicht so die Menschenwelt. Die Menschen, von mannichfaltigem leidenschaftlichen Interesse, von mannichfaltigen Täuschungen, Irrthümern, ja Thorheiten bewegt, handeln nach Maßgabe dieser Antriebe, und wirken demnach, zu Folge derselben, oft bei dem besten Willen, verderblich auf die zarten Kinderseelen ein. So Eltern und Erzieher nicht minder, als zufällige Umgebungen z. B. von Gefinde, deren Einflüsse die Kinder ausgesetzt sind. So werden in den jungen Seelen die Keime zu Begierden und Leidenschaften, zu falschen Vorstellungen und Handlungsweisen rege, und so keimt schon in früher Zeit statt guter Saat schädliches Unkraut auf. Denn einer der ersten Triebe, der im Menschen erwacht, ist der Nachahmungstrieb; und der Mensch ahmt eben so leicht das Ueble nach als das Gute. So sehen wir denn häufig in jungen Seelen auf solche Veranlassungen den Hang zum sinnlichen Genuß, die Habsucht, den Eigennuß, den Neid und die Scheelsucht erwachen, eben so die Keime der Nachsucht, der Schadenfreude, der Bosheit sich entfalten. Oder wir sehen die jungen Gemüther durch Furcht und Scheu eingeschüchtert und in sich zurückgezogen. So sehen wir die Eitelkeit, den Stolz, frühzeitig aufgeregt. Oder wir sehen den Hang zur Unthätigkeit, zum Müßiggang, zur Flatterhaftigkeit, zum

Leichtsinn, zur Scheu vor der Anstrengung begünstiget, oder falsche, verkehrte, verderbliche Vorstellungen von den gemeinsten wie von den höchsten Gegenständen des Lebens sich einnisten, und, gleich dem Ungeziefer, welches die Knospen der Blumen-anfrisst, die jungen Seelen benagen. Mit den zunehmenden Jahren nehmen die Gefahren der Weltverführung zu. Nichts wirkt mächtiger als das Beispiel; und es ist ein altes, wahres Wort: „böse Gesellschaften verderben gute Sitten.“ Eine niedriggesinnte, überhaupt eine verbildete oder rohe Umgebung, schiefe Ansichten, Vorurtheile, schlechte Gewohnheiten, Alles Dieß wirkt mächtig auf das jugendliche Seelenleben ein, verwirrt und verbildet es auf mannichfaltige Weise. Hierzu noch die Lockung zu Genüssen, zu Ausschweifungen aller Art, denen ein empfänglicher, lebenslustiger Sinn auf halbem Wege entgegenkommt. Denn auch von innen heraus, aus dem Springquell des Seelenlebens selbst, strömt die Willkür über, sich des freien Spiels und der Ungebundenheit erfreuend, und sich scheuend vor dem heilsamen Zwange und der Strenge der Regel, welche das Leben zügeln und zu Form und Ordnung gewöhnen soll. Hierzu nicht selten das Ungeßüm des Temperaments, welches aller Schranke und Weisung spottet. Vor allem aber wird die normale Entwicklung des Seelenlebens behindert durch die ursprüngliche Abneigung vom Guten und den eingebornen Hang zum Bösen, wovon sich kein Sterblicher los machen kann, und der uns, wie eine heilige Schrift sagt: „immer anklebt und trägt macht.“ Feinde demnach von allen Seiten, die das Seelenleben belauern und seinem Gedeihen vielfältig im Wege stehen. Allen diesen Gefahren des Seelenlebens nun soll und muß vor:

gebaut und entgegen gearbeitet werden, wenn es nicht seinem Untergange zuweilen soll.

§. 221. Allgemeine Verwahrungsmittel.

Da alle Gefahren des Seelenlebens von der abnormen Erregung und Gegenwirkung desselben abzuleiten sind, so ist natürlich die Abwendung derselben nur durch die Beförderung seiner normalen Erregung und Gegenwirkung zu bewerkstelligen. Zunächst ist die zarte Pflanze bei ihrer ersten Entwicklung vor allen schädlichen Einflüssen zu sichern. Von Eltern und Erziehern ist es vorauszusetzen, daß sie in physischer, sittlicher und intellectueller Hinsicht nur wohlthätig auf das der psychischen Erregung bedürftige psychische junge Leben einwirken, wenigstens einzuwirken bemüht sind; ihr heilsamer Einfluß ist die nächste Bedingung, unter welcher allein sich die Anlage zum Menschen im Menschen entwickeln kann. Wo Eltern und Erzieher verwahrlosend zu Werke gehen, da ist so viel als Alles verloren. Eine der ersten Pflichten und Sorgen derselben ist aber: dem nachtheiligen Einflusse einer rohen oder verbildeten Umgebung, namentlich des eigenen Gesindes, und fremder herzuströmender Kinder, vorzubeugen. Das Gesinde muß in den sittlichen und geordneten Geist des Hauses eingehen, oder aus seinem Kreise ausscheiden; und Kinder von Fremden, die sich ihm nahen, müssen gleichfalls im reinen Sinne erzogen, oder sie müssen aus diesem Kreise ausgeschlossen werden. So wird weder das Gemüth, noch der Wille, noch das Erkenntnißvermögen schon in der ersten Zeit befleckt. Allein hiemit ist das Geschäft der normalen Erregung des Seelenlebens noch nicht begonnen, geschweige ausgeführt. Im kindlichen Gemüthe liegt eine doppelte schöne Anlage: die des Vertrauens oder Glaus

bens, und die der Furcht oder Scheu. In beiden ruhen die künftigen Stützen des menschlichen Lebens, und beide müssen auf das sorgfältigste gepflegt werden. Das Kind glaubt Alles; und so darf man denn auch diesen Glauben nicht zur Täuschung des Kindes benutzen und dadurch den Keim des Zweifels und Mißtrauens in dasselbe pflanzen, sondern man muß im Gegentheil auf diesen Glauben alle Lehre der Wahrheit pflanzen: denn alle Wahrheit ist zuletzt doch nur durch den Glauben verbürgt, als welcher der feste Grund aller Gewißheit ist und bleibt. Was aber die Furcht oder Scheu betrifft, so ist sie an Alles was Heilig heißt, auf das innigste und festeste anzuknüpfen: denn heilige Scheu ist der Ursprung und Anfang aller Religion. Wer keine Scheu mehr vor dem Heiligen hat, ist so gut als verloren. Je früher diese Scheu oder Furcht erweckt, je sorgfältiger sie gepflegt wird, desto sicherer ist der Mensch vor allen Abwegen von der rechten und geraden Bahn des Lebens. Eine Folge dieser Gewöhnung zur heiligen Scheu, welche mit der Scheu vor der Verletzung des Heiligen Eines und Dasselbe ist, ist der kindliche Gehorsam. Dieser Gehorsam ist die erste und wichtigste Vorschule des Lebens: denn das ganze Leben, wenn es ein segnenreiches seyn soll, muß auf den Gehorsam gegen die göttlichen Gebote gebaut seyn; die Eltern aber sind dem Kinde an Gottes Statt. Die nächste Erregung des jungen Seelenlebens ist sodann die zur Thätigkeit. Die Thätigkeit ist das Element des Lebens, und das natürliche Gegengift aller Passivität, welche die alleinige Quelle alles Lebensunglücks ist; die Thätigkeit ist folglich auch als die Hauptquelle des Lebensglücks anzusehen, wie fern dasselbe das Werk des Menschen ist. Vertrauen, Scheu des Heiligen (Ehrfurcht), Gehorsam, und Thä-

tigkeit, sind die vier Grundfeller zum Gebäude eines gedeihlichen Seelenlebens. An die Gewöhnung zur Thätigkeit knüpft sich nun die Erregung der vorstellenden und erkennenden Kraft. Zunächst muß die Aufmerksamkeit des Kindes erregt und beschäftigt werden. Ohne Aufmerksamkeit ist weder eine Uebung des Gedächtnisses noch des Verstandes möglich; beide Kräfte entwickeln sich zugleich mit der Aufmerksamkeit. Und so wird der höchsten, das Leben leitenden Kraft, der Urtheilskraft, die Bahn vorbereitet. Alles Thun und Denken des Kindes aber muß an das Herz, an die freie Neigung geknüpft werden. „Das Rechte mit Neigung thun“ ist die höchste Aufgabe des Seelenlebens. Darum muß die Neigung des Kindes zeitig von seinem Selbst ab und auf das Rechte und Gute hing gerichtet, die Liebe des kindlichen Herzens muß eine Liebe zum Guten werden. Der Keim der Liebe und der Keim des Guten, beides liegt im Herzen; sie müssen beide, wie zwei Geschwisterpflanzen, zusammen gehalten, erregt, gepflegt werden. So wird der Anschlag und Schwung zum rechten Seelenleben, zur rechten Seelenentwicklung gegeben; und auf diesen Grund darf nur weiter fortgebauet werden. Es thut sich im weiteren Verlaufe des Lebens das Reich des Wahren, Schönen und Guten auf; und sind einmal die Kräfte nach diesen Gebieten des vollkommenen Daseyns gerichtet, so ist auch das Seelenleben geborgen, und gesichert vor den Gefahren, welche von außen und innen, durch falsche Erregung und falsche Rückwirkung, das Seelenleben aus seinen Fugen bringen und zunächst in die Kreise einer falschen Thätigkeit, zuletzt aber in den Strudel einer allseitigen Passivität und des vollendeten Lebensunglücks hineinschleudern.

Zweites Kapitel.

Von den Gefahren und Verwahrungsmitteln
des Gemüths.

§. 222. Gefahren des Gemüths von Außen.

Was bis jetzt nur im Allgemeinen angedeutet ist, muß nun in besonderer Darstellung verfolgt werden. „Aus dem Herzen kommen arge Gedanken;“ und aus dem Gedanken entsteht die That. Es muß also zunächst der Blick auf die Verwahrung des Herzens gerichtet seyn. Der natürliche, ja göttliche, Hang des Herzens zur Freude — denn die Freude ist das Leben, und nach dem Leben sehnt sich das Herz — ist gerade derjenige, an welchen sich die nächsten, und zugleich die verderblichsten, Gefahren des Seelenlebens knüpfen. In der Gestalt der Anmuth und Schönheit, des Genusses und der Lockung kommt dem Herzen die Freude von außen entgegen. Sinne und Einbildungskraft saugen den Zauber der Ergötzlichkeiten und Güter des Lebens begierig ein, und führen das süße Gift dem Herzen zu, welches von Natur, und ungeleitet durch höhere Führer, nach dem Irdischen, d. h. Vergänglichen und Vorüberschwindenden hingezogen wird und in ihm seine Lebensnahrung zu finden wähnt. Die ersten Feinde des Herzens sind die jugendlichen Spiele. Nicht als ob die Jugend nicht spielen sollte; allein sie mag so gern das Leben zum Spiele machen, weil das Spiel leicht und angenehm beschäftigt, und ein müheloses Daseyn für den Augenblick Lust und Wonne bringt. Darum zerstreut und verliert sich die Jugend so gern im Spiel, und will von nichts Anderen wissen. Und

hier wird der erste Grund zum künftigen Mißbehagen, ja zu Kummer und Elend gelegt: denn das Herz, das am Spiele haftet, betrachtet den Ernst des Lebens als seinen Feind. Auf tausend Wegen entschlüpft es ihm, und geräth dadurch in die ersten Gefahren des Lebens. Viele Seelen sind schon in der ersten Jugend durch den Hang zum Spiel und zur Zerstreuung verwahrloset worden. Dieser Hang macht träg, widerspänstig, betrügerisch, lügenhaft, weil jeder Vorwand begierig ergriffen wird um dem Ernste und der Anstrengung auszuweichen. Eine Menge Müßiggänger, Herumschreier, Laugenichtse, sind, was sie wurden, auf dem Wege des jugendlichen Spiels geworden, welches sie immer mehr vom Ernste des Lebens ab, und in die Verworrenheit einer ungebundenen Freiheit verlockte. — Der nächste Feind des Herzens, der in der Fülle der Jugend erwacht und ihr in der Sonnenglut des feurigsten Lebens entgegentritt, ist die Liebe. Das Feuer der Liebe, von den Sinnen angefaßt, von der Einbildungskraft genährt und unterhalten, verzehrt gerade die lebendigsten Herzen; und tausend und aber tausend Jünglinge und Jungfrauen haben in den Flammen der Liebe ihren Tod gefunden: denn die Liebe will, wie alles Feuer, sorgsam bewahrt und gepflegt werden, wenn es nicht verheeren soll. — Der dritte Feind des Herzens ist Hab' und Gut. Das Herz wird gar zu natürlich und gar zu leicht nach dem Besizthum, nach allem was ein Gut des Lebens heißt, vor Allem nach dem Gelde, als dem Repräsentanten alles Besizses, hingezogen und nach dem letzteren um so mehr, da das Geld die scheinbare Stütze des Lebens ist, und die Gewährleistung für jeden beliebigen Genuß desselben darbietet, so fern derselbe von äußeren Dingen und Verhältnissen abhängt. Daher das rastlose Jagen

nach Geld und Geldeswerth bei so Vielen, welches alle ihre Sorge, alle ihre Zeit und Mühe in Anspruch nimmt, und dessen Gegenstand ihr ganzes Herz gefesselt hält. Der Mammon aber ist ein eben so niedriger Göze als der Bauch mit allen seinen Gelüsten, welchem Andere fröhnen, indem sie ihr Herz in diesen Schlamm des irdischen Daseyns versenken. Kurz, von welcher Art immer der irdische Besitz und Genuß sey, an dem das Herz haftet: er entfremdet den Menschen allezeit von seinem besten, edelsten Daseyn, und zieht ihn in gemeines Verderben hinab: denn Untergang ist unvermeidlich das Loos des Herzens, welches sich den Mächten hingibt, deren Thron der Abgrund der Vergänglichkeit ist. — Nur dem Scheine nach von den eben genannten verschieden, im Wesen aber dasselbe, ist das Haften und Hangen des Herzens an Ehre und Ansehen bei Menschen. Schon längst ist der Ruhm eine Seifenblase genannt worden; und nicht bloß der Ruhm selbst, sondern auch diejenigen, die ihn suchen, zerplagen nicht selten von einem einzigen kleinen Luftstoße. Es ist mit dem Ruhme wie mit dem Durste; ja, er ist eine Art von Durst: die Begierde zu demselben nimmt in dem Maße zu, wie sie gesättiget wird. Das Herz das von der Ruhmsucht verzehrt wird, wird nimmer ruhig; wie überhaupt kein leidenschaftliches Herz. Und so nagt auch dieser irdische Gegenstand, wie jeder andere, dem das Herz ganz und innig anhängt, nur am Leben; und die also gequälte Seele, auch im vollen Besitz dessen, was das Herz begehrt, geht nie zum Frieden ein. — Gleichwohl haben wir hier nur die Lichtseite der Gegenstände, die von Außen das Herz an sich ziehen, in Betrachtung genommen. Spiel und Liebe, und Besitz und Ruhm, sie verwüsten das Seelenleben wenn sie ihm zu Theil werden: und

wo dieß nicht geschieht, wo der Genuß und Besitz aller Art dem Herzen vereitelt, verkümmert, entzogen wird, ist nicht minder Noth und Elend die Ausbeute für das Seelenleben, vom Herzen aus, und im Kerne desselben. Jede getäuschte, jede gescheiterte Hoffnung, jeder Verzicht, jede Beraubung, welches Gutes es immer sey, nagt am Leben. Und das Leben des Lebens ist das Leben des Herzens. Daher die vielen unglücklich Schmach tenden, die vielen sich in nutzlosem Grame Verzehrenden. Melancholie und Wahnsinn sind die Kinder der Leidenschaft und des Schmerzes. Vergeblich, ja thöricht, ist es, diese Auswüchse des Seelenlebens auf dem Grund und Boden des Herzens; für körperliche Leiden oder aus leiblichen Elementen zusammengesetzte Uebel zu halten: nur das Seelenleben erzeugt sie, und nur im Seelenleben wurzeln sie ein; obgleich durch ihren Gifthauch das leibliche Leben zugleich angesteckt wird und zu Grunde geht. Und alle diese Uebel, alle die sie herbeiführenden Gefahren, sie entspringen in der Welt, aus der Welt, aus dem Leben in seinen äußeren Bedingungen, kurz: von Außen überhaupt, obschon sie ohne innere Empfänglichkeit keinen Sitz und keine Stätte ihres Wirkens finden könnten. Alle Leidenschaft, wenn sie nicht gebändigt wird, vernichtet den Menschen; und alle Leidenschaft hat ihre Wurzeln auf irgend einem Boden in der Außenwelt, der seinen Giftsaamen für das Herz trägt. Dieses, oder das Gemüth, vor dem Eindringen desselben zu verwahren, muß eine Haupt Sorge der Seelengesundheitskunde seyn.

§. 223. Verwahrungsmittel gegen die Gefahren des Gemüths von Außen.

Die ersten Hebel in dieser Hinsicht müssen von der Hand der Erziehung angelegt werden. Es bedarf nur

einer geringen Leitung der Kindernatur, und das Spiel wird zum Ernste, der Ernst zum Spiele. Nur sich selbst dürfen die Kinder in ihrem Spielhange nicht überlassen bleiben, nur aufgehen muß nicht das ganze Kinderleben im Spiele; und, wo nicht Alles, doch Vieles ist gewonnen. Das Spiel soll den Ernst vorbereiten. Und so werde es angesehen und benutzt. Zwischen das Spiel werde der Ernst eingeschoben, ja in das Spiel eingewebt: so wird er nicht erschrecken, sich nicht als feindlich ankündigen, nicht gescheuet und gemieden werden. Es werden demnach alle die Folgen nicht entstehen, die das Seelenleben zu allererst, in falscher Erregung und Zurückwirkung, untergraben. — Auch dem zweiten Feinde des Lebens, der Liebe, kann die Erziehung Unheilvermeidend und Heilbringend begegnen. Jemehr die jugendliche Kraft zur Thätigkeit und Beschäftigung, das jugendliche, wißbegierige Erkenntnißvermögen zum Auffassen, Festhalten und Verarbeiten bestimmter, in das Leben eingreifender Vorstellungen angehalten worden ist, je mehr das Interesse des Herzens dem Guten, Schönen, Wahren gewonnen worden: desto weniger zieht der Zauber einer angenehmen Gestalt die müßige Kraft und den unbeschäftigten Sinn an sich, besonders wenn durch zweckmäßige Einrichtungen Sorge getragen ist, daß keine unnöthige Annäherung der Geschlechter, keine unzeitige Gelegenheit zu allzufrüher Verbindung derselben unter einander Statt findet. Denn weislich ist durch Natureinrichtung selbst dafür gesorgt, daß zunächst nur Gleiches das Gleiche sucht: der Jüngling den Jüngling, und die Jungfrau die Jungfrau; und daß die Freundschaft des Gleichen eher das Zeppter ergreift als die Liebe des Ungleichen. Ueberhaupt, je ernster Jüngling und Jungfrau, jedes in seinem Kreise, für ihr künftiges Wirken

vorberettet werden, in je geraderer Richtung Jedes seinem Ziel entgegengeführt wird: desto weniger kann Sinn und Einbildungskraft das müßige Herz beschleichen und berücken und eine Sentimentalität in ihm erzeugen, welche gewöhnlich die Frucht frühzeitiger Versbildung ist. Zweckmäßige und anhaltende Thätigkeit ist das beste Schutzmittel gegen zu frühzeitige Geschlechterneigung und ihre Folgen. — Ganz anders muß wieder gegen die Gefahr gekämpft werden, mit welcher das Streben nach Geld und Gut dem Herzen droht. Meist zwar erst im reiferen Alter, nicht selten aber auch schon in früherer Zeit bemächtigt sich der Trieb zum Erwerb und Besitz der dazu geeigneten Gemüther. Nicht als ob dieser Trieb an sich etwas Tadelnswerthes wäre: er ist es eben so wenig als der Trieb zur Liebe oder zum Spiel; aber er wird es, sobald er das Herz ausschließlich in Beschlag nimmt. Und er ist um so mehr zu fürchten, je weniger das Urtheil der Welt den lediglich auf Erwerb und Besitz Gestellten tadelnswerth findet; sondern im Gegentheil denjenigen alles Lobes würdig hält, der, wie man zu sagen pflegt, etwas in der Welt vor sich gebracht hat. Ein Mittel des Lebens aber zum Zweck des Lebens machen ist allezeit tadelnswerth; und das ganze Herz an den Besitz der irdischen Güter zu hängen ist verderblich. Nichts kann gegen dieses sich Verlieren im Irdischen schützen und verwahren, als das Festhalten an den höheren Gütern der Menschheit, an den Schätzen, „die die Motten und der Rost nicht fressen, und da die Diebe nicht nachgraben und stehlen.“ Hierzu gehört freilich frühe Leistung und eigene Fortbildung, die keine andere als die der Geistespflege ist; an welche wir hiemit verweisen. Wo diese letztere vernachlässiget, oder überhaupt gering geschätzt wird, da ist nicht an ein Ausweichen der Ges

fahren zu denken, die dem Seelenleben auf diesem Wege drohen: denn ein der Weltforge gänzlich hingegabenes Gemüth geht auch im Strome der Welt unter. — Aber auch gegen die Lockungen des Ruhms und der Ehre gibt es nur dieses Eine Verwahrungsmittel: die Geistespflege. Ruhm und Ehre sind zwar kräftige Spornen für die Entwicklung des Talents und des Genie's selbst, überhaupt für die Entfaltung der Thatkraft in aller Art; und nicht umsonst hat der Schöpfer diese mächtigen Triebfedern in den Menschen gelegt, welche deshalb gewaltsam zu unterdrücken ein Frevel wäre. Allein sie bedürfen der Mäßigung nicht bloß, sondern auch der Leitung und Richtung auf die höchsten Zwecke und das höchste Ziel der Menschheit, wenn sie ganz ihrer Bestimmung entsprechen und sich nicht in untergeordneten irdischen Bestrebungen verlieren sollen, denen das Herz nur zu gern und zu leicht anhängt. Nicht eitlem Ruhme nachjagen ist auch ein Ruhm; und nicht nach irdischer Ehre trachten und schmachten, auch eine Ehre. Was man gewöhnlich, und in den Kreisen des bürgerlichen Lebens Ehre nennt, ist nur ein Götz des Egoismus, der, wie es die Tagesgeschichte, besonders der verblendeten Jugend, lehrt, nicht selten blutige Opfer verlangt. Nichts ist thörichter als seine Gesundheit, sein Leben sogar, dem Phantom von Ehre opfern, welches die Ausgeburt des Dünkels und der Anmaßung ist, und welches nur durch demüthige Anerkennung unserer moralischen Unwürdigkeit ausgerottet werden kann. Diese Anerkennung setzt aber eine richtige Ansicht unserer Bestimmung und unserer Stellung voraus, wie sie nur vom moralischen Standpunkte aus gefaßt werden kann, welcher deshalb die wahre und einzige Aegide gegen alle Angriffe einer falschen Ruhms- und Ehrsucht bleibt, die das Herz, dessen sie sich ein

mal bemächtigt, unvermeidlich ins Verderben ziehen. — Aber auch gegen die Gefahren, welche Furcht, Sorge und Kummer dem Herzen bereiten, sind Verwahrungsmittel nöthig. Dieß ist des Lebens größte Pein, daß es von so vielen vereitelten Hoffnungen, getäuschten Erwartungen, nicht gegönnten oder geraubten Genüssen und Besizthümern gemartert wird. Quaslen ohne Zahl und Namen bereitet das Leben denen, die im Leben, wie es ist, wie es erscheint, engbegrenzt und dennoch unbestimmt, ohne Halt und Bürgschaft, die Befriedigung ihres Herzens suchen. Das Herz, das sich in die Welt und ihre Reize versenkt, wie die Biene in den Blumenkelch, ist nicht so glücklich wie diese, nur den Honig des Lebens zur Ausbeute zu erhalten. Die Welt ist eine Blume, deren Saft, wenn er süß ist, Gift, und wenn er heilsam, bitter ist. Wer aber mag gern das Bittere? und wem frommt das Gift? Darum, in jedem Falle, hat das Herz mit der Welt ein übles Spiel; und es wird ihm eine eben so schwere Aufgabe das Bittere, was die Welt bietet, zu ertragen, als ihr Gift zu vermeiden. Weis des geschieht auf dieselbe Weise: vom moralischen Standpunkt aus, welcher das Besizthum nur desjenigen ist, welcher frühzeitig in das Element des Geistes eingetaucht, und späterhin in demselben bewahrt, in dem Aether der Freiheit die reine Lust des echten Lebens findet. Dieser gleicht dem Felsen:

„Den Fuß in Ungewittern,
„das Haupt in Sonnenstrahlen.“

Alle Sorge und alle Kummerniß der Erde, die das Herz benogt und so oft ausgehrt und tödtet, verliert ihren Stachel und ihre Gewalt, wenn das Herz fest ist in der Zuvorsicht zum höchsten Fenster aller irdischen Dinge, und voll von Vertrauen zu der Güte,

die das Schicksal der Menschen bestimmt. Nur in dieser Zuversicht ist die Ruhe, und in diesem Vertrauen der Friede des Herzens verbürgt; und vor allen Stürmen und Erschütterungen des Lebens geborgen ist das Herz, das „dem Herrn vertrauet und auf seine Güte hoffet.“

§. 224. Gefahren des Gemüths von Innen.

Auch ohne daß die Welt und ihre Lockung uns reizt, ihre Versuchung uns drückt, ihre Qual uns peiniget, lauscht dennoch der Feind in unserem Innern, der uns beunruhiget und verfolgt, so lange wir auf dieser Erde wallen. Unser Selbst ist es, von welchem alle Noth kommt; wir selbst sind es, die uns alles Unglück und Elend des Lebens bereiten; und sehr wahr ist das Wort:

„Denk, daß zu deinem Glück dir Niemand fehlt als Du!“

Wäre nicht der selbstische Hang in uns; die Gefahren der Welt würden uns nichts anhaben, ja, die Welt hätte keine Gefahren für uns, sie wäre uns nur Natur, nur Bedingung unseres äußeren Daseyns, und unseres Daseyns überhaupt. Allein daß wir ein — von Gott abgefallenes — Selbst sind, daß wir von diesem unsern Selbst auf natürlichem Wege aus, und auf dasselbe in allen unsern Bestrebungen zurückzukehren genöthiget sind, kurz, daß unser Selbst der Mittelpunkt unseres Daseyns ist, statt daß der Gott des Himmels und der Erde und unseres eigenen Daseyns dieser Mittelpunkt seyn sollte: dieses ist es, was uns herabzieht und uns tausendfältige Qual bereitet. Der Bienen; oder Wespenstich, wenn er sich immer tiefer und brennender in das lebendige Fleisch und in die fühlenden Nerven einbohrt, kann nicht verletzender und das Leben durchwühlender seyn, als der Stachel uns

feres Selbst ist, das nur eben sich selbst in allem Fremden, und alles Fremde um sein selbst willen sucht, und dessen Bestreben eben darum nicht besser bezeichnet werden kann als mit dem Wort: Selbstsucht. Die Selbstsucht ist der Tod unseres Seelenlebens: denn sie ist die erklärte Gegnerin des Lebens in göttlicher, d. h. in freier Liebe. An nichts mehr wird das Göttliche, das an und in sich Selige, erkannt, als an der freien Liebe; und gerade diese ist das reine Gegentheil der Selbstsucht. Gleichwohl ist nicht zu läugnen, daß die Selbstsucht unsere natürliche Gefährtin im Leben ist, und daß sie es ist, zu welcher wir durch alle Reize und Lockungen der Außenwelt eingeweiht und erzogen werden. Wer auf sich selbst steht, von sich aus und auf sich zurückgeht in seinem Empfinden, Denken und Thun, ist selbstsüchtig. Und so wenig ist dieß im Leben auffallend, daß vielmehr das Gegentheil allgemeine Verwunderung nicht bloß, sondern auch allgemeinen Tadel erregen würde. Inzwischen sind wir gegen dieses Unglück hinlänglich gesichert, und es ist nicht zu fürchten, daß so leicht Jemand von der Welt und ihrem Urtheil hinsichtlich des Selbst und seiner Würde und Wichtigkeit abspringen möchte. Denn wohl gilt es für einen Lebenscanon:

„Vermag der Mensch von seinem Selbst zu scheiden?“

Dieses Selbst ist die Quelle des Rechts für das Mein und Dein, überhaupt die Quelle des Naturrechts, welches nur den Kreis des eigenen Habens und Seyns in sich schließt, und nur darum ein fremdes Haben und Seyn duldet; damit das eigene gesichert sey. Niedrige Lebensweisheit! Gleichwohl, wer widerspricht ihr? wer wagt es sie falsch, oder auch nur beschränkt zu finden? Im Gegentheil: es ist la hauteur du principe: das Selbst im Auge zu behalten; demnach

gerade das entschiedene Gegentheil von dem was der einfache, göttliche Menschensohn gelehrt hat. Darum gilt er aber bei der selbstklugen, in sich selbst versessenen Welt heutzutage nicht mehr als jeder Thor, der sich einer Chimäre hingibt; und auf ihn und seine Weisung ein besonderes Gewicht legen heißt dem crassesten Mysticismus huldigen. Nun, so triumphire denn, du liebes Selbst, und ersättige dich an dir selbst, so lange es dir gelüftet; aber verbirg es dir auch nicht, daß du selbst dir nicht genug thun kannst; im Gegentheil, daß du dir nichts als Qualen bereitest, die von dir aus, oder durch deine Vermittlung, auf keine Weise beseitiget werden können. Kurz: nur von unserm Selbst aus entstehen uns alle Gefahren, die dem Seelenleben, wiefern es ein Leben des Gemüths ist, von innen drohen. Die Schwerekraft unseres Wesens — unsere Selbstigkeit — zieht uns danieder, und entfremdet uns dem Reiche des Lichts, das dem der Schwere gerade entgegen steht, und es ebenso feindselig bekämpft, als es von ihm widersacherisch, angegriffen wird. Licht und Schwere sind und bleiben Gegensüßler; eben so aber auch die Liebe und die Selbstsucht. Gleichwohl ist die Selbstsucht die Göttin der Welt; und Niemand wagt es ihre durch Natur und Gewohnheit legitim gewordenen Gerechtsame anzugreifen. Desto gefährlicher aber ist dieser Feind des Seelenlebens, welches, von ihm einmal ergriffen und festgehalten, für das wahrhaft Hohe, Große, und Göttliche verloren ist. Nichts ist Groß, was in Bezug auf das Selbst empfunden, gedacht und gehandelt wird; und so allgemein ist diese Unerkennung des Selbstischen und seines Gegentheils, daß der höchsten Erhebung des Ersteren nie die Verachtung, der tiefsten Erniedrigung des Letzteren nie die Huldigung des Wahrheitsliebenden gefehlt hat, noch fehlen kann. Und gleich-

wohl ist die Selbstigkeit der Altar, auf welchem, ihres Unterganges gewiß, die ganze Welt opfert.

§. 225. Verwahrungsmittel.

Diesem sichern Untergange des Lebens zu entgehen gibt es kein Mittel als die Selbstverläugnung, deren Anfang und Ende, deren Mittelpunkt und Höhe Niemand vollkommener als Christus gelehrt hat. Zu welchem Lehrer demnach aufrichtig und ernstlich in die Schule zu gehen der beste Rath für Jeden ist, welcher den Gefahren, welche seinem Herzen von innen drohen, ausweichen, und sich gegen dieselben verwahren will: denn die Selbstsucht ist die Sünde; und die Sünde bringt Tod und Verderben. Gegen die Selbstsucht gibt es gar kein natürliches Mittel: denn die Selbstsucht ist selbst natürlich, so natürlich, daß man von ihrem eigenen Standpunkte aus sie gar nicht gewahr wird, und was man von ihm aus denkt, empfindet und thut, recht und löblich findet. Um die Selbstsucht im Gemüthe zu ersticken ist zunächst nöthig, daß man sie erkenne. Man erkennt sie aber nicht, wenn man nicht darauf aufmerksam gemacht wird; und es gibt keine menschliche Lehre, die uns auf sie aufmerksam machte. Alle Lehren menschlicher Weisen, die bloß aus sich selbst schöpfen, namentlich der griechischen Philosophen und derer die ihnen folgen, haben bloß das Wohlsseyn, oder die Unabhängigkeit, oder die Vergöttlichung unseres Selbst zum Zweck, keine aber die Selbstverläugnung, deren Ziel die vollkommene Hingabe unseres Selbst an das göttliche Wesen ist: denn Gott, als das höchste Gut, kann nur erlangt und ergriffen werden, wenn wir uns selbst vergessen, uns gar nicht, sondern nur das göttliche Wesen in seiner Vollkommenheit im Auge haben. Und gerade diese Richtung, dieses Stres

ben scheint Vielen eine Chimäre, eben weil sie von ihrem Selbst nicht scheiden können, und davon zu scheiden, auch wenn es möglich wäre, nicht für recht und billig halten. Darum bleibt es in Leben und Lehre bei dem Alten, und der Geist der Christuslehre wird von Wenigen erkannt. Darum aber, weil das Seelenleben in uns selbst, und durch unser selbstisches Herz, am nächsten und meisten gefährdet ist, ist alle Ausbildung, die wir uns für das Leben, für die Wissenschaft und für die Kunst geben, alle Sorgfalt, die wir auf die Erhaltung und Sicherstellung unseres Lebens wenden mögen, mangelhaft, so lange wir dabei unser Selbst festhalten, und von diesem dunkeln Abfallspunkte nicht scheiden mögen. Allerdings sollen und können wir jener Ausbildung und Sorgfalt nicht entbehren, aber nicht um unsertwillen, sondern um einem höheren, heiligen Willen Gnüge zu leisten. Was wir thun um uns selbst zu gnügen und uns Gnüge zu verschaffen, ist schon in seinem ersten Grunde etwas Falsches und Verkehrtes: denn wir sollen nicht uns, sondern Gott angehören, nicht für uns, sondern für Gott leben, als welches allein die Bedingung ist, durch welche unser Leben beseliget werden kann. Ein selbstisches Leben ist nothwendig ein unseliges; und die Quelle aller Unseligkeit entspringt eben in und aus unserm Selbst, aus eben dem Herzen, dessen höchstes Bedürfniß die Seligkeit ist. Es bleibt demnach um das Seelenleben in dieser Hinsicht zu sichern, kein Mittel, als das eben vorgeschriebene, mit dessen Darstellung sich die Geistespflege ausführlicher zu beschäftigen hat.

Verwahrungslehre.

Drittes Kapitel.

Von den Gefahren und Verwahrungsmitteln des erkennenden und bildenden Vermögens.

§. 226. Gefahren des erkennenden Vermögens.

Die einzige aber auch höchst bedeutende Gefahr des erkennenden Vermögens ist: daß es sich von der Wahrheit verirren kann. Noch vor Kurzem zwar behauptete einer unserer Forscher: daß der Irrthum der einzige Weg zur Wahrheit sey; welches aber eben soviel sagen will, als: der Rechnungsfehler führe zum richtigen Facit, oder eine falsche Prämisse zur richtigen Conclusion. Rein: der Irrthum führt nur zum Irrthum; und erst wenn der Irrthum verlassen wird, gelangt man in das Gebiet der Wahrheit. Wie gelangt man aber zum Irrthum? Trügen uns die Sinne? Trügt der Verstand oder die Vernunft? Keinesweges; im Gegentheil: wir haben keine anderen Werkzeuge zur Erkenntniß der Wahrheit als die eben genannten; und wenn sie uns irre führten, so würden wir die Wahrheit überhaupt nicht erkennen können: Wir selbst sind es, welche den Irrthum erzeugen, wenn wir die Werkzeuge zur Wahrheit nicht recht gebrauchen: denn auch das beste Werkzeug, falsch gebraucht, entspricht seiner Bestimmung nicht. Wie kommen wir nun dazu diese Werkzeuge falsch zu gebrauchen? Lediglich durch unsere Schuld. Unser von Affecten, von Leidenschaften bewegtes Gemüth, welches zunächst die Einbildungskraft in Anspruch nimmt und besticht, unser Mangel an Aufmerksamkeit, unsere Zerstreuung, unsere Uebereilung, der Mangel an Wach-

samkeit über uns selbst und unsere Zustände, überhaupt unsere Thorheit, lockt uns vom Wege der Wahrheit ab und in die Schlingen des Irrthums, in welche einmal verstrickt es uns nicht leicht wird uns wieder herauszuwinden. Man kann sagen: das Leben der meisten Menschen ist ein einziger Irrthum, eben weil sie nicht bedacht sind die Wahrheit zu suchen, sondern irgend etwas Anderes, nämlich das, was ihren Neigungen, ihrem Hange, ihren Gelüsten entspricht. Und dieß ist nicht die Wahrheit: denn die Wahrheit entspricht bloß der Vernunft. Wer ist aber vernünftig? nicht einmal die sogenannten Weisen sind es, wenn sie die Wahrheit bloß im Wissen und in der Wissenschaft suchen: denn das Wissen verbürgt die Wahrheit noch nicht; und manche Wissenschaften würden nicht so viele Umwandlungen erfahren haben, wenn sie nichts als Wahrheit enthalten hätten. Ist es doch mit der ersten aller Wissenschaften, mit der Philosophie, nicht anders beschaffen. Wo ist die wahre Philosophie? und wer besitzt sie? Seit undenklichen Zeiten ist daran gebaut worden, und spätere Zeiten haben das Gebäude der früheren immer wieder niedergeworfen um durch die folgenden ein gleiches Schicksal zu erfahren. Warum? weil allezeit die menschliche Thorheit, mehr oder weniger, Antheil an dem Werke dieses Baues hat. Und so wird das alte Lustspiel: „Irrthum an allen Ecken,“ selbst in der Philosophie immer wieder von neuem aufgeführt. Oder ist es etwa kein Irrthum, sich im Besitz auch nur der Elemente der Wissenschaft der Natur und des Geistes zu wähnen? Beide, Natur und Geist, haben keine Elemente: denn sie sind unendlich; alles Element aber ist ein Endliches, und jede Wissenschaft muß von Elementen beginnen. Und so läßt sich in allem menschlichen Wissen tausenderlei Unvollkommenes und Mangelhaftes nachweisen, und ein Tag belehrt

den andern des Irrthums. In wie vielen Täuschungen und Vorurtheilen bewegt sich nicht die Menschenwelt um uns her! Täuschungen und Vorurtheile, welche zum Theil so alt sind als diese Welt selbst. Ist es nicht eine ungeheure Täuschung, daß wir auf die Beständigkeit aller irdischen Dinge rechnen? Was ist unbeständiger als das Glück? was unbeständiger als die Gunst der Menschen? ja selbst Freundschaft und Liebe, auf die wir so sicher bauen, wie oft verlassen, wie oft täuschen sie uns! Ist nicht die Klage über Untreue eine Klage, die so alt ist als die Menschengeschichte selbst? Und der Betrug und die Lüge wie umspinnen sie uns mit ihren Geweben! Hundertmal betrogen und belogen gehen wir doch immer wieder von neuem ins Neg. Die Ehrlichkeit ist häufig eine Maske der Falschheit; und dennoch trauen wir dieser Maske, so oft sie uns entgegen gehalten wird. Es ist eine Täuschung, die uns Ehre macht, aber dennoch eine Täuschung. Keine Ehre aber macht uns die Selbsttäuschung, der wir Alle unterworfen sind, mehr oder weniger, auf eine oder die andere Weise. Wie oft halten wir uns für klug, für einsichtig, und was noch schlimmer ist, für gut, wo wir es nicht sind. Und so kommt der Mensch aus der Täuschung nicht heraus. Eben so wenig aber aus den Vorurtheilen die auf Täuschung begründet sind oder dieselbe begründen. Welch unseliges Vorurtheil ist das der Ehre! Seine Ehre zu behaupten greift der Mensch zu den Waffen und mordet seine Brüder, oder läßt sich morden. Was ist denn das für ein Ding, die Ehre? ist es unser moralischer Werth? Wer darf auf seinen moralischen Werth pochen, wer ihn mit Gewalt der Waffen behaupten wollen! Nur der Thor, nur der Unsinnige könnte dieß thun. Und beruht die Ehre nicht im mor

ralischen Werthe: was für einen Werth hat sie denn, der mit dem Schwerte in der Faust vertheidiget werden müßte? Die sogenannte Ehre ist demnach nur etwas Eingebildetes und Dünkelhaftes, ein Vorurtheil, und nicht einmal ein unschuldiges, ein verzeihliches Vorurtheil, sondern ein solches, das unsere moralische Natur beleidiget, welche nur in der Verzichtleistung auf unser Selbst begründet ist, welches Selbst eben durch alle Angriffe auf unsere sogenannte Ehre verletzt wird. Wir sind also eifersüchtig auf das Schlechteste, was wir besitzen, und wir entehren uns indem wir uns zu ehren wähnen. Welches schmachliche Vorurtheil! Und so gibt es im gesellschaftlichen Leben ein Gewimmel von Vorurtheilen, die sämtlich auf keinem besseren Grunde, nämlich sammt und sonders auf unserer Selbstigkeit ruhen. So das Vorurtheil des Standes und Ranges, des Gewichts, das der Reichthum gibt, das Vorurtheil edler Geburt, ja sogar das, welches Talent, Anlagen und ihre Ausbildung erzeugen. „Wer viel hat, von dem wird viel gefodert.“ Ist er darum für groß anzusehen oder zu beneiden? Niemand hat sich selbst geschaffen und begabt; und wir sind Alle Werkzeuge in der Hand des Meisters. Handsome is that handsome does, sagt die Frau des Landprieesters von Wakefield mit großer Wahrheit, geschickt, jedes Vorurtheil über große Begabtheit zu widerlegen. Und so ließen sich denn noch unzählige Fälle anführen, wo der Mensch im Irrthum ist, weil er den Probiertestein der Wahrheit nicht kennt, oder nicht handhabt. Aller Irrthum aber ist verderblich, wiefern unsere Art zu denken und zu erkennen auf das Genaueste mit unserer Art zu empfinden und zu handeln, überhaupt mit unserem ganzen Wesen und Charakter zusammenhängt. Der Mensch handelt, wie er denkt, und denkt, wie

er empfindet; und unsere Empfindung macht uns selig oder unselig. Demnach sind die Gefahren unseres erkennenden Vermögens von nicht geringer Bedeutung für unser ganzes Leben in seinem vollen Umfange; und es verlohnt sich gar wohl der Mühe, gegen diese Gefahren die rechten Verwahrungsmittel aufzusuchen und darzustellen.

§. 227. Verwahrungsmittel gegen die Gefahren des erkennenden Vermögens.

Wahrheit heißt der Polarstern des Erkenntnißvermögens; und Wahrheit wird uns auf allen Seiten gegeben, wo wir nach ihr ausblicken. Wahrheit reicht uns die Sinne, Wahrheit gibt uns die mathematische Anschauung, Wahrheit reicht uns der logische Verstand, Wahrheit die metaphysische Vernunft. Ueberall Wahrheit in mannichfaltiger Form, in mannichfaltiger Beziehung, aber überall als ein Gegebenes, dem wir nur mit reinem Sinn entgegengehen dürfen. Die Wahrheit wird nicht erfunden, nicht gemacht, nicht willkürlich herbeigezaubert, sondern stets nur empfangen als das, was da ist, als das Seyn selbst, nur in mannichfaltiger Gestalt nach der Verschiedenartigkeit des Empfangnißvermögens. Jedes die Wahrheit empfangende Vermögen steht nur für sich selbst ein, keines bürgt für das andere. Die sinnliche Wahrheit kann nicht mathematisch, logisch, metaphysisch, und jede der übrigen hier genannten Wahrheitsarten durch keine der übrigen dargethan werden. Sie sind sämmtlich Strahlenbrechungen eines Lichts in verschiedenen Medien. Die Hauptbedingung aber zur Erkenntniß aller Wahrheit ist der keusche, treue, unbestochene Sinn. Nur empfangen werden kann die Wahrheit (das was da ist: das Seyn), weil alles Seyn für uns ein Gegebenes

ist; aber empfangen nur durch den ihr geöffneten, ungetrübten Sinn; und Sinn ist, nicht minder als Auge und Ohr, der Verstand und die Vernunft; ein jedes auf seine Weise. Wie wir aber gesehen, so ist unser mannichfaltiger Sinn auf mannichfaltige Weise umnebelt und getrübt durch die schädlichen Dünste, welche aus der Region unseres Herzens aufsteigen und so die Klarheit und Wahrheit unserer Erkenntniß trüben. „Unser von Affecten und Leidenschaften bewegtes Gemüth — wurde gesagt — unser Mangel an Aufmerksamkeit, unsere Zerstreuung, unsere Uebereilung, der Mangel an Wachsamkeit über uns selbst und unsere Zustände, überhaupt unsere Thorheit, lockt uns vom Wege der Wahrheit ab und in die Schlingen des Irrthums.“ Ist dem nun so, so haben wir nichts zu thun als von unserer Thorheit zu lassen, und die Pforten der Wahrheit sind uns geöffnet, und die des Irrthums schließen sich zugleich von selbst. Wie aber es anfangen um die Thorheit aus unserm Busen zu verabschieden, welche die Schellen der Täuschung und des Irrthums, und des Vorurtheils an ihrer Narrenkappe trägt, und Zerstreuung und Leichtsinn zu Gefährten und Dienern hat? Aufrichtigkeit zunächst gegen uns selbst ist nöthig, und, haben wir diese errungen: aufrichtiges Streben nach Wahrheit. Dieses wird uns aufmerksam, gesammelt, besonnen machen, und uns vor Täuschung, Irrthum, und Vorurtheil aller Art bewahren. Denn woher wohl Alles, was wir im Gebiete der Wahrheit besitzen, als von aufrichtigen, unbefangenen, die Wahrheit treu und rein suchenden Seelen? von einsältigen Kinderseelen, die mit kindlicheuschem Sinne die Wahrheit in dem Gebiete auffaßten, für welches ihnen eben der Sinn geöffnet war! Die größten Genien im Gebiete der Wissenschaft und der Kunst, so wie im Gebiete des praktischen, das

Leben gestaltenden, Lebens, sie haben sich ederverzeit durch einfältigen Kindersinn ausgezeichnet: und der Charakter dieses Sinnes ist der der Wahrheit selbst, der ungefärbten Lauterkeit und Aufrichtigkeit des Herzens. Das Herz muß die Wahrheit suchen, so wird der Geist sie finden; und alle Vorsichtsmittel gegen Täuschung und Trug, Wahn und Irrthum, sind vergeblich, wenn das Herz ein Schalk ist. Man kann mit Hülfe des Verstandes subtile und verwickelte Theorien aufbauen, die den glänzenden Schein der Wahrheit heucheln, aber durch und durch falsch sind weil ihr erster Schritt (point du départ) eine Lüge ist. Alles was Sophisma heißt, hat seinen Urgrund nicht im Verstande, sondern im Herzen. Demnach ist, wir wiederholen es, das beste Mittel der Wahrheit auf der Spur zu bleiben: daß man selbst wahrhaft sey. Geschieht dieß, so werden Sinne, Verstand und Vernunft nicht irre geleitet. Die Vernunft überhaupt ist nicht irre zu leiten; aber wohl wird ihre Stimme übertönt, wenn wir uns vom Getöse der Welt übertönen lassen. Die Wahrheit spiegelt sich nur in der inneren Klarheit ab, diese aber ist nur die Begleiterin des Friedens im Gemüth, und dieser, der nichts anderes als die innere Einigkeit ist, kann nicht ohne die Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit bestehen. Alles Gedeliche im Leben bewegt sich um diese Axt; so auch die echte Erkenntniß. Eine Erkenntniß, die keine wahre ist, ist keine; und die wahre Erkenntniß geht nur aus dem Wahrheitsfönn hervor. Dieser ist der natürliche Schutzgeist gegen alle Täuschung, allen Irrthum, alles Vorurtheil; er duldet nicht daß sich des Etwas des Erkenntnißvermögens bemächtige; und so wird durch ihn das rechte Erkennen in aller Art gesichert, und allem Scheinwissen, von welchem das Reich unseres Wissens noch so sehr belastet ist, Thor und Thür verschlossen.

§. 228. Gefahren des bildenden Vermögens.

Das bildende Vermögen, welches man auch geradezu das Kunstvermögen nennen könnte, ist bei seiner Entwicklung und Ausbildung einer doppelten Art von Gefahren ausgesetzt: von außen nämlich der falschen Anleitung, von innen dem falschen Streben. Was zuerst jene äußere Gefahr betrifft, so beruht sie auf der falschen Kunstansicht, die man den falschen Geschmack nennt und die zu jeder Zeit die Verderberin der Künste gewesen ist. Es gibt keine Kunst, die nicht zu ihrer Zeit durch den falschen Geschmack gelitten hätte. Die Baukunst, die Bildhauerkunst, die Malerei, die Poesie selbst, hat solche Perioden erlebt. In diesen Tagen scheint auch die Reihe an die Musik zu kommen, nachdem sie ihren höchsten Gipfel erreicht hat: denn allezeit ist der Culminationspunkt einer Kunst der Anfang ihres Verfalles; und das Talent, das in der Periode des Kunstverfalles erwacht, wird unvermeidlich in den Strudel des falschen Geschmacks hineingezogen. Der falsche Geschmack ist die Frucht des ungenügsamen Menscheingeistes, der aus der Grenze des wahren Schönen heraustritt, weil er entweder in fremde Gebiete hinüberschweift, wie z. B. die Musik in das der Malerei, oder die Malerei in das der Poesie; oder weil er geradezu das Unschöne in sich aufnimmt, wie die Bildhauerkunst häßliche Gestalten der Natur oder fragenhafte der Phantasie. Wo einmal solcher Ungeschmack eingerissen ist und sich der Sinn an seine Darstellungen gewöhnt hat, da wird auch die Anleitung dazu von verdorbenen Meistern und durch falsche Muster den angehenden Schülern gegeben, und so das Falsche in immer weiter abschweifenden Wegen fortgepflanzt. Hier ist nun ein falsches Streben auf Seiten der Schüler von selbst die nothwendige Folge solcher Verlehrtheit. Allein dieses falsche Streben, als die zweite

Art der Gefahr, welche der bildenden Kraft Verderben droht, kann auch auf anderen Wegen herbeigeführt werden, und wird es auch nicht selten sogar zur Zeit der echten Kunstblüthe selbst. Ja man kann sagen, daß von solchem falschen Streben ursprünglich der falsche Geschmack ausgeht. Verdorbenes Gefühl entweder, oder verdorbene Phantasie, oder Eitelkeit und Dünkel bringen ein solches falsches Streben hervor. Das Gefühl wird verdorben namentlich und hauptsächlich durch sinnliche Motive. Sobald sich einmal die Sinnlichkeit der Künstlernatur bemächtigt, so ist es auch um die Reinheit, und folglich um die Schönheit der künstlerischen Produktionen geschehen. Einen Beweis geben die Perioden der lasciven Poesie. Luxus und weiches Leben erzeugen dieses Herabsinken und diese Verworfenheit des Gefühls. Bei dem nahen Verhältniß aber, welches zwischen dem Gefühl und der Phantasie besteht, ist es nicht zu verwundern, wenn und daß die letztere von dem ersteren in die niedrigen und unkünstlerischen Kreise des Bildens hinabgezogen wird. Die Phantasie bleibt rein und keusch, so lange das Gefühl seine Reinheit und Keuschheit bewahrt. Sobald aber diesem der Blüthenstaub der Unschuld abgestreift ist, wird auch jene in das Verderben hineingezogen, und wirkt nun wiederum ihrerseits auf die gänzliche Verwahrlosung des Gefühls. Die schaffenden Elemente, wenn sie einmal aus dem Bunde der Schönheit getreten sind, wirken gegenseitig als zerstörende Gifte auf einander ein. Aber nicht genug. Auch Eitelkeit und Dünkel, wurde gesagt, leiten den Künstler irre und verderben ihn. Der Künstler aller Art muß, wie der Schöpfer, unsichtbar in seinen Schöpfungen leben oder über denselben schweben. Tritt er selbst mit seiner, nicht Individualität, sondern Subjectivität, mit seiner persönlichen, moralischen, Beschränktheit,

Mangelhaftigkeit und Fehlerhaftigkeit in den Kreis seiner Kunstgebilde ein, so erscheinen diese nicht mehr als der Abdruck reiner Idee, sondern unreiner moralischer Natur. Und eine solche Unreinheit liegt in der Eitelkeit und dem Dünkel. Wie diese Fehlerhaftigkeiten schon die Fortschritte in der Entwicklung und Ausbildung des Künstlers hemmen, so prägen sie sich auch in seinen Leistungen selbst ab. Nichts ist beleidigender für den echten Kunstsinne, als wenn wir diesen Spuren der Künstlerschwäche in dem Werke des Künstlers begegnen. Sie verunstalten, sie verderben das Ganze. — Ohne Selbstverläugnung gibt es, wie keine echte Tugend, so keine echte Kunst; denn hierin sind beide, Kunst und Tugend, auf das innigste mit einander verwandt; und nicht ohne Bedeutung und Wahrheit nennt man den echten Künstler einen Virtuosen; so wie denn auch am Ende die Kunst des Lebens die höchste der Künste ist. Der Eitle, der Dünkelvolle, wird nie, weder ein großer Künstler, noch ein großer Mensch. Und gleichwohl, wie leicht ist es, daß das natürliche Streben zu gefallen, in welchem der Künstler gewissermaßen den Frauen gleicht und welches ein Hebel seines Wirkens ist, in Eitelkeit ausarten, in die Schwäche, nicht durch das was man thut, sondern was man ist, zu gefallen; und wie leicht ist es, daß das Gefühl der uns einwohnenden Kraft, welches uns nur stützen und begeistern soll, uns bis zur wahnvollen Ueberschätzung dieser Kraft berausche, und in diesem Rausche den Dünkel erzeuge, welcher der Vater unendlicher Fehlritte ist. So sind viele gute Talente, wo nicht immer untergegangen, doch um den schönsten Preis ihres Ruhms gekommen, indem sie die reine Anerkennung ihrer Leistungen unmöglich machten. Die jungen Dichter unserer Zeit, oder bestimmter unserer Nation, sind die

sprechendsten Belege für diese Behauptung, und zeigen uns auf die auffallendste Weise, wie sehr oft ein gutes Naturell durch diese Auswüchse einer kränkenden Subjectivität verdorben wird. Allerdings begünstigt eine Zeit vor der andern diese inneren Gefahren des bildenden Vermögens. Auf je höherer Stufe die Kunst steht, je strenger die Erziehung zu derselben ist, je unerschbarer die großen Muster derselben erscheinen: desto mißtrauischer wird auch der angehende Künstler zu sich selbst, desto bereitwilliger erkennt er in der Schwierigkeit des zu Leistenden die Grenzen seiner Kraft an, desto höher stellt er die echten Meister, und desto tiefer sich selbst. Allein wo sich in der Kunst schon große Fehler zu großen Schönheiten gesellen, wo man mit Leichtigkeit die letzteren sich anzueignen wähnt, indem man die ersteren copirt, ja zu übertreffen sucht; zu einer Zeit, wo die reinen Muster in ihrer stillen Größe vor dem Pomp und der Pracht eines blendenden Glitterstaates zurücktreten; kurz, zu einer Zeit wie die unsrige ist, da ist der Entwicklung des Unkrauts, von dem wir reden, die günstigste Witterung gegeben. Und so sehen wir dieses denn auch in dem Gebiete jeder Kunst, die dermalen noch gehandhabt wird, auf das reichlichste wuchern: in dem der Malerei und Musik nicht minder, als in dem der Poesie; und es scheinen sich so nach die Gefahren des bildenden Vermögens gerade in unserer Zeit recht auffallend zusammen zu drängen.

§. 229. Verwahrungsmittel.

Wo sich der Genius regt, wo ein Talent erwacht, da ist der glücklich Begabte zunächst von aller Gemeinheit und Verdorbenheit zu entfernen. Die schöne oder erhabene Natur und einfache Menschen müssen ihn umgeben. Welche Richtung auch das bildende Vermögen

nehme, so muß die Poesie es leiten und nähren, und der Geist der Alten muß den werdenden Künstler umschweben. Ihre Einfachheit, ihre strenge Schönheit muß ihm das Richtmaß des Schönen vorhalten und den Schönheitssinn in ihm entwickeln und geleiten. Unter den neuern Dichtern sind diejenigen die vorzüglichsten, welche den alten am nächsten kommen: daher muß sein geistiger Umgang auf sie beschränkt seyn. Welcher der Künste er nun auch besonders huldige, so müssen ihn die besten Muster erziehen. In ihnen muß er athmen und leben. Bei allem diesem muß sein Gemüth rein erhalten werden, und die grobe Sinnlichkeit darf ihn nicht berühren. Mit den großen Charakteren der Geschichte muß er vertraut werden, und an den besten muß er seinen eigenen Charakter entwickeln. Ein Künstler, überhaupt ein Mensch, ohne Charakter, ist keiner. Das Wesen des Charakters aber ist die Freiheit und Selbstständigkeit. Die Charakterbildung fällt demnach mit der moralischen zusammen, und diese ist nicht denkbar ohne die Aneignung des religiösen Prinzips. Der Künstler muß ein religiöser Mensch seyn: kein Schwärmer in Gefühlen, kein Grübler in mystischen Vorstellungen, kein geistiggedrückter blinder Nachbeter von Menschenfahrungen, sondern ein aufrechter und einfacher Diener des Höchsten, ein Gottvertrauender und Gottergebener Mensch. Also geleitet wird er auch vor allem falschen Streben bewahrt werden: er wird seine Kunst nicht um des Vortheils und der Ehre willen suchen und treiben, sondern ihr aus eingebornem, innerem, man darf wohl sagen, heiligem, Nothwendigkeit huldigen und die schönsten Zustände seines Lebens in sie einbilden. Von der Idee ergriffen, wird er auch nur sie in sich und aus sich auszugestalten streben. Eitelkeit, Dünkel, Anmaßung wird in

ihm keine Wurzel fassen. Er wird unmittelbar und unverrückt sein Ziel verfolgen, und nur den Beifall der Edelsten, Besten, Gebildetsten suchen. Dieser Beifall wird ihn nicht stolz und übermüthig machen, sondern nur ermuntern zu dem Bemühen, desselben immer würdiger zu werden. So wird er glücklich den Klippen und Gefahren entgehen, an denen so Viele, nicht ohne Veruf für die Kunst, scheitern und untergehen. Dieser Veruf für die Kunst aber ist es vor Allem, welcher auch erwiesen seyn muß; und es ist die Schuld derer, welche den Künstler zu bilden befähiget sind, wenn sie dem Unfähigen, dem Unberufenen den Eingang in ihr Heiligthum gestatten. Das Unglück eines ganzen Lebens geht aus einer solchen fehlerhaften Richtung und Bestimmung hervor; und es bleibt eine feste Regel, daß nur das entschiedene Talent sich der Richtung zur Kunst überlassen darf. Welches sind die Zeichen des Talents? der eingeborne, unwandelbare, durch kein Hinderniß zu unterdrückende Trieb, der eigenthümliche, eine bestimmte Form der Schönheit leicht aufzufassende Sinn, und die in diesem Sinne zu bilden strebende, an eigener Kraft reiche Phantasie. Eine solche Natur ist es, bei welcher es sich der Mühe verzehnt die angedeutete Leitung einzuschlagen, und sie auf die angegebene Weise vor falschem Streben zu bewahren.

Viertes Kapitel.

Gefahren und Verwahrungsmittel des Willens.

§. 230. Gefahren des Willens als bestimmungsfähiger Kraft.

Die erste Erziehung ist es, welche dem Willen zum meist die künftige Freiheit oder Sklaverei zubereitet. Hier ist von den Gefahren die Rede, welche dem Willen als bestimmungsfähiger Kraft drohen. Der Wille wird bei der Erziehung unmittelbar oder mittelbar unter das Joch gebracht. Zunächst unmittelbar: durch despotischen und blinden Zwang. Eltern und Erzieher, welche die Kinder zu Allem, was sie thun sollen, zwingen, durch Furcht und Schmerz aller Art, erziehen aus ihnen vollkommene Sklaven, welche, eingeschüchtert, und bloß zum blinden Gehorchen gewöhnt, nie, oder spät und nach schweren Kämpfen, eine eigene, freie Selbstständigkeit des Lebens erlangen. Sie bleiben in der Regel stets unter der Leitung und Vormundschaft Anderer, und werden, nachdem die Umstände sind, der Raub und die Beute listiger Betrüger, oder das Spielwerk und die Maschinen kalter und engherziger Despoten. Gemeinhin wird bei solcher Erziehung auch die Ausbildung des Herzens und Geistes vernachlässiget nicht bloß, sondern geradezu verwahrloset. Es ist auch nicht anders denkbar. Wo die ursprünglichste Menschenkraft unterdrückt wird, wie sollte man da den übrigen Kräften aufhelfen wollen. Gleichwohl läßt sich, auch ohne unmittelbaren Druck auf den Willen, eine mittelbare Schwächung und Erlähmung desselben nachweisen, die aus vernachlässigter Ausbil-

dung des Herzens und Geistes entsteht, diese Vernachlässigung und ihren Einfluß bloß und für sich allein betrachtet. Das Herz ist das Begehrungsvermögen. Wird den Begehrungen, den Trieben und Neigungen des Herzens, die sich leicht und zeitig genug auf eine falsche, namentlich auf die sinnliche, Seite schlagen, nicht bei Zeiten die richtige Bahn vorgezeichnet, und wiefern sie zu Ausschweifungen aller Art hinführen, nicht zeitig genug der Zügel angelegt, so bemeistern sie sich des Willens, und bringen ihn in die Gewalt der zügellosen Gelüste, dergestalt daß nun die Leidenschaften die Tyrannen und Despoten des Willens werden und er für immer ihr Sklav wird; eine Sklaverei, die in moralischer Hinsicht eben so verderblich ist, ja noch verderblicher als die erste, von welcher wir gesprochen: denn dort ist es ein fremder Zwang, welcher den Menschen ohne seine Schuld beherrscht; hier aber ist der Mensch nicht von Schuld frei zu sprechen, weil neben der Gewalt der Leidenschaften auch die Gesetzgebung der Vernunft erwacht, die aber ihren Einfluß auf den Sklaven seiner Lüste verliert. — Auf ähnliche Art, nur in anderer Beziehung, erzeugt denn auch endlich die Vernachlässigung der geistigen Cultur eine Sklaverei des Willens: die geistige. Nämlich wo durch Mangel an Ausbildung des Erkenntnißvermögens, namentlich des Verstandes und der Urtheilskraft, die intellektuelle Freiheit und Selbstständigkeit nicht hervorgerufen und gesichert wird, da nisten sich irrige und verkehrte Vorstellungen über die Welt und ihre Verhältnisse zum Menschen, ja über die höchsten Angelegenheiten der Menschheit, namentlich in religiöser Beziehung, ein, und der Mensch wird der Sklav von Täuschungen, Irrthümern und Vorurtheilen, welche vom wesentlichsten Einflusse auf sein handelndes Leben,

folglich auf seinen Willen sind. Der Wille geräth auf diese Weise in geistige Sklaverei, z. B. in die des Aberglaubens, welche Sklaverei die quälendste Tyrannin des Menschen ist. Denn da wo sich der Wille selbst durch falsche Vorstellungen fesselt und lähmt, ist nicht so leicht an Erlösung zu denken; und diese Art von Sklaverei ist eine verzehrende Qual, die das Leben benagt. — Und so sind denn hiemit die Gefahren des Willens, als bestimmbarer Kraft, angegeben, welche, wenn sie nicht in der Jugend zu umgehen sind, dem Menschen in späterer Zeit unvermeidliches Verderben drohen.

§. 231. Verwahrungsmittel gegen die Gefahren des Willens als bestimmungs-
fähiger (bestimmbarer) Kraft.

Nach den verschiedenen Seiten hin, von welchen aus der Wille gefährdet werden kann, muß er auch geschützt und verwahrt werden. Auch dieß muß, auf mannichfaltige Weise, bereits in früher Jugend geschehen, weil in späterer Zeit auch die Abhülfe meist zu spät kommt. Zunächst muß, statt des äußeren Zwanges, durch welchen der Wille frühzeitig gelähmt wird, ein entgegengesetztes Verfahren eingeleitet und verfolgt werden. Wir meinen hiemit nicht das entgegengesetzte Extrem: die Verwöhnung des Willens zu despotischer Willkür; denn es ist im Gegentheil dargethan worden (§§. 215. 218. 221.), daß der Wille an Gehorsam gewöhnt werden muß. Dieser Gehorsam soll aber kein sklavischer seyn; und dieses ist die entgegengesetzte Verfahrungsweise, von welcher hier die Rede ist. Der Wille muß frühzeitig als freie Kraft anerkannt und als solche behandelt werden. Als freie Kraft behandelt den Willen nur die Liebe. Der werdende Mensch muß

der Liebe gehorchen lernen. Auf diese Weise lernt er gehorchen ohne seiner Freiheit beraubt zu werden. Die Liebe ist auch nicht ohne Zucht; aber die Zucht der Liebe ist keine sflavische, sondern eine freie. Unter dieser Zuchtmeisterin demnach wird der Wille vor Sklaverei bewahrt: denn die Liebe ist nicht ungerecht, nicht herrisch, und nicht quälend, auch wo sie ernst und strenge erscheint. Das jugendliche Gemüth empfindet, und der jugendliche Sinn erkennt dieß auch gar leicht; und so wird hiebei eben so wenig sflavische Unterwürfigkeit, als Störrigkeit und Widerspänstigkeit erzeugt. — Was nun zweitens die Bewahrung des Willens vor Sklaverei von Seiten des begehrenden und leidenschaftlichen Herzens betrifft: so ist bei Zeiten auf sittliche Herzensbildung zu sehen, und das Gefühl der Reinheit und Keuschheit des Herzens, und die Bewahrung der Schranke und des Maßes ist in allen vorkommenden Fällen — und sie kommen täglich und stündlich vor — zu erregen und zu unterhalten. Auch hier ist die Liebe die beste Erzieherin, und das Wort der Liebe hat einen mächtigen Einfluß auf das kindliche Herz. Vor Allem aber wirkt hier das Beispiel der Umgebung selbst, welche nicht rein und keusch genug seyn, sich nicht genug in Maß und Schranke bewegen kann. So wird die schöne Tugend der Mäßigung in allen Begehungen des Herzens zur leichten und schönen Gewohnheit des Lebens; und alle Gefahren, welche dem Herzen späterhin drohen mögen, finden es bereits hinlänglich geschützt und gewaffnet. — Endlich was die Gefahren der Willenssklaverei von Seiten des Geistes betrifft, so ist auch hier frühzeitige Gewöhnung an freies Aufmerken und Beobachten, an eigenes Denken und Urtheilen das sicherste und beste Hülfsmittel zur Entwicklung des Geistes als freier und selbstständiger Kraft;

und es versteht sich von selbst, daß zugleich mit dieser Bemühung um den jugendlichen Geist, die Sorge und Wachsamkeit verbunden ist, welche verhütet, daß sich nicht falsche Vorstellungen und Ansichten, Wahnbegriffe und Vorurtheile einschleichen, die eine lähmende Kraft auf den Willen äußern; sondern daß frühzeitig der Mensch gewöhnt werde, seinen freien Willen auch nur durch den freien, selbst erzeugten und als richtig erkannt, Gedanken zu bestimmen. Wozu aber nothwendig gehört, daß auch der Wahrheitsinn im Menschen zeitig geweckt und in Anregung unterhalten werde, weil nur dieser Sinn die wahre Freiheit des Geistes zu erhalten im Stande ist. Was so viel sagen will: daß die Ausbildung des erkennenden Vermögens jederzeit in Beziehung auf die Vernunft selbst stehen muß, welche der eingeborne und keiner Bestechung oder Verfälschung unterworfen, Wahrheitsinn des Menschen ist.

S. 232. Gefahren des Willens als selbstbestimmender Kraft.

Wie der durch Zwang mißhandelte Wille ein sklavischer Wille wird, so wird der sich selbst frei überlassene Wille ein despotischer. Auch dieß schon in früher Jugend. Die Tyrannen und Unterdrücker einzelner Individuen und ganzer Völker werden auf solche Weise gebildet. Aus der Nicht-Gewöhnung des Willens zum Gehorsam gestaltet sich der Wille zur bloßen Willkühr, die kein Gesetz anerkennt, und deren Wahlspruch ist:

„*Sic volo, sic jubeo! stat pro ratione voluntas!*“

Die Willkühr, von vielen so hochgeschätzt und für das Attribut, für den Charakter der freien Menschheit gehalten, ist dennoch nichts mehr und nichts anderes,

als ein ausgearteter, nicht unter Zucht und Regel gebrachter Wille. Die Willkühr ist nichts weniger als frei, weil sie sich an kein Gesetz bindet: denn sie steht unter der Herrschaft der Launen und Neigungen, der Gelüste und Begierden des Individuums, in welchen sie vorherrschend ist. Die Willkühr ist der Hebel aller Ungerechtigkeiten und Vergehungen, aller Verbrechen und Grausamkeiten. Der Mensch, der Willkühr Preis gegeben, ist wie das Schiff, das ohne Steuerruder von den Winden getrieben wird. Aus der Willkühr entwickelt sich der Troß und der Starrsinn, die Willenshärte und die Despotie. Man lasse nur dem Kinde überall seinen Willen, und die erste Frucht der Willkühr bricht in dem Eigenwillen hervor. Der Eigenwille ist das Nest der Selbstsucht, in welchem sie ihre böse Brut: die Habsucht, den Neid, den Dünkel, die Herrschsucht und ähnliche Sprößlinge, füttert und groß zieht. Der Eigenwille ist also die Grundlage mannichfaltigen menschlichen Verderbnisses. Ein eigenwilliges Kind läßt sich zunächst nicht ziehen und nicht bilden; und so pflanzt sich vom verwahrloseten Willen aus die Verwahrlosung auch auf Geist und Herz fort. Es würde viel wenigere, in ihren Gefühlen und Vorstellungen verschrobene, sich selbst und Andern zur Pein lebende, Individuen geben, wenn ihnen in früher Jugend der Wille, was man sagt, gebrochen worden wäre, nicht durch grausamen Zwang, sondern durch liebevolle aber ernste Gewöhnung zum Gehorsam. Jedoch hier ist nur noch von den Gefahren des sich selbst überlassenen Willens, nicht von den Mitteln gegen diese Gefahren die Rede. Und kann der Mensch einer größeren Gefahr anheim fallen als der, daß er durch seinen eigenen Willen verderbe, d. h. nicht mit seinem Willen, nicht absichtlich, aber doch so, daß der Wille

das Werkzeug seines Verderbens wird. Und dennoch kann es mit dem Menschen auch dahin kommen, daß der nach Ungebundenheit, ja nach Schrankenlosigkeit strebende Wille, eben weil er überall auf Schranken stößt, zuletzt sich selbst zu vernichten angereizt wird, indem ihm jedes Zusammentreffen mit der Schranke verhaßt und qualvoll ist. Und so gelangt der Mensch durch Verwahrlosung des Willens an die Grenze der Tollheit oder des Selbstmords.

§. 233. Verwahrungsmittel.

Es ist nichts Neues, was wir hier beizubringen haben; es ist nur die Erinnerung an früher ausgesprochene Wahrheiten, die wir hier unter Einen Gesichtspunkt und zum Behuf des vorliegenden Zwecks zusammenfassen. So gewiß das Schicksal unseres Lebens auf unsern Handlungen beruht, und so gewiß der Wille die Springfeder unseres handelnden Lebens ist: so nöthig ist es auch, daß diese Urkraft unseres Lebens, wie in ihrer Unverletztheit, so auch in ihrer bestimmungsgemäßen Beziehung zu unserer übrigen Lebendigkeit erhalten, vor allen Dingen aber, daß sie zu dieser Beziehung durch richtiges Verfahren eingeweiht und gewöhnt werde. In der Deconomie des innern Lebens darf keine Macht sich zur Ober- und Alleinherrschaft erheben wollen: denn nur im freien Bunde aller seiner Kräfte gedeiht das innere Leben, wie das äußere in der naturgesetzlichen Verbindung der seinigen. Wie im organischen Leben kein Glied derselben, z. B. das Gefäßsystem oder das Nerven-System abseits des andern und vor dem andern wirken kann ohne Zerrüttung der Lebensordnung herbeizuführen: so darf auch im freien Seelenleben weder das Gemüth, noch der Verstand, noch der Wille das Primat an sich zie-

hen wollen ohne Störung und Unordnung auf allen Seiten. Hier ist blos davon die Rede, daß der Wille nicht sich über die übrigen Lebenskräfte unseres inneren Wesens erhebe. Auch ist ihm seine feste Stelle in dem allgemeinen Kraftbunde des Seelenlebens angewiesen. Er ist allerdings die erste Macht, wenn vom handelnden Leben die Rede ist: denn er ist die Kraft des Anfangens; aber darum ist er nicht die Höchste; wie denn besagter Maßen es keine höchste Macht unter den Seelenkräften selbst gibt, sondern jene Macht außerhalb und oberhalb des Kreises der Seelenkräfte in dem des allgemeinen Bewußtseyns liegt und keine andere ist als die gebietende, wenn auch nicht eben die herrschende, Vernunft. Wie jede Kraft der Seele, so soll sich auch der Wille der Vernunft unterwerfen, als wodurch allein die Despotie, die er sich so leicht und gern anmaßt, verhütet wird. Die Vernunft verlangt unbedingten Gehorsam. In Gehorsam muß demnach der Wille zunächst gewöhnt werden; und zwar, ehe die eigene Vernunft erwacht ist, an Gehorsam gegen fremde Vernunft. Wie dieser einzuleiten und zu üben sey, ist früher dargethan worden. Der Wille braucht durchaus einen Leiter, und der natürliche Leiter des Willens ist der Verstand; weshalb man auch von Alters her Verstand und Willen, als die wesentlichen ideellen Kräfte des Menschen, zusammengepaaret hat. Auch sind Verstand und Wille unmittelbar an einander geknüpft. Allein obschon der Verstand den Willen zu leiten bestimmt ist, soll doch dieser jenem nicht unterworfen seyn: denn beide sind einander ihrer natürlichen Bestimmung nach blos coordinirt. Der Verstand muß demnach selbst unter der Vernunft stehen, und nur ihr Werkzeug, ihr Vermittler, in Hinsicht des Willens seyn. Anders als durch den Verstand kann die Ver-

nunft nicht zum Willen sprechen. Denn selbst wenn sie sich bloß als Gefühl ausspricht, im Gewissen, muß der Verstand den Inhalt dieses Gefühls zum Behuf des Willens als Norm und Regel, als Maxime des Handelns denken; und der Wille handelt sodann nicht unmittelbar nach dem Gefühl, sondern von dem Gedanken des Rechts und der Pflicht geleitet. Und so ergibt sich denn was zu thun ist um die Thätigkeit des Willens vollständig zu sichern, daß sie nicht in Despotie ausarte. Nämlich außer und neben der Gewöhnung des Willens zum Gehorsam überhaupt muß der Verstand sorgfältig entwickelt und geübt, zugleich aber auch gewöhnt werden, unbestochen vom sinnlichen Gefühl und vom selbstischen Interesse, auf die Stimme der Vernunft zu merken, deren erstem Erwachen die moralische Cultur begegnen muß, Kraft welcher die Hindernisse beseitiget werden, welche dem Wirken der Vernunft in den Weg treten könnten, und durch welche Cultur dieses Wirken zugleich auf alle Weise gefördert wird. Und so ist denn zu ersehen, daß hier die Seelenpflege abermals an die Geistespflege grenzt und auf sie hinweist, so daß ohne diese letztere jene erste nicht als vollständig gedacht werden kann. Wovon sogleich mehr. Hier nur schlußlich soviel, daß auf die angegebene Weise der Zweck, den Willen vor Ausartung in Despotie und vor den Gefahren derselben zu bewahren, mit Sicherheit erreicht wird.

§. 234. Schluß.

Und so hätten wir denn die Seelenpflege nach allen ihren Beziehungen verfolgt und dargestellt. Wie sich nun aus dem Früheren ergibt, daß dieselbe die Leibespflege zur Grundlage hat, und ohne diese gar nicht Statt finden kann: so geht auch aus ihrer Eigen-

thümlichkeit selbst hervor, was eben (§. 233.) von neuem bemerkt und schon in der Theorie (§. 47.), angedeutet ist, daß „die Seelenpflege ohne die Geistespflege nicht bloß unvollständig ist, sondern geradezu nicht bestehen kann.“ Wie die Seelenpflege in der Leibespflege ihre Basis, so hat sie in der Geistespflege ihr Prinzip; und sie steht daher billiger Weise zwischen beiden in der Mitte. Vergeblich würde man sich bemühen zum Behuf der Seelengesundheit bloß mit der Seelenpflege, unterstützt durch die Leibespflege, auszukommen: denn nur die freie Seele ist gesund; und nur „wo der Geist ist, da ist Freiheit.“ Der Geist ist das Licht, das den Tag in das Seelenleben bringt; und ein Seelenleben, nicht vom Geiste durchdrungen und erhellt, ist nur das Leben eines Nachtwandlers oder eines Träumenden; weshalb denn auch die meisten Menschen, indem sie den Geist von sich weisen, nur Nachtwandlern oder Träumenden gleichen, wandelnd „im Thal der Finsterniß und des Todes,“ auch wenn ihnen in ihrem tiefen Dunkel die blendende Fackel der Wissenschaft vorleuchtet und die Regenbogenfarben der Kunst entgegen schimmern. Sie sind befangen im Endlichen und Nichtigen; ihre Mühe und Arbeit ist auf das Vergängliche gewendet, und ihre Zukunft selbst ist nur eine näher kommende Vergänglichkeit. O, daß sie erkennen möchten, wie nichtig das Leben ist; wenn es eben nur auf das Richtige verwendet wird; und da die Zeit selbst nur das Element der Nichtigkeit ist: daß sie es doch der Mühe für werth halten möchten, den vorüberrauchenden Augenblicken ihres Lebens das Gepräge des Unvergänglichen, des Ewigen, aufzudrücken, und sich dadurch selbst die Unvergänglichkeit zu sichern. Wer nur für die Zeit lebt, erntet auch nur von der Zeit, was sie geben kann: das Verschwinden und

den Untergang in dem allgemeinen Strome der Dinge; wer aber, im Endlichen, für den Geist, für das Ewige lebt, erntet auch vom Geiste das ewige Leben, dessen Begriff und Wesen freilich sehr Vielen „ein Aergerniß und eine Thorheit“ ist. Denen aber, denen der Geist etwas gilt, wird auch die Geistespflege ein Gegenstand von hoher Bedeutung seyn; und für diese schicken wir uns nun an, zu ihrem und unserem Frommen, und zugleich in ihrem Geleite, dieses Gebiet der höchsten Lebenspflege zu durchwandern und in ihm die höchste Nahrung für unsere Seele aufzufinden.
